Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-BWR-688

Otto Zierer Geschichte Afrikas

ERSTER BAND

WELTGESCHICHTE
SIEBENUNDZWANZIGSTES BUCH

Otto Zierer

GESCHICHTE AFRIKAS

ERSTER BAND

FERNER STRAND AFRIKA
Von 3000 v. Chr. bis 1840

BUCHGEMEINSCHAFTS-AUSGABE

Lizenzausgabe
mit Genehmigung des Sebastian Lux Verlages, Murnau
für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Printed in Germany · Buch Nr. 5327/6

FERNER STRAND AFRIKA

von 3000 v. Chr. bis 1840

Dunkel und geheimnisvoll wie der Dschungel ist die Geschichte Urafrikas. Es gibt keine schriftlichen Quellen, die von den Ereignissen jener Frühzeit berichten, keine Großbauten mit steinerner Bildschrift künden von den Taten längst verstorbener Generationen. Nur die mündliche Überlieferung erzählt von Reichen, die vor Jahrhunderten erstanden, blühten und wieder verfielen. Farbige Märchen und Legenden malen das Bild reicher, üppiger Fürstenhöfe, der Lärm von Schlachten donnert über die weiten sonnenflimmernden Ebenen, und mächtige Völkerschaften durchwandern den Kontinent von Ozean zu Ozean.

Alles Wissen und Forschen um die Geschichte der Negerstaaten ist nur ein Tasten und Suchen in der Dunkelheit, ein Beleuchten von Einzelbegebenheiten, deren Bedeutung und Zusammenhang oft unklar bleibt. Das, was wir Europäer Geschichte nennen und als historisch empfinden, berührt Afrika zu allen Zeiten in entscheidendem Maße nur von außen. Es ist, von uns her gesehen, großenteils Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte europäischer oder orientalischer Mächte.

Aus diesen Gründen werden in dem vorliegenden ersten Band der Geschichte Afrikas vor allem jene Begegnungen behandelt, welche antike, mittelalterliche und neuzeitliche Entdecker, Kaufleute, Forscher und Eroberer bis ungefähr zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit den eingeborenen Volksstämmen Afrikas hatten. Die bodenständige afrikanische Geschichte wird überall dort eingefügt, wo ihr Ablauf Bedeutung für größere Räume oder fernere Entwicklung erhalten hat.

»Tief im Schatten eines Torbogens hockt ein weißhaariger
Mann vor seinem Webstuhl.
›Erzähl' uns was, Sanda, erzähle . . .‹
Und Sanda, der Weber, erzählt: ›Die Alten sagten, es
gab einmal einen großen Negerkönig
in einer großen Stadt. Er nannte sich Kankan Mussa,
die Stadt hieß Gao . . .‹
Und siehe, die ganze Vergangenheit leuchtet auf
im Schatten des Torbogens . . .«
Aus »Die drei Gesichter Afrikas« von Jean Gabus

Gold, Weihrauch und Myrrhen

Die Sonne, Ägyptens Gestirn, steht als leuchtende Goldscheibe über dem hunderttorigen Theben. Gelbe Sandschleier überziehen den flimmernden Himmelsbogen, unter dem der heilige Strom träge dahinfließt. Nach Westen hin, wo das weißgraue Gebirge aufragt, klafft die Baustelle des neuen Tempels gleich einer Wunde in der Wüste.

Die Stadt Theben liegt am rechten Ufer des Nils. Das Altstadtviertel ist eine Anhäufung von vielen Lehmhütten mit flachen Dächern, von Palmblattschuppen und niederen Behausungen – ein regelloses, von gewundenen Gassen durchschnittenes Gewürfel, aus dem die rotbraunen, schlanken Stämme der Palmen mit ihren Federkronen emporragen.

Staub und Dunst liegen über der Hauptstadt, dumpfer Lärm murrt aus den engen Straßen. Das Tempel- und Palastviertel, das mit seinen gewaltigen Mauern und schräg ansteigenden Toren sein eigenes, stolz verschlossenes Dasein innerhalb der Stadt führt, ist von einem Truppenkordon umzogen. In den weiten Höfen stehen die neuen Streitgeschwader bereit, am großen ummauerten Tempelteich lagern Scharen von Bogenschützen, und im Schatten der gedrungenen, riesigen Säulenwälder scharren die Rosse der Reiterei.

Ein Teil dieser Heerscharen sind Tempelsoldaten und unterstehen dem Befehl der Priester, aber die Kerntruppe ist stolz darauf,

unter dem Kommando des Thutmosis zu dienen, des Prinzgemahls, der eben von einer Beratung bei seiner gestrengen Gemahlin kommt, gefolgt von Generälen, hohen Beamten und Adeligen.

Der göttliche Pharao, des Gottes Amon-Res irdisches Abbild, hat im Prunksaal der Wesire Audienz gehalten.

Seit Jahren herrscht eine Frau als Pharao über das Doppelreich Ägypten, Makaré Hatschepsut (um 1479 bis 1457 v. Chr.), das bedeutet »Wahrheit ist das Wesen des Re« und »Die Erste der Herrlichen«. Die Halle, in der Hatschepsut empfängt, wird »Sitz der Throne der Welt« genannt.

Der Audienzsaal hat sich geleert, die Streitgespräche zwischen den Ministern des Pharao und Thutmosis und seinen Parteigängern sind verstummt. Die Königin sitzt mit starrem, maskenhaftem Antlitz auf dem erhöhten Thron. Sie trägt die Doppelkrone mit Lotos und Schlange, das zweifarbige, an den Seiten wie Flügel gefaltete Kopftuch und den breiten Schmuckkragen aus Lapislazuli, Goldplättchen und Smaragden. Ihr Gesicht ist weiß gepudert, die Brauen sind mit schwarzer Tusche nachgezogen, die Wimpern gefärbt und die Lippen mit Henna gerötet. In der Rechten hält Hatschepsut den Krummstab, das Zeichen der Pharaonenwürde; denn Ägypten, Kleinod der dunklen Erde, gehört ihr.

Ihr Blick umfaßt den Saal. Das Zederngebälk ruht auf Papyruskapitellen und ist wie die kolossalen Säulen bedeckt mit Bildschriften und farbig getönten Spruchbändern. Hinter dem goldenen Thronsessel steht eine halbrunde, funkelnde Wand aus Goldblech und Emaille- und Edelsteinmosaik. Eine riesige rotgoldene Scheibe zu Häupten der Königin stellt die Sonne, das sieghafte Gestirn Amon-Res, dar.

Lautlos bewegen sich die Straußenfederwedel der Sklaven; unbeweglich stehen die Priester, die Minister und der Hofstaat unter dem lichten Gebälk der Halle.

Hatschepsut wendet sich mit einer kleinen, kaum wahrnehmbaren Bewegung dem hochgewachsenen Manne zu, der zur Rechten des Thrones in abwartender Haltung verharrt. Der athletische Körper ist mit einem Rock aus feinstem Leinen bekleidet, die braune Brust ist unbedeckt, um den Hals trägt der Hochgewachsene den funkelnden Edelsteinkragen des hohen Staatsbeamten.

»Laßt mich allein«, sagt die Königin leise, »nur Senmuth soll bleiben!«

Der Tempel der Königin Hatschepsut in Der-El-Bahari

Hatschepsut bleibt regungslos gleich einer Statue sitzen, während die Höflinge und Diener sich unter tiefen Verbeugungen zurückziehen. Ihr Auge ruht auf einer hieratischen Bildschrift, die dem Throne gegenüber an die Wand gemalt ist. Diese Schrift, deren Schrift in vielen Tempeln des Landes zu den Betern spricht, verkündet, daß Hatschepsut die Tochter des Gottes Chnum und der letzten Nachkommin der Altpharaonen, der Prinzessin Ahmose, ist. Gott Amon-Re selber stellt sie den Göttern mit den Worten vor:

»Sehet meine Tochter Hatschepsut! Sie soll leben! Ich liebe sie, ich bin mit ihr zufrieden!«

Die Vergöttlichung des Pharao ist für viele Ägypter priesterliches Blendwerk, fromme Legende – von der Hofpartei ins Volk getragen. Die Parteigänger des Thutmosis spotten über die Gottähn-

lichkeit Hatschepsuts. Sie fordern, daß ein kriegserfahrener Feldherr wie Thutmosis die Zügel der Regierung in die Hände nehme und daß er die sieggewohnten Heere Ägyptens über die Grenzen in die Länder der Feinde führe.

Müdigkeit liegt über dem Antlitz der Königin.

»Senmuth«, sagt sie klagend. »Unser Herz ist schwer wie ein Stein aus den östlichen Wüsten, und tiefe Schatten legen sich über Uns, gleich den Fittichen eines Dämons.«

Ihre Hände umkrampfen die Armlehne des Thronsessels.

»Kaum haben wir Unserem Bruder-Gemahl Thutmosis erlaubt, den Spuren Unseres großen, verewigten Vaters zu folgen und den Feldzug ins Südland zu unternehmen, da fordert er neue Waffen, neue Truppen und neuen Krieg. Wir aber wünschen den Frieden, der allein der Ernährer der Völker ist.

Es gibt eine alte Erzählung, von welcher die weisen Priester des Osiris in Unseren Kindertagen sprachen. Eisen, das graue Metall – so sagten sie –, sei ein tückisches Geschenk des Gottes Typhon an die Menschen. Mit Eisen habe er seinen lieblichen Bruder Osiris ermordet, und der rote Rost sei nichts weiter als die unzerstörbare Blutspur der Untat. Um die Eisengruben in ihren Besitz zu bringen, haben Unsere Vorfahren die Feldzüge gegen Syrien unternommen. Viel Blut ist für Eisen geflossen, und neue Blutströme will Unser Bruder-Gemahl vergießen.

Thutmosis ist voller Unrast und Ehrgeiz. Haben Wir ihm nicht erlaubt, in das Land Nubien südlich Unserer Grenzen einzubrechen? Er hat zahllose schwarze Sklaven aus dem Süden mitgebracht, seine Barken kamen beladen mit Elfenbein, Straußenfedern und kostbaren Harzen zurück. Er hat die Grenzen Äthiopiens erreicht und die Stadt Napata am vierten Nilkatarakt erobert; seine Kundschafter sind in die große Wüste und zu den gewaltigen Seitenströmen des Nils, ja bis unter die Wände der urwaldbedeckten Mondgebirge vorgedrungen. Und immer noch verlangt es den Unersättlichen nach fremden Ländern und nach Schlachtenlärm.

Jetzt will er freventlich bis zu den unbekannten Quellen des heiligen Stromes vorstoßen. Die alten Schriften der Tempel jedoch gebieten, daß es nur dem göttlichen Pharao zukomme, das Geheimnis der Herkunft des Nils zu erforschen und das Erforschte schweigend in seinem Herzen zu bewahren.

Wir wünschen nicht«, sagte Hatschepsut in leidenschaftlichem Zorn, »daß Thutmosis seinen lästerlichen Plan ausführt. Er verstößt gegen die Befehle der Götter und bedroht das Glück Unseres Landes. Der Platz des Thutmosis ist zu Füßen Unsres Thrones. Er ist ein Bastard meines Vaters aus unebenbürtiger Ehe. Es ist mein Wille, o Senmuth, daß in Unserem Namen eine Expedition ausgehe, die heiligen Quellen des Nils zu erreichen – doch sie möge friedlich ziehen mit Geschenken für die schwarzen Völker des Südens.«

Senmuth, der Günstling der Königin, verbeugt sich tief mit vor der Brust gekreuzten Händen. Die Edelsteine des Schmuckkragens klirren leise.

»O Königin von Nord und Süd, Tochter der Sonne, Goldhorus, Schenkerin der Jahre, Göttin der Aufgänge, Herrin der Welt, Gebieterin beider Länder, Beleberin der Herzen, du, o Mächtige!

Deine Weisheit hat die Wahrheit gesprochen: Es soll etwas Großes geschehen, deinen Namen hell wie einen Stern vor dem Volk erstrahlen zu lassen. Doch muß es das Unmögliche, kaum zu Vollbringende sein? Mußt du Gefahr laufen, an der Erforschung des Nilursprunges zu scheitern, den kein Sterblicher je ergründet hat? Erlaube, o Göttliche, daß ich in dein Gedächtnis rufe, was uns die Priester von der Herkunft des heiligen Stromes berichten:

Fern im Mittagslande entsteigt der Strom einem tiefen Abgrund zwischen den beiden Bergspitzen Krophi und Mophi. Hier ist die Stelle, an der Gott Hapis, der Segenspendende, vom Himmel herniedersteigt. Hapis ist der Sohn der Sonne und der Wolke, sagt die Legende. Wir begreifen, daß damit die dampfende Feuchtigkeit des Ozeans gemeint ist, die, von der Glut der Sonne aufgesogen, sich über den Mondgebirgen Äthiopiens zu Regenwolken verdichtet, um in endlosen Regengüssen über die kahlen Granitkegel herabzustürzen. Aufwallend nehmen die Fluten des Nils ihren Weg in weite Morast- und Seengebiete.

Langsam strömen die Wasser des Flusses dem Meer entgegen. Der Haß böser Mächte legt Wüsten, Gebirge und brennende Glut vor die Bahn des Stromes, und käme nicht der Gazellenfluß aus den Bergen des inneren Landes zu Hilfe, der Nil erreichte nicht die Stelle am Rand der Mondberge, wo aus dunklen Hochwäldern und Klüften zahlreiche Sturzbäche herabstoßen, seinen Lauf zu stärken.

Hundert und abermals hundert Tagereisen stromauf sind es vom heiligen Elephantine bis zu den Quellen des heiligen Nils. Wilde Völkerschaften bewohnen den Süden, und böse Dämonen lauern mit tausend Tücken am Wege. Niemals, o Licht des Reiches, werden deine Sendboten aus den Wüsten, Wäldern und Bergen wiederkehren, und vergeblich wird dein Bemühen um das Haupt des Nils sein. Darum rate ich ab von deinem Vorhaben.«

Trauer zieht über das Antlitz der Königin, ihre Hand beschattet die dunklen Augen, und sie seufzt tief.

»Ach Senmuth«, klagt sie, »Vertrauter meines Herzens, ich bin mit Sorgen beladen. Unsicher ist mein Thron, und meine Schatzkammern sind erschöpft. Und ich habe nicht einmal das Vermächtnis meines Vaters erfüllt. Unvollendet steht der Felsentempel und liegt das Grab dort drüben am Wüstenrand. In meinem Ohr klingen Tag und Nacht die Worte des sterbenden Königs: ›Hatschepsut, ich muß scheiden. Sie werden mich verscharren wie einen Sklaven. Ich habe keine Wohnung für den Tod. Und weil ich keine Wohnung habe, kann ich keine göttlichen Rechte im Reiche des Todes beanspruchen. Ich werde nicht mit Amon-Re in die Barke steigen, um dem Gott zusammen mit den anderen Sonnenbrüdern das Geleit durch das Todestal zu geben. Ich war ein großer Pharao. Die geringsten meiner Ahnherren haben ein Grabmal, ich aber bleibe heimlos im Tode!‹

So sprach mein Vater, der König. Wie aber soll ich ihm ein Haus des Opfers und des Todes bauen, wenn die Macht des Thrones schwindet und wenn die Mittel fehlen, den Tempel zu vollenden? Rate mir, Senmuth, was soll geschehen?«

»Göttliche, seit mehr als vier Monden wandern meine Gedanken auf vielen Pfaden, um einen Weg zu suchen, der den Namen des erhabenen Pharao zur Sonne emporhebt. Seit zwei Tagen kenne ich den Weg: Er führt in das Sagenland Punt mit seinen unvorstellbaren Reichtümern. Höre, o Herrscherin, was dein getreuer Diener in den Tempelbüchern erkundet hat:

Vor fünfzehnhundert Jahresläufen geschah es unter der Regierung des Pharao Sahureh, des zweiten Herrschers der fünften Dynastie, daß eine Flotte von Seeschiffen aus dem Hafen am Roten Meer auslief und südwärts segelte. Sie fuhr ins Land Punt und kehrte nach drei Jahren zurück mit 80 000 Maß Myrrhen, 6 200 Gewichten Gold und Silber und 2 600 kostbaren Edelholz-

stämmen, auch schwarze Zwerge brachte man mit für den Tempeldienst. Viele Expeditionen fanden in der folgenden Zeit die Meeresstraße nach Punt. Im Tempel des dritten Pharao Mentuhotep, der sechsundvierzig Jahre lang glücklich regierte, sind noch heute Bildinschriften zu lesen, wie Punt-Fahrer ihm Reichtümer an Weihrauch, Gold und Myrrhen zu Füßen legen. Dieser Tempel, o Göttliche, liegt, wie du weißt, westlich von Theben in der Wüste.

Ich habe die Inschrift am Grabe des Steuermanns Knemhotep in Elephantine entziffert, in der es heißt, daß der Verstorbene zusammen mit seinem Kapitän elfmal die Reise ins Land Punt unternommen habe. Aber dieser Knemhotep lebte vor mehr als achthundert Jahren, und seit fünfhundert Jahren ist kein ägyptisches Schiff mehr zu der großen Fahrt nach Süden ausgelaufen. Revolutionen, der Einfall der Hyksos-Räuber und das Auftreten von Piraten im Roten Meer lähmten die Schiffahrt Ägyptens. Jetzt aber, Hatschepsut, sind dank den heldenhaften Taten deines erhabenen Vaters die Wüstenräuber aus dem Lande gejagt, und die Seeräuber haben sich gegenseitig ausgerottet. Die Zeit ist günstig, meine Herrin Hatschepsut kann die Tradition wieder aufnehmen, Ruhm an ihren Namen heften und den kriegerischen Unternehmungen ihres Gemahls Thutmosis zuvorkommen durch eine hohen Gewinn bringende Tat des Friedens. Wenn du, Königin beider Reiche, Schiffe nach Punt aussendest, wirst du tiefer in den rätselhaften Süden vorstoßen, als wenn du die Quellen des Nils suchen ließest, und deine Segler werden Schätze herbeischaffen, die ausreichen, den Opfertempel und das Haus des Todes für deinen Vater und dich zu vollenden.«

Die Wangen der Pharaonin färben sich mit feinem Rot.

»O Senmuth«, sagt sie überrascht, »deine Worte erleichtern Unser Herz! Es sei, wie du sagst: Wir wollen Schiffe nach Punt schicken und Gold, Weihrauch und Myrrhen holen. Wir werden Gold für die Soldaten und für die Bauleute haben. Wir werden uns die Priesterschaft der Tempel geneigt machen durch reiche Gaben von mondlichtfarbenem Weihrauch, und um das Haus Unseres toten Vaters wollen Wir Myrrhenbäume pflanzen zum Erstaunen der Völker . . .«

Die Königin schweigt einen Augenblick, dann fragt sie besorgt: »Wer kennt den Weg über das Meer nach der Küste von Punt?«

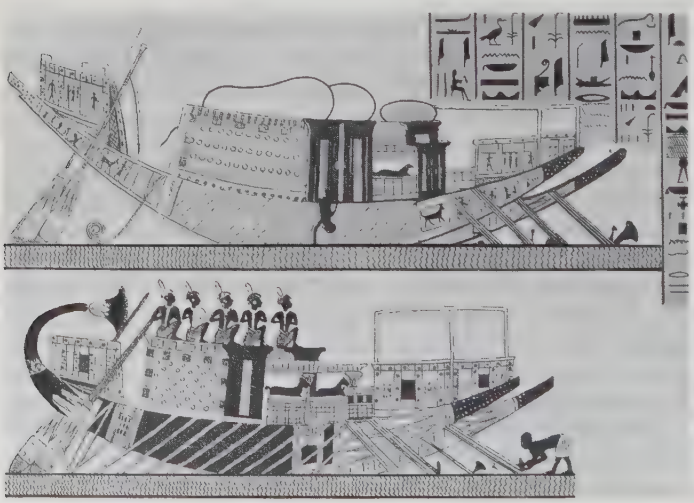
»In den Familien der Seeleute«, antwortet Senmuth, »hat sich

die Kunde vom Vater auf den Sohn von Generation zu Generation weitervererbt. Man segelt ein Jahr mit dem Wind gen Mittag nach Landzeichen, die den Schiffern als strenggehütetes Geheimnis bekannt sind. Weit am Rande der bewohnten Erdscheibe liegt Punt, das Land der Sage . . .!«

Es ergeht ein Befehl der Tochter des Amon-Re, des göttlichen Pharao Makaré Hatschepsut, an die Schiffsbauer in Myus Hormus und in Kosseir, kleinen Hafenstädten am Roten Meer, fünf große Dreißigruderer zu erbauen. Lange Karawanen von Lastträgern und Eseln wandern vom Delta und von Theben in den Tälern längst ausgetrockneter Flüsse durch die Wüste zum Meer, dem die roten Felsenberge seiner Westküste den Beinamen »Das Rote« gegeben haben. Die Karawanen befördern Lasten mit Sykomoren- und Nilakazienholz, das von den Handwerkern zu Planken und Balken geschnitten wird.

Die Seiler der Nilstädte haben Auftrag erhalten, feste Taue

Transportschiffe im alten Ägypten. (Ein Wandgemälde aus den Privatgräbern des westlichen Theben)



aus den Fasern der Dumpalme zu flechten, und die Weber stellen aus Flachs, der im Delta reichlich wächst, festes Segelleinen her. Am Strande des Meeres klingen die Sägen und Hämmer der Hunderte von Zimmerleuten.

Mit den Süd- und Südwestwinden des Sommers laufen Seeschiffe aus dem Nilhafen Sile am östlichen Deltaarm aus, um nach Phönikien zu segeln. Die Ägypter fürchten und hassen die Völker auf der asiatischen Seite des Mittelmeeres. Alle Gefahr ist bisher aus Asien gekommen: die Einfälle der berittenen Hyksos, die streifenden Nomadenhorden und heimtückischen Bettlerscharen. Aber der Osten ist unentbehrlich, weil er dringend benötigte Rohstoffe liefert.

Vorüber an der auf weißgrünen Felsen erbauten Stadt Joppe mit ihren Glasschmelzereien und Purpurfärbereien ziehen die ägyptischen Segler nordwärts die Phönikerküste entlang, sie lassen die mächtige Stadt Tyrus und das türmereiche Sidon zur Rechten liegen und laufen Byblos, die große Handelsmetropole im Schatten des Libanongebirges, an. Byblos ist der Hauptumschlagplatz für Zedernstämme und Zedernöl, von seinen Lagerplätzen beziehen die Herren des Nilreiches seit alters das Holz für das Gebälk ihrer Paläste, für die Sarkophagschreine und die Kiele, Planken und Masten der Hochseeschiffe. Denn das sonst so fruchtbare Ägypten ist arm an Bäumen, und jenseits seiner Grenzen weitet sich die baumlose Wüste oder das Meer.

In einem der alten Papyri, die in den Archiven der Tempel zu vielen Tausenden aufbewahrt werden, heißt es:

»Wir brachten 40 Schiffe, beladen mit Zedernstämmen / Wir bauten Schiffe aus Zedernholz / Schiffe von 150 Fuß Länge / Und aus Meruholz zwei Schiffe, 150 Fuß lang / Wir holten das Holz im Land der Barbaren [1].«

Die riesigen Zedernstämme werden zu Balken behauen oder zu Spanten und Planken verarbeitet. Karawanen schaffen das Gebälk in mühseliger Reise zur Pelusischen Nilmündung, Schiffsleute flößen es stromauf, Lasttiere tragen es zu den Werften am Roten Meer.

Im Herbst besucht der Kanzler der Königin, der Baumeister Senmuth, den Hafen von Kosseir.

Er berät mit den Schiffsbauern die Pläne und schlägt manche Verbesserung vor, die er bei den seebefahrenen Phönikern beobachtet hat. Die Meerschiffe der Königin sollen nicht von der Art und Größe jener gewaltigen Floßkähne sein, die im Jahr zuvor die dreißig Meter hohen und siebenhundert Tonnen schweren Obelisken aus den Steinbrüchen von Syene nach Karnak befördert haben. Diese Stromriesen verdrängten fünfzehnhundert Tonnen Wasser, aber Kiel und Gerippe waren leicht gebaut, weil sie nur ihr Eigengewicht und die Fracht zu tragen hatten; die Wellen des Nils hämmern nicht stürmisch gegen die Planken.

Die Schiffe der Punt-Fahrer sind nur neunzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, ihr Tiefgang beträgt vier Fuß. Der Kiel ist – wie bei den erfolgreichen Seeschiffen der Vorfahren – muldenförmig gebogen, so daß sich das Boot dem hohen Wellengang des offenen Ozeans anschmiegen kann und nicht zerbricht, wenn Heck und Bug auf zwei verschiedenen Wogenkämmen lagern.

Senmuth befiehlt, den Schnabel der Schiffe ebenso wie das achtere Horn kräftig auszubilden. Die Kapitäne sollen bei einem Sturm die Längsachse der Schiffe mit riesigen Palmfasertauen sichern, die am Vorderteil und am Ende des Rumpfes befestigt und durch Winden gespannt werden.

In den Monaten der Aussaat und des Wachsens im Niltal kommt Senmuth wiederholt mit großem Gefolge nach Kosseir. Dann bleibt er längere Zeit am Hofe, denn es drohen erneut Unruhen unter den Anhängern des Thutmosis. Endlich, als auf den Feldern das goldene Korn geerntet wird, erscheint er abermals am Roten Meer und findet die Schiffe seeklar auf der geschützten Reede liegen.

Auch die beiden in Myus Hormus erbauten Segler sind eingetroffen, die fünf Punt-Schiffe liegen an der steinernen Mole. Die Maler sind beschäftigt, die Wände und Segel mit bunten Mustern und Inschriften zu bedecken.

Tehuti, der erfahrene Kapitän, der mit einem kleinen Segler viele Male schon Handelsfahrten an der Küste unternommen hat und auch schon bis zur südlichsten Zone des Roten Meeres bei Kap Guardafui gekommen ist, empfängt Senmuth voller Stolz.

Jedes der Hochseeschiffe hat achtzig Tonnen Wasserverdrängung, aus der Mitte des überplankten Verdecks ragt ein schlanker Zedernholzmast mit langer Rahe. Das mit eingenähten Tauen

verstärkte Segel wird mit hölzernen Taljen belegt und ist leicht zu reffen; der Mast ist durch zahlreiche Seile verspannt.

Senmuth prüft die beiden großen Ruder am Heck, durch die die Schiffe gesteuert werden, und die kräftigen Seitenruder, von denen je dreißig an jeder Bordseite in den Blöcken schwanken.

»Wann kann die Flotte auslaufen?« fragt er Tehuti.

Der Flottenführer blickt über die spiegelnde See und hinauf zum wolkenlosen Himmel.

»Herr«, sagt er, »in diesem Teil des Roten Meeres pflegt mit dem Beginn der Nilschwelle der Nordwind zu wehen, der uns günstig ist. Wir sollten zur Zeit des höchsten Sonnenstandes loswerfen, um bis zur Tagundnachtgleiche Kap Guardafui zu erreichen. Von Schiffern, die aus dem Lande weit östlich von Babylon kamen, habe ich gehört, daß jenseits von Kap Guardafui im Spätherbst die Windrichtung nach Südwest geht. Diese Winde werden unsere Segel weiter nach Punt führen.«

Senmuth nickt zustimmend. »Sobald die Überschwemmung des Nils beginnt, werdet ihr die Taue lösen und in See stechen.«

Als die Sommerhitze glühend über dem Land liegt und der Himmel über dem Strom gelblich zittert, laufen Boten der Königin durch alle Städte Ober- und Unterägyptens und verkünden, daß die großen Friedenstaten der alten Herrscher erneuert würden und daß eine Flotte in das geheimnisvolle Land Punt ausfahre, um reiche Schätze zu holen. Das Volk hat seine Sensation, und wenn die Männer und Frauen in der Abendkühle vor ihren Hütten kauern, sprechen sie von der kühnen Unternehmung Hatschepsuts. Das Ansehen der Königin steigt und verdunkelt den Kriegsruhm ihres Gemahls Thutmosis.

In Kosseir treffen Beamte der Krone und auserwählte Soldaten ein, die an der abenteuerlichen Schiffahrt teilnehmen sollen. Viele Esellasten mit feinem ägyptischen Linnen, Körbe mit kunstvoll gefaßten, unechten Schmuckstücken und Krüge voll bunter Glasperlen werden in den Laderäumen der Schiffe verstaut. Ägypten will in Punt Handel treiben, keine Eroberungen machen. Auch Werkzeuge, Hacken, Spaten und Brechstangen, werden an Bord geschafft, da uralte Papyri davon erzählen, im Punt-Land könne man Gold und Edelsteine im Erdboden finden.

An jenem Tag, als in den Tempeln von Elephantine und Theben die Gongs dröhnen und die Pylonen brennen, das feierliche Ereignis der Nilflut zu verkünden, befindet sich Senmuth mit vielen Priestern und hohen Beamten in der Hafenstadt am Roten Meer. Als kostbarstes Abschiedsgeschenk bringt er dem Kapitän Tehuti jahrhundertealte Tempelschriften, in denen berühmte Hochseeschiffer, wie der Seemann Knemhotep und der Steuermann Hwj, ihre Erfahrungen zu Protokoll gegeben haben. Die Papyri sind Senmuth von der wohlgesinnten Priesterschaft zugänglich gemacht worden.

In einer Versammlung der Schiffsführer liest er die wichtigsten Stellen vor, denn keiner der Kapitäne kann die streng geheimgehaltene Priesterschrift lesen.

Die Berichte geben Auskunft über Entfernungen, Meeresströmungen, Windverhältnisse und bezeichnende Landmarken im wenig befahrenen oder ganz unbekannten Südteil des Roten Meeres. Die Kapitäne zeichnen als Gedächtnisstütze einfache Bilder auf Blätter aus Papyrus, die auf der großen Fahrt ihre eigenen, von den Vorvätern überkommenen Kenntnisse vervollständigen sollen.

Nach feierlichen Prozessionen und Weihefeiern werfen die fünf Dreißigruderer die Taue los. Eine vieltausendköpfige Menge ruft Abschiedsgrüße hinüber, langsam gleiten die schlanken Boote seewärts, kreuzen die runden Molentürme des Hafens und furchen die tiefblauen Wasser der Bucht. Die großen Segel entrollen sich, während die Knechte sich noch immer in die Ruder legen. Wind bläht das Tuch, die Schiffsschnäbel wenden sich dem offenen Meer entgegen, und wie eine Schar Schwäne zieht die Flotte in die Ferne.

Im Herbst liegen die fünf Segler in einer kleinen Bucht nahe dem kahl und zerklüftet vorspringenden Kap Guardafui an der Ausfahrt vom Golf in das große Meer und warten auf das Einsetzen des Nordostwindes, der sie nach Süden tragen soll.

In wochenlanger Fahrt sind sie an der Küste des Roten Meeres entlanggekrochen und gut durch die Enge gekommen, die wegen ihrer sengenden Hitze ebenso gefürchtet ist wie wegen der lauernden Seeräuber. Zur Linken sind die himmelragenden, blauen Schatten der Gebirge emporgewachsen, die gleich wachsamen Erd-

riesen vor den Pforten des Sabäerlandes drohen, rechts standen die düsteren Hochgebirge Äthiopiens gleich Tortürmen vor dem Horizont. Das Land war unfruchtbar, sandig, zerklüftet und meist unbewohnt. Kaum, daß die Schiffer da und dort eine Bucht fanden, die Nacht zu verbringen, Süßwasser aufzunehmen oder vor einem Sturm Schutz zu suchen.

Die Tage der Ruhe in der Bucht bei Guardafui benutzt Tehuti, einen Auftrag zu erfüllen, den ihm Senmuth, der Kanzler, mit auf die Reise gegeben hat. Immer, wenn sich Gelegenheit findet, sollen Soldaten in Begleitung von zwei Schreibern an Land gesetzt werden, um die küstennahen Gebiete, ihre Bewohner und ihre Besonderheiten zu erforschen. Die Berichte werden dazu dienen, die geographischen Kenntnisse der Priestergelehrten in Theben zu erweitern.

Um diese Zeit ist das Weltbild der Ägypter, obschon sie das am höchsten kultivierte Volk sind und in Astronomie, Geometrie, in der Kunst und in zahlreichen Wissenschaften Hervorragendes geleistet haben, noch sehr begrenzt.

Das Stromtal des Nils, das einem Grabenbruch des Kontinents folgt und sich im Delta verästelt, bedeutet ihnen die Mitte der Erdscheibe, über deren gewölbte Ränder sich der Himmelsbogen hebt. Das Mittelmeer, auf dem ägyptische Schiffer bis Phönikien, Zypern und Kreta fahren, ist die Achse der Erdscheibe. Doch schon über die Gebiete der achäischen Barbaren, über die Küstenstreifen der Libyer, Berber und über das sagenhafte Land der Westbarbaren weiß man wenig oder nichts – meist Seemannsgeschwätz, zufällige Berichte einzelner Handelsfahrer oder Matrosen.

Das Niltal steht in Handelsbeziehungen mit den Staaten und Städten der Hethiter, der Mitanni von Assur und mit dem reichen Stromland Babylonien. Durch Reisende hat man davon gehört, daß es weiter ostwärts noch riesige Landstrecken mit Wüsten, Gebirgen und Strömen gebe. Im Dämmerlicht zwischen Wirklichkeit und Sage liegen die Länder Persien, Indien und das Reich Chin am Rande der Erdscheibe. Auf den Märkten tauchen manchmal Saphire, Rubine, Smaragde, goldenes Geschmeide, blauer Farbstoff, seltsames Geld und Perlen aus jenen fernen Ländern auf. Der Süden jedoch – die weite, ungeheure Masse Landes – von dem Ägypten ein Teil ist – liegt völlig in Dunkel gehüllt.

Nicht viel weiter reicht die geographische Kenntnis der Ägypter, als die Heere des Thutmosis I. und Thutmosis III., des Bruder-Gemahls der Königin Hatschepsut, marschiert sind. Ägypten hat das nubische Land Kusch erobert, Kundschafter sind stromauf bis an die äthiopischen Felsengebirge vorgedrungen. Dahinter liegt eine schweigende Welt, angefüllt mit unbekannten Gefahren und unüberschreitbaren Hindernissen.

Auch das Meer, das wie ein im Unendlichen verfließender Strom die Erdscheibe umfließt, ist rätselvoll und fremd. Im Westen, jenseits der Berge, die das Himmelsgewölbe stützen, wogt der Atlantische Ozean, im Osten das Rote Meer. Hinter Kap Guardafui enden alle geographischen Vorstellungen der Ägypter – die Fahrt nach Punt ist hohes Wagnis und kühnes Abenteuer.

Die Priestergelehrten von Theben ahnen nicht einmal, daß es ein Kontinent ist, an dessen Küsten die Flotte des Tehuti entlangsegelt. Jener ungeheure, unübersehbare Koloß von Land, der später Afrika heißen wird, südlich der großen Wüsten und südlich der großen Nilschleife, ist für die Menschen jener Zeit ohne Maß, Form und Gestalt. Sie wissen nicht, daß er im äußersten Norden und Süden Wüsten, in seiner Mitte Steppen und Urwälder trägt. Von seinen Menschen kennen sie nur jene ebenholzfarbigen nubischen Sklaven, die nach den Feldzügen der letzten Pharaonen herdenweise ins Stromland getrieben worden sind.

Noch tausend Jahre nach Hatschepsuts Regierungszeit wird Ägypten nicht viel mehr über das große Afrika wissen. Als der griechische Weltreisende Herodot im Sudan weilt, erfährt er trotz allen Forschens nur, daß die Gebiete südlich der Küstenländer voll wilder Tiere seien; westlich von Theben, wo die von der Sonne verbrannten Gebirge emporragen, beginne eine sandige Hochfläche, die erst bei den Säulen des Herkules am Atlantik ende. Über das Gebiet südlich der Sahara aber schreibt Herodot, und er folgt damit den allgemeinen Anschauungen seiner Zeit:

»Jenseits dieser sandigen Erhebungen nach Süden zu gibt es nichts als eine furchtbare Wüste, wo sich weder Wasser noch Baumwuchs noch wilde Tiere finden, ein Land ohne jede Feuchtigkeit . . .«

Und wieder sechshundert Jahre nach Herodot schreibt der gelehrte Geograph von Alexandria, Ptolemäos:

»Zur Zeit des nördlichen Winters nähert sich die Sonne so sehr dem Südteil der Erdscheibe, daß wegen der übermäßigen Hitze im Süden jedes Leben und auch der Aufenthalt von Menschen unmöglich wäre: Grund genug, sich diesen Ländern fernzuhalten . . .«

Schrecklicher, dunkler Erdteil voller kosmischer und irdischer Gefahren!

Die Erkundungsmannschaften, die Tehuti, der Führer der Punt-Flotte, in die küstennahen Gebiete um das Kap Guardafui entsendet, berichten ebenfalls nur von menschenleerem Land, von ausgedörrtem Boden und wüstenähnlichen Ödflächen.

Eines Herbstabends steigen über der östlichen Kimm des Meeres schwarze Wolken auf, und warmer, feuchter Wind aus Nordosten erhebt seine schweren Fittiche. In der Nacht beginnt es zu regnen, und am Morgen ist der Himmel von dichtem Gewölk bedeckt. Nebel verhängen den westlichen Horizont, wo gestern noch die fernen Umrisse der Gebirge zu erkennen waren.

Gegen Mittag läßt Tehuti die Segel setzen und richtet die Kiele seiner Schiffe aufs offene Meer. Rasch trägt der Wind die fünf Boote südwärts davon. Das Abenteuer der Südfahrt nimmt seinen Fortgang.

Eine Woche lang rollen die Segler in der grauen Dünung des Ozeans, die Ruderer haben die Riemen eingeholt und sitzen untätig auf den Bänken. Ihre ängstlichen Blicke folgen dem brausenden Heranbranden der Wellen und schweifen immer wieder zu dem blauen Schatten im Westen hinüber, der Land bedeutet. Aber auch dort droht tödliche Gefahr, sie sehen, wie sich die hohen Wellen an den Riffen und den Sanddünen brechen und zwischen Himmel und Meer weißschäumend aufsteigen.

Der Wind hält an. Tehuti ist zufrieden mit der Fahrt. Am achten Tage steigert sich der Nordostwind zum Sturm, gerade noch rechtzeitig entdeckt der Ausguck, der am Mastbaum angeschnallt ist, ein Vorgebirge und die geschützte Bucht dahinter. Tehuti steuert die Bai an, in der die Gewalt des Sturmes sich legt und das Wasser nur mit kurzen, krausen Schlägen an die Planken leckt.

In der Bucht beim Vorgebirge liegen zum Erstaunen der Ägypter mit gerefftem Tuch zwei schmale Segelboote, die vor steinbeschwerten Ankertauen schwojen. Tehuti erkennt an Bauart, Besegelung und Bemalung, daß es sabäische Dhaus sind.

Als die Flotte festgemacht hat, kommen die Häuptlinge der Sabäer an Bord der »Sonne von Theben«. Sie geben sich als arabische Händler zu erkennen, die auf der Fahrt nach der Insel Sokotra vom Monsun erfaßt und abgetrieben worden sind. Ihre Schiffe haben als Ladung Weihrauch von jadegrüner Farbe, den sie auf Sokotra gegen Waren aus fernen östlichen Ländern umtauschen wollen.

»Dort ist ein großer Handelsplatz, wo viele Waren ausgetauscht werden«, sagt einer der braunhäutigen Männer, »wohlriechendes Nardenöl von einem Flusse namens Ganges, duftender Zimmet von den fernen Himmelsbergen des Himalaja, schöne Gewebe von Tapropane, Schildpatt aus Malakka und edle Steine. Auch kostbare aromatische Hölzer werden in Sokotra gehandelt . . .«

Als sich die Ägypter vorsichtig nach den Preisen für Weihrauch, Holz und Edelsteine erkundigen, wird ihnen gesagt, daß in den Basaren von Sokotra fast dieselben Summen gefordert werden wie in den Häfen des Roten Meeres.

Und welche Mengen der kostbaren Waren benötigt allein der Amons-Tempel zu Theben!

In einem einzigen Jahre hat die Priesterschaft 2 189 Krüge Duftwasser und 304 093 Scheffel Weihrauch verbraucht. Wer soll diese Verschwendung bezahlen – zu einer Zeit, da die nubischen Goldbergwerke sich völlig erschöpft haben!

Tehuti horcht die fremden Händler aus über das unbekannte Land hinter den Uferklippen.

Die Araber weisen verächtlich in Richtung auf das Festland.

»Das da drüben? Wildes Land! Land der Bestien und der Dämonen! Dort leben keine Menschen, von alters her sind jene Einöden ein Reich des Todes und der Schrecken.«

Die Sabäer wechseln aus schmalen, dunklen Augen schnelle Blicke, über das braungebrannte Gesicht des Sprechers gleitet ein kaum wahrnehmbares spöttisches Lächeln.

Wohl führen die Dhaus Weihrauch für Sokotra, aber die Körbe mit den gelben Harzkörnern sind nur der geringste Teil der Ladung. Auch hat sie durchaus nicht der Monsunsturm gegen das

Vorgebirge südlich von Guardafui abgetrieben. Auch die Sabäer sind auf Südfahrt.

Die beiden Dhaus bergen als Tauschwaren Lanzenspitzen, Äxte, Dolche und Nadeln aus Kupfer und Bronze, in Säcken ruhen bunte Glasperlen im Laderaum. Die Waren tauschen die Araber mit hohem Gewinn gegen Elfenbein, Rhinozeroshörner, Schildkrötenschalen und Palmöl. Ihr Handelsplatz ist das Küstengebiet an der Mündung eines Flusses namens Rufiji, und ihre Kunden sind hochgewachsene Neger, die in kleinen Dörfern aus Palmblatthütten wohnen.

Durch Zufall haben die sabäischen Seefahrer die Tauschplätze der Neger entdeckt. Niemand soll erfahren, daß es in diesem Land der Wüsten und Einöden grüne, fruchtbare Ebenen gibt, dichtbesiedelt von Bauern, Fischern und Jägern.

Seit Urzeiten leben Menschen in den tierreichen Steppen Afrikas, am Ufer der großen Flüsse und Seen und in den Lichtungen der Urwälder. Knochenfunde in Südafrika bezeugen, daß die frühesten Vorfahren der Afrikaner bereits vor Hunderttausenden von Jahren ihre Lagerfeuer zwischen Meer und Gebirge unterhielten. Als Europa von den Gletschern der letzten Eiszeit überdeckt ist, liegt Afrika – auch das Gebiet der Sahara – unter den wehenden Schleiern einer lange währenden Regenzeit. Südmarokko, das Fezzan und die Nubische Wüste sind Wiesenland mit mannshohem, saftigem Gras, durchflossen von mächtigen Strömen. Die Menschen dieser Vorzeit leiden keine Not, denn die Jagd auf die zahlreichen Tierherden ist leicht und ergiebig.

Nordafrika ist in jener Frühsteinzeit stark besiedelt, wie man aus den großen Mengen aufgefundener Faustkeile und Steinklingen schließen kann.

Lange bevor die Gletscher Europas nach Norden zurückweichen, geht die afrikanische Regenzeit zu Ende. Unter der sengenden Sonne eines fast immer wolkenlosen Himmels beginnt die Austrocknung großer Flächen des Erdteils. Die grünen Hochflächen werden zu Wüsten, in denen alles Leben erstirbt. Aber selbst unter den erschwerten Daseinsbedingungen klammern sich die Menschen der Vorzeit an die heimatliche Erde. In Flußtälern, tiefer gelegenen Senken mit hohem Grundwasserstand und in den

Gebirgen, über denen die wenigen Wolken sich abregnen, hausen die Jäger und Sammler.

Der Frühmensch Afrikas ist ebenso wie sein Menschenbruder im fernen Europa angerührt von jenem göttlichen Funken, der ihn treibt, Geschehenes, Erlebtes und Erträumtes in selbsterdachter Form darzustellen. Und es ist seltsam, wie Art und Stil der Felszeichnungen im spanisch-französischen Raum mit den um die gleiche Zeit zu datierenden Darstellungen des afrikanischen Menschen übereinstimmen. Ähnlich wie im Europa der Mittelsteinzeit gibt es in Afrika zwei deutlich voneinander geschiedene Stile der Felsmalerei. In Südfrankreich und Nordspanien überwiegen die Darstellungen aus der Tierwelt, lebendige, bewegte, vielfarbige Bilder, ohne Abbildungen des Menschen; der zweite, in Ostspanien beheimatete Stil trägt steifere Züge, bevorzugt Einfarbigkeit und zeigt den Menschen in vielfältigen Formen.

Auch die Kunst der afrikanischen Steinzeitmenschen unterscheidet sich durch zwei strenggetrennte Stilformen. Das Gegenstück zum südfranzösisch-nordspanischen Stil findet sich in den Gebirgen Marokkos und Algeriens: in Sandstein eingravierte Zeichnungen von Wildtieren mit dem charakteristischen Fehlen jeden Menschenbildes. Die ostspanische Art der Menschendarstellung jedoch ist auf zahlreichen Felsbildern im Atlas, in der Sahara und in der Libyschen Wüste nachzuweisen.

Die Zweiteilung des steinzeitlichen Kunststils wirkt sich bis nach Südafrika aus, wo der bodenständige »Nordstil«, mit dem dunklen Rot der Schattenrißfiguren und den keilförmigen Körpern, mit der strengen und oft feierlichen Linienführung, eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Bildbändern ägyptischer und mesopotamischer Tempel offenbart.

Zahlreich sind die Fragen, die im Zusammenhang mit diesen Tatsachen auftauchen. Hat es vielleicht in Urtagen eine Beziehung zwischen Nordwestafrika, der Sahara, Libyen und dem westeuropäischen Siedlungsraum, zwischen Ägypten-Mesopotamien und Südafrika gegeben?

Niemand weiß eine Antwort auf diese Frage.

Afrika ist bis in die neuere Zeit hinein »geschichtslos« geblieben. Die Geschicke seiner Wald- und Steppenvölker in den vergangenen Jahrtausenden sind nirgendwo aufgezeichnet, es gibt keine steinernen Denkmäler, keine Schrift, keine Urkunde. Nur

Felsmalerei aus Tanganjika (Ost-Afrika)

wenn Eroberer und Entdecker aus den geschichtsbewußten Ländern des Abend- und Morgenlandes irgendwo an der wogenumstürmten Küste des Kontinents landen und eines der Randgebiete

betreten, fällt ein wenig Licht in das geheimnisvolle Dunkel jener gewaltigen Landmasse.

Als eine der frühesten Begegnungen der alten Kulturwelt mit dem unbekannten Afrika werfen die Handelsfahrten der Ägypter nach dem Weihrauchlande Punt, das wahrscheinlich in dem heutigen Somaliland zu suchen ist, einen ersten Lichtstreif.

Drei Jahre bleiben die fünf Schiffe der Punt-Fahrer verschollen.

Im Reich Ägypten schwelt noch immer der Streit zwischen dem Pharao Hatschepsut und ihrem unebenbürtigen Halbbruder und Gemahl Thutmosis III., den sie unter dem Druck der Armee zum Mitregenten ernannt hat.

Das Volk ist im Tiefsten aufgewühlt und schwankt zwischen Hatschepsut, die den Frieden bewahren will, und Thutmosis, der den Krieg gegen die Nachbarn betreibt, um dem verarmten Land Reichtümer zu erobern. Die Baustelle um den Opfertempel der Königin in der westlichen Wüste liegt wie seit Jahren verwaist. Unter den majestätischen Felswänden des Libyschen Wüstengebirges erheben sich unvollendet die drei gewaltigen gemauerten Terrassen jener Tempelanlage, die bereits den Namen »Der Allerprächtigste« trägt. Gerüste, Transportrampen und Steinblöcke bedecken den riesigen Talgrund vor den steil abfallenden Klippen.

Thutmosis verlangt Gold für die Rüstung seiner Streitwagengeschwader, die Priesterschaft verbrennt das Einkommen des Landes in Wolken von sabäischem Weihrauch. Aber die Goldgruben der nordöstlichen Wüste, aus denen noch Thutmosis I., der Vater der Hatschepsut, jährlich vierzig Tonnen Edelmetall hatte schürfen lassen, bleiben erschöpft.

In jenen Tagen, als die Königin sich der Angriffe ihrer Gegner kaum noch erwehren kann, trifft ein Botenläufer aus der Hafenstadt Kosseir vor dem großen Palasttor in Theben ein. Er schwenkt einen weißgeschälten Stab mit der Straußenfeder, zum Zeichen, daß er der Herrscherin günstige Nachricht bringe. Die schweren Flügel der Zederntore schwingen auseinander, Tempelsoldaten geleiten den Boten zur Halle der Wesire. Vor dem Throne der Königin wirft er sich zu Boden und hebt schutzflehend die flachen Hände.

»Langes Leben Euch, Tochter des Amon-Re, Erleuchterin beider

Länder! Sie sind wiedergekehrt, die Ihr ausgesandt habt; sie sind mit reicher Fracht eingelaufen in Kosseir, und keines der Schiffe fehlt. Die Flotte aus dem Goldland Punt liegt sicher vertäut im Hafen.«

Hatschepsut richtet sich hoch auf, ein rascher Blick aus den Augen fliegt zum steinernen Gitterwerk des Daches, über dem der goldfarbene Himmel brennt.

»Dank dir, Vater Amon-Re!« flüstert sie. Laut und gebieterisch befiehlt sie: »Unser Kanzler Senmuth wird die Punt-Fahrer empfangen und sie nach Theben geleiten.«

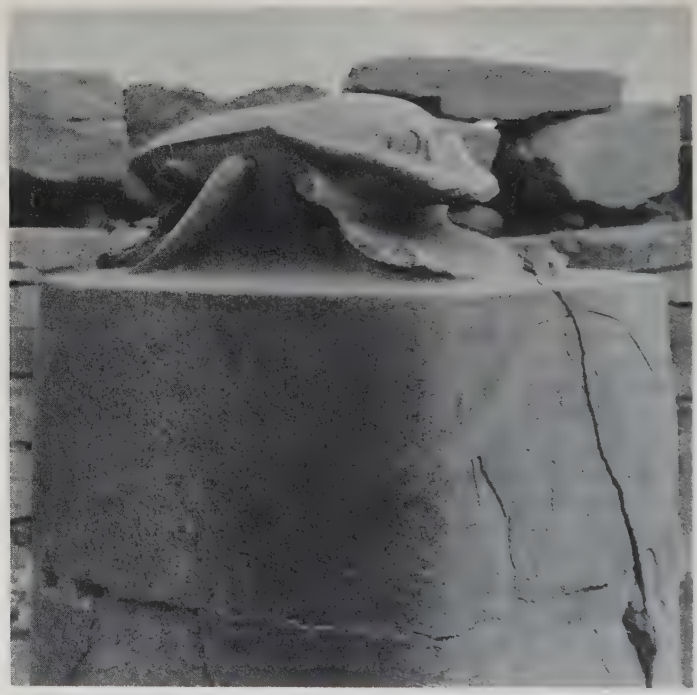
Kapitän Tehuti hat befohlen, daß mit dem Löschen der Fracht gewartet werde, bis Senmuth in Kosseir eingetroffen sei. Die Schiffe sollen unter den Augen des Kanzlers entladen werden.

Die Segler sind vom Deck bis zur Mastspitze mit Blumen und bunten Tüchern geschmückt, als der Kanzler des Reiches mit dem Gefolge hoher Beamten und Höflinge zum Empfang das Hafengelände betritt. Trotz des Blumenschmucks erkennt man, welch schwere und abenteuerliche Fahrt die Schiffe glücklich bestanden haben. Nach mehr als sechsunddreißig Monaten sind sie aus der schrecklichen Meereswüste in den königlichen Hafen zurückgekehrt.

Masten und Rahen scheinen erneuert, die Segel sind geflickt, die bunte Bemalung ist von der Sonne und vom Salzwasser zerfressen. Die Schiffsleute, die vom Deck aus neugierig das Nahen des Festzuges beobachten, sind abgemagert und tragen in den schwarzbraun verbrannten Gesichtern deutlich die Spuren der Überanstrengung.

Die Segler liegen tief im Wasser. An Bord stehen große Bambuskäfige, in denen fremdartige Vögel wie flammende Farbpfeile umherfliegen. In vergitterten Kisten springen Affen mit weißen Haarmasken vor den Gesichtern ruhelos gegen die Stäbe ihres Gefängnisses und greifen nach den Früchten, die ihnen die Matrosen reichen. Auf dem Achterdeck dreier Schiffe sind Bäume in Kübeln mit Stricken festgezurrt; aus den Ladeluken steigen auf Leitern schwarzglänzende Sklaven und schleppen schwere Ledersäcke ans Licht.

Senmuth betritt als erster über den Laufsteg die »Sonne von



Der Skarabäus war das Symbol der Unsterblichkeit. Unsere Abbildung zeigt die einzige bis heute gefundene Skarabäus-Plastik, die in Karnak ausgegraben wurde

Theben«. Tehuti – in diesen drei Jahren fast weißhaarig geworden – kommt ihm entgegen und beugt ehrfürchtig das Knie.

Der Kanzler umarmt ihn und hebt ihn empor.

Am Ufer und auf den Schiffen branden Beifallsrufe auf, die sich stürmisch steigern, als auf einen Wink Tehutis zwei riesige Neger an einer kräftigen Ebenholzstange große, rotgelb glitzernde Ringe herbeitragen, deren Klingeln und Klirren mehr noch als der Augenschein beweist, daß sie aus purem Gold sind.

Senmuth atmet tief auf. Jetzt weiß er, daß er den Tempel, den

man den »Allerprächtigsten« nennt, weiterbauen und vollenden wird. Die Schiffe haben das Goldland Punt gefunden.

Wenige Wochen später bereitet Theben den Schiffsbesatzungen einen feierlichen Empfang.

Auf den Pylonen brennen Freudenfeuer, Weihrauchduft schwingt in blauen Schwaden durch die Tempelhallen und Säulenhöfe. Kupfergongs erdröhnen, Tempelmusikanten säumen die heilige Straße der Sphinxe, der Schall von Harfen, Querflöten und Lauten begrüßt die nahende Karawane mit den heimkehrenden Punt-Schiffern.

Tausend Adelige, Priester und Offiziere geben Senmuth und Kapitän Tehuti das Geleit beim Durchschreiten des Tores, in dessen Gewände die glückhaften Zeichen des Skarabäus eingehauen sind.

Eine große Menschenmenge füllt die Wege, Plätze und Terrassen der Tempelgalerien bis hinunter zum heiligen Teich. An der Nillände schaukeln die Boote der Uferbewohner, die aus den Dörfern stromauf und stromab gekommen sind, den Empfang der Seefahrer zu erleben.

Aus dem Torschatten treten die Träger in das helle Sonnenlicht. Je vier Mann schleppen an Stangen Kübel mit Myrrhenbäumen, es sind einunddreißig Pflanzbäume. Hochgewachsene Neger tragen schneeweiße Elefantenzähne. Ihnen folgen Sklaven mit ledernen Säcken. Die Zuschauer flüstern sich zu, die Beutel seien voll Gold und Edelsteinen.

An der Spitze ihrer Schiffsmannschaften schreiten die Kapitäne. Die Königin hat ihnen für ihren Ehrentag Prachtgewänder überreichen lassen; auch das Schiffsvolk ist neu eingekleidet worden.

Ein ehrfürchtiges Raunen geht durch die Massen, als lange Kolonnen von Arbeitern sichtbar werden, auf deren Schultern Stämme kostbaren Holzes lasten.

Kisten mit Weihrauch werden gebracht, große Mengen des teuersten jadefarbenen Duftharzes, Käfige, in denen Paviane, Seidenäffchen, Hundsaffen und Makis herumtoben. Koppeln kurzhaariger Hunde werden vorgeführt, Vögel, Gazellen und seltsames Urwaldgetier treiben im Strom der Punt-Schätze.

Den Abschluß des Zuges bilden Gruppen verschüchterter Ein-

geborener aus Punt – Neger mit Kraushaar und wulstigen Lippen, Männer, Frauen und Kinder.

Als die Reichtümer Punts vor dem Thron der Königin niedergelegt und Dankopfer dargebracht sind, befiehlt Hatschepsut dem Expeditionsführer, Bericht über seine Reise zu geben. Drei Tempelschreiber mit Pinsel, Rohrfeder und Farbtöpfen sitzen zu Füßen des Thrones und zeichnen mit schnellen Strichen auf, was für die Nachwelt erhalten werden soll.

Tehuti erzählt von fernen Meereseinöden, von Felsenküsten, Sanddünen, Wäldern und Steppen; er spricht von Strömungen, Winden, Stürmen, riesigen Fischen und unbekannten Inseln und von mächtigen Flüssen, deren Mündung man vom Meer aus erkannt hat.

Weit im Süden sind die Schiffe dann in jenen Flußlauf eingedrungen, der nach der alten Überlieferung in das Gold- und Weihrauchland führt.

Nachdem sie drei Tagereisen auf diesem Wasser landeinwärts gerudert waren, kamen sie in das Land der Goldgruben und zu einem Ort, wo die Ägypter von dem schwarzen Fürsten von Punt freundlich empfangen und mit Geschenken bedacht wurden.

In der Niederlassung tauschten sie die Waren, und die Laderäume der Schiffe füllten sich bis zum Deck mit den begehrten Kostbarkeiten.

Wenige Tage später ergeht ein Erlaß der Tochter des Amon-Re, der Erhalterin des Lebens, Makaré Hatschepsut, daß der Felsentempel auf dem Westufer des Nils fertiggebaut, durch herrliche Gärten geschmückt und die Geschichte der wundersamen Seefahrt nach Punt in bunten Bildstreifen und Hieroglyphentexten auf die Innenwände der Säulenhalle auf der obersten Terrasse gemeißelt werde.

Senmuth, der Kanzler und Baumeister Hatschepsuts, vollbringt das Werk.

Eine Inschrift auf den Steinwänden besagt: »Genau und gerecht waren die Gaben von Tehuti. Viel Weihrauch schenkte die Königin ihrem Vater, dem Amon-Re von Theben, und gerecht

wurden geteilt Gold, edle Steine, blaue, grüne und rote, und andere kostbare Dinge zwischen den Tempeln zu Theben und der Königin. Denn ganz voll waren die Schiffe geladen mit den Schätzen des Landes Punt. Es waren vielerlei wertvolle Hölzer, wohlriechende Harze, junger Weihrauch, reines Gold aus dem Lande Aamu, dazu wohlriechendes Harz, eine Menge Ebenholz und Elfenbein, zur Augenweide bemalt mit hundsköpfigen Affen, langschwänzigen Meerkatzen und Windhunden, ferner Leopardenfelle und Eingeborene mit ihren schwarzen Kindern . . .«

Pharao Hatschepsut errichtet einen der schönsten Opfer- und Totentempel des alten Ägyptens und im nahen Gräbertal eine Wohnung für die Ewigkeit, in der der tote Leib ihres Vaters Thutmosis I. und dereinst ihr eigener mumifizierter Leichnam ruhen sollen.

Als nach langer, segensreicher Regierung Königin Hatschepsut

Als Königin Hatschepsut gestorben war, ließ Thutmosis III. alle Bilder und Inschriften seiner verhaßten Frau austilgen. (Relief vom Terrassentempel in Der-El-Bahari, um 1415 v. Chr.)

das Zeitliche segnet und einzieht in die westlichen Wüstenberge, ergreift nach den Jahren des verbitterten Wartens und Zurückstehens Thutmosis III. die Zügel der Regierung. So schwer hat er unter den Jahrzehnten seiner Ohnmacht gelitten, daß es sein erster Regierungsbeschluß ist, den Namen Hatschepsuts und ihres Günstlings Senmuth in allen Schriften und Steinbändern tilgen, ihre Obeliske ummauern und ihre Bildnisse zerschlagen zu lassen. Hatschepsut und Senmuth sollen der Vergessenheit anheimfallen und den zweiten, den wahrhaft ewigen Tod erleiden – den Tod der Seelen, die namenlos und ohne Gedenken durch die Lebenden ins Nichts stürzen.

Als das Werk der Rache getan ist, läßt Thutmosis III., der »Napoleon des alten Ägyptens«, die Kriegshörner erdröhnen, ruft die Armeen zu den Waffen und bricht mit unwiderstehlichem Ansturm in die Länder des Vorderen Orients ein.

Die Legende vom Süden

Als sich Ägyptens Machtbereich weit hinauf in den Norden Syriens vorschiebt, als reiche Beute und Tribute der unterworfenen Völker die Staatskassen füllen, geraten die Friedenstaten der großen Hatschepsut und die einst umjubelten Erfolge der Punt-Fahrer in Vergessenheit. Der Weg in jenes geheimnisvolle Land ist weit und von vielen Gefahren umdroht. Die Staaten der Phöniker, der Kanaaniter und der Syrer jedoch liegen greifbar nahe vor den Streitwagengeschwadern des Pharao. Die wirtschaftlichen Gewinne durch Unterwerfung der benachbarten Völker sind zudem größer und beständiger als der Ertrag einzelner Handelsfahrten.

Jahrhunderte hindurch segelt kein ägyptisches Schiff mehr durch die Enge von Bab el Mandeb, die Meeresstraße zwischen Arabien und Ostafrika. Erst als die Ramessiden, das bedeutende Pharaonengeschlecht in der Nachfolge Ramses' I., im 13. und 12. Jahrhundert v. Chr. das Nilreich zu einem neuen Höhepunkt der Macht führen, nimmt man auch die Tradition der Abenteuerfahrten nach Punt wider auf.

Mit Erfolg werden wieder wie unter Hatschepsut Dreijahresreisen durchgeführt. Die Schiffe kehren, reich mit Gold, Weih-

rauch und Elfenbein, mit Edelhölzern und erlesenen Steinen beladen, zurück. Da lohnende Adern gefunden werden, schickt Ramses III. ägyptische Bergleute aus, die im Punt-Land Gold für den Pharao schürfen.

Ramses III. ist der letzte der ägyptischen Großkönige, der seine Herrschaft über die beiden Reiche Ober- und Unterägypten unbeschränkt ausübt. Nach seinem Tod beginnt eine Zeit innerer Wirren und äußerer Gefahren für das Niltal.

Der übermächtig gewordene Oberpriester Thebens wirft sich zum Pharao Oberägyptens auf; Unruhen brechen unter der ausgebeuteten bäuerlichen Bevölkerung aus, entlegene Provinzen fallen ab, Plünderungen der Tempel und Revolten erschüttern das Gefüge des Reiches.

Schließlich ergreift im Delta der Führer der libyschen Söldnertruppen, Schoschenk, die Macht.

Zur selben Zeit steigt gefahrvoll das assyrische Großreich des Tiglat-Pileser über den Horizont und schickt sich an, die syrischen Außenposten Ägyptens an sich zu reißen.

Ebenso wie Ägypten sind die reichen Handelsplätze Phönikiens – Tyrus, Sidon, Berytos und Byblos – und der unter König David erstarkte Staat Israel von der assyrischen Gefahr bedroht. Der Nachfolger Davids, König Salomo, schließt in dieser unsicheren Lage ein Schutz- und Trutzbündnis mit Ägypten. Schoschenk gibt ihm zur Besiegelung der Abmachung eine seiner Töchter zur Gemahlin und die kanaanitische Grenzfeste Gezer als Hochzeitsgabe. Dem Fürsten des phönikischen Tyrus, König Hiram, verbündet sich Salomo, dem Vorbild Davids folgend, mit einem Freundschaftsvertrag. Noch einmal ist ein Schutzwall vor die Eroberungsheere der Assyrer gelegt.

Das neue Reich Israel hat am Golf von Akaba den schwerbefestigten Hafen Ezeon-Geber gebaut. Salomo räumt seinem Verbündeten Hiram von Tyrus nach Abschluß des Freundschaftsvertrages in diesem Hafen eine Freihandelszone ein unter der Bedingung, daß die seeerfahrenen Phöniker Fachleute zum Bau einer israelischen Handelsflotte entsenden und die Baustoffe liefern.

»Obgleich in der Nähe dieses Hafens große Palmwälder waren, so gab es doch kein Bauholz, und Hiram sah sich veranlaßt, das Holz

auf achttausend Kamelen dorthin schaffen zu lassen. Davon wurde eine Flotte von zehn Hochseeschiffen gebaut . . .[2]«

Auch nach Jerusalem läßt König Hiram Zedernbäume, Gold, Tannenstämme und Erz bringen, damit Salomo sein berühmtes »Haus vom Walde Libanon« – den Tempel Jehovas – bauen kann. Aber das Baumaterial genügt nicht. Man erinnert sich in Jerusalem der ertragreichen Afrikafahrten der Ägypter, erkundet genaue Einzelheiten und schickt die neuerbauten zehn Segler auf die große Abenteuerfahrt. Das Land des Goldes und des Weihrauchs nennt man jetzt nicht mehr Punt, sondern Ophir. Die Schiffsführer sind Phöniker aus Tyrus.

»Und sie kamen gen Ophir und holten daselbst vierhundertzwanzig Zentner Gold und brachten es dem König Salomo . . . Denn die Meerschiffe des Königs, die auf dem Meer mit den Seglern Hirams fuhren, kamen in drei Jahren einmal und brachten Sandelholz und Edelgestein, Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen . . .[3]«

Wieder ist die Berührung des afrikanischen Punt-Landes mit den Kulturkreisen der Alten Welt nur kurz und ohne Nachwirkung. Der politische Himmel verdunkelt sich, bald ist keine Zeit mehr für Abenteuer und Wagnis, für Handel und Wandel, für Gold und Edelsteine, für Tempelbau und Weihrauchduft. Tiglat-Pileser III. von Assyrien überzieht Syrien mit Krieg und macht Israel und die Phönikerstädte zu seinen Provinzen.

In Ägypten schreitet der Verfall fort. Südlich der königlichen Stadt Theben und jenseits der Stromkatarakte hat sich aus den ehemals ägyptischen Grenzprovinzen am oberen Nil ein selbständiger Staat mit der Hauptstadt Napata gebildet; Kaschta, ein Prinz aus altem Pharaonengeschlecht, beherrscht souverän dieses neue Südreich Nubien.

Die Bewohner der Gebiete um Napata und Meroe sind hamitische Hirtenvölker mit starken Beimengungen von Negerblut. Ihre Kultur ist Jahrtausende hindurch von Ägypten beeinflußt worden. Das alte ägyptische Grenzreich Nubien, das einst von Thutmosis III. bis Napata erobert worden war, erstreckte sich südlich bis zum späteren Khartum, südöstlich bis an den Rand

des abessinischen Hochlandes und umfaßte die Gebiete zwischen Atbarafluß und Blauem Nil. Es hatte den Pharaonen lange Zeit reiche Schätze von Gold, Kupfer, Eisen, Salz, Elfenbein, Straußenfedern und schwarzen Sklaven geliefert.

Unter König Kaschta nimmt das unabhängig gewordene und militärisch hervorragend organisierte Nubien einen neuen Aufschwung.

Seine Truppen marschieren in Ägypten ein und erobern das stolze Theben. Piankhi, Sohn und Nachfolger Kaschtas, führt nubische Heere bis vor die Tore von Memphis in Unterägypten.

Zu dieser Zeit wird die seit langem drohende assyrische Gefahr zur grausamen Wirklichkeit. Großkönig Assarhaddon fällt in Ägypten ein, schlägt die Söhne des Piankhi und macht Ägypten zur assyrischen Provinz. Geschützt durch seine Lage, bleibt jedoch das fern im Süden gelegene Nubien unter Pharao Tanut Amon frei von der assyrischen Fremdherrschaft.

Wenige Jahrzehnte später gewinnt auch das alte Nilreich mit der Hauptstadt Memphis seine Freiheit zurück. Griechische Söldnertruppen, herbeigerufen von dem Präfekten von Sais und späteren Pharao Psammetich, werfen durch ihre überlegene Kriegskunst die Assyrer über die alten Grenzen zurück. Ein neues Ägypten, stark von griechischer Kultur beeinflußt, ersteht aus den Wirren der Besatzungszeit. Da auch im Frieden das stehende Heer ausschließlich aus ionischen Landsknechten besteht, entschließt sich der größte Teil der alten ägyptischen Kriegerkaste zur Auswanderung. 240 000 Männer, Frauen und Kinder ziehen in riesigen Kolonnen nach Süden und verstärken in Nubien das ägyptische Volkselement.

Erst unter Psammetichs Sohn, dem Pharao Necho II., beruhigt sich die Lage, und die Tage friedlicher Entwicklung scheinen wiederzukehren. Das Neue Reich Ägypten sieht sich freilich seiner reichen Rohstoffquellen im nubischen Süden, die für den Staatshaushalt immer von entscheidender Bedeutung gewesen sind, beraubt.

Und wie immer, wenn in Theben oder Memphis die Goldkammern leer sind, greift man zu dem hoffnungsvollen Ausweg, Schiffe auf den langen, gefährlichen Seeweg zu senden, um in dem sagenhaft reichen Punt-Ophir oder an anderen Plätzen der unendlich weiten afrikanischen Küste ägyptische Handelswaren

gegen Gold, Kupfer, Edelsteine und andere Kostbarkeiten zu tauschen.

Herodot, der griechische Weltreisende, der 150 Jahre später die ihm bekanntwerdenden historischen Ereignisse der Vergangenheit aufzeichnet, erzählt, Necho habe den für diese Fahrt angeworbenen phönikischen Schiffsführern Auftrag erteilt, von Punt aus weiter nach Süden zu segeln und Ägypten auf der Rückreise durch die Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) und das Mittelmeer von Westen her, also von der entgegengesetzten Seite, zu erreichen.

Ein solcher Kurs würde voraussetzen, daß der Auftraggeber bereits sichere Vorstellungen von der Gestalt des Kontinents hatte, den zu umschiffen er anordnet. Doch ist keine andere Kunde von einem solchen geographischen Wissen aus jener Zeit auf uns überkommen.

Alles bleibt vielen Deutungen ausgesetzte Legende – auch die Punt-Fahrt der Schiffe des Pharao Necho. Angeblich sollen die Segler, nachdem sie aus dem Roten Meer in die Weite des Ozeans gelangt waren, der Ostküste Afrikas bis weit nach Süden gefolgt sein, nachdem sie in Punt ihre Ladung gegen die gesuchten Waren eingehandelt hatten.

Nach zwei Jahren habe man die Schiffe vor den Inseln der Seligen – den Kanaren – und bald darauf vor den Säulen des Herkules – der Meerenge zwischen Spanien und Marokko – gesichtet. Im dritten Jahr seien die phönikischen Kapitäne die nordafrikanische Küste entlanggesegelt, hätten ihre Schiffe in Karthago kalfatert und seien bei Jahresende wohlbehalten durch den inzwischen mit großen Opfern vollendeten Kanal vom Nil zum Roten Meer in ihren Heimathafen an der Küste des Roten Meeres zurückgekehrt.

Die einzige Quelle für diesen Bericht ist der Grieche Herodot. Der große Weltreisende fügt selbst einige Male die Bemerkung hinzu: »... was ich allerdings nicht glaube, die Ägypter aber erzählen ...« – so unwahrscheinlich ist ihm das, was er berichtet.

Als objektiver Chronist führt er eine Tatsache an, die ihn an der Glaubwürdigkeit des berichteten Geschehens zweifeln läßt: die phönikischen Kapitäne hätten – so sagt er – bei ihrer angeblichen Afrikaumseglung zeitweilig die Sonne zur Rechten – also im Norden des Himmels – gehabt. Der antike Mensch kannte es

nicht anders, als daß die Sonne immer über die südliche Hälfte des Firmaments wandert. Wir wissen es besser: Nur Reisende, die sich südlich des Äquators befanden, konnten die Sonne in jener Nordrichtung gesehen haben, die bei allen alten Völkern »Mitternacht« hieß. Die phönikische Afrikaumseglung könnte also doch trotz der Vorbehalte Herodots geschichtlich sein.

Vielleicht ist es dieser Bericht von der ägyptisch-phönikischen Expedition rund um Afrika, der ein Menschenalter später, um das Jahr 570 v. Chr., den Rat von Karthago veranlaßt, einen großzügigen Kolonisationsplan für die afrikanische Westküste auszuarbeiten.

Der karthagische Flottenführer Hanno versammelt ein Geschwader von sechzig Fünfzigruderern, nimmt mehrere tausend phönikische Bauern und Handwerker mit ihren Familien an Bord und läuft zu den weitgesteckten Zielen aus.

Die Reise der Karthager führt an ihren Stützpunkten in Spanien vorüber, verläßt das Mittelmeer durch die Säulen des Herkules und wendet sich südwestwärts. Jenseits des »Libyschen Vorgebirges«, das, mit dichten Wäldern bedeckt, zu den Ruderschiffen herübergrüßt, beginnt der Admiral günstige Punkte für Kolonialgründungen auszusuchen. Zwischen dem Rif bei Tanger und Kap Juby auf der Höhe der Kanarischen Inseln werden in der fruchtbaren Küstenebene acht Städte angelegt und mit Kolonisten besiedelt.

Das Logbuch Hannos berichtet von nächtlichen Steppenbränden, deren rote Gluten wie Ströme über die Ebenen fließen. Den das Land erforschenden Kolonisten begegnen am Fuß des Hohen-Atlas-Gebirges Herden von Elefanten – eine einträgliche Erwerbsquelle für Elefantenjäger; denn Karthago benötigt für sein Elefantenkorps reichlichen Nachschub an Dickhäutern – den Panzern der Antike.

Als der Karthager Hanno seine Aufgabe erfüllt hat, läßt er Ballast in die Schiffe laden und fährt weiter südwärts die Küste entlang. Der Zauber dieses unendlichen Landstreifens, der anscheinend nie ein Ende nimmt, hat ihn erfaßt. Er will wissen, was sich hinter dem Vorhang aus Sage, Sonnenglut und dampfenden Meernebeln verbirgt. Die Eingeborenen raunen von einer Pfeffer-, Elfenbein- und Goldküste. Das ist Lockung genug für einen Sohn aus karthagischem Kaufmannsadel.

Wochenlang schaukeln die Schiffe auf öliger Dünung südwärts. Verbrannte Erde, dürre Steppe, kahle Gebirge folgen landeinwärts dem Kurs. Die Hitze wird immer beängstigender, und das Harz schmilzt in den Fugen der Planken.

An einem dieser Morgen steigt ein grünes Vorgebirge (Kap Verde) über den Horizont herauf, Ströme münden in das Meer, die Vegetation ist von tropischer Üppigkeit, und Wälder wachsen bis an den Saum der haushohen Brandung heran.

Weiter ziehen die Schiffe, allmählich immer schärfer nach Osten abbiegend. Der Proviant wird knapp, auch kann man wegen der hohen Brandung nicht landen, um Frischwasser einzunehmen.

Hanno schreibt in sein Logbuch: »Wir sahen das Land alle Nächte hindurch hell in Flammen; in der Mitte des Feuermeeres war eine sehr hohe Lohe, die über alle anderen Flammen weit emporragte und von da bis an die Sterne zu reichen schien. Als es Tag wurde, erkannten wir, daß dieses Feuer von einem sehr hohen Berg kam. Wir nannten ihn ›Götterwagen‹. Wir segelten von hier aus drei Tage an den Feuerströmen vorüber und kamen an eine Bucht, die nannten wir ›Südhorn‹ . . .«

Wenn man dem Seefahrtsbericht Hannos, der in griechischer Übersetzung überliefert wurde, glauben darf, muß man annehmen, daß die karthagische Flotte den Kamerunberg, den einzigen Vulkan der afrikanischen Guineaküste, gesichtet hat und bis zu der Bucht nördlich der Sanagamündung gekommen ist.

An einem der Küstenplätze Äquatorialafrikas, von wo aus sie die Heimreise antreten, haben die Karthager ein seltsames Erlebnis, das Hanno ausführlich berichtet:

Auf einer Urwaldinsel sehen sie sich plötzlich erschreckend fremdartigen menschenähnlichen »Waldwesen« gegenüber, die mit rauhen, behaarten Leibern wildtobend über Bäume und Felsen klettern und mit Steinen und Knütteln nach den Fremden werfen. Bei der Verfolgung gelingt es, drei weibliche »Waldmenschen« einzufangen. Sie werden getötet, da sie sich kreischend und beißend zur Wehr setzen. Ihre abgezogene und gegerbte Haut wird als Trophäe mitgenommen und in einem karthagischen Tempel als Weihegabe aufgehängt.

Die Eingeborenen der Guineaküste nennen diese behaarten »Waldmenschen« Gorilla.

Mit dem griechischen Weltreisenden und Geschichtsschreiber Herodot betritt der erste bedeutende Vertreter einer jungen und siegreich triumphierenden Kultur die afrikanische Bühne. Herodot reist zu Schiff, zu Pferde und zu Fuß bis weit über Assuan hinauf, doch auch er – der Kritische und Abwägende – berichtet nur Legenden und Fabeln. Afrika beschreibt er als einen verstümmelten Koloß zwischen Rotem und Atlantischem Meer. Der Nil verbindet sich in seiner Vorstellung mit den Seemannserzählungen von einem großen, unbekannten Strom im Westen. Herodot und die nachfolgenden Generationen stellen sich den Nillauf als einen riesigen rechten Winkel vor, der irgendwo im Süden (vielleicht bei der Guineaküste) beginnt, nach Osten fließt und bei dem legendären »Meroe-See« in Äthiopien sich nordwärts wendet.

Etwas genauer sind bereits die Kenntnisse der Universität von Alexandria und ihres Leiters Eratosthenes. Der große Universalgelehrte, der um astronomischer Messungen willen bis Assuan reist, befaßt sich in seinen drei Büchern auch mit der Gestalt und dem Geheimnis Afrikas. Das von ihm entworfene Bild des Kontinents gleicht einem Dreieck, dessen Seiten die Küsten des Mittelmeeres und des Roten Meeres bilden, die durch eine Grundlinie tief im Süden verbunden sind. Der größere südliche Teil Afrikas ist auch Eratosthenes unbekannt. Doch über Verlauf und Ursprung des Nilstromes hat der Gelehrte bereits deutlichere Vorstellungen als seine Vorgänger: Er glaubt, daß der Blaue Nil einem Bergsee in Zentraläthiopien entspringt, während der Weiße Nil tief im Innern Afrikas von großen Seengebieten gespeist wird.

Diese Afrikavorstellung bleibt jahrhundertelang gültig. Sie findet sich in den Büchern des nach Rom verschleppten Griechen Polybios, des vornehmen Römers Plinius und des griechischen Gelehrten Strabo.

Der Geograph Strabo reist selbst nilaufwärts bis ins südöstliche Äthiopien. Die Umschiffung Afrikas müsse möglich sein, schreibt er; der Kontinent sei ein flaches Dreieck von geringer Südausdehnung. Die Erkenntnisse der Phöniker, die sie aus ihren weiten Küstenfahrten nach Süden gewonnen haben müssen, scheinen inzwischen verlorengegangen zu sein.

Als Rom Großmacht wird und Karthago vom Schauplatz der Geschichte verschwindet, verlagert sich das Schwergewicht der Welt nord- und westwärts. Afrika, das unter Hannibal für einen

kurzen historischen Augenblick die Möglichkeit hatte, durch Karthago Prägstock der Mittelmeerwelt zu werden, muß sich wieder mit einer Nebenrolle begnügen. Seine Küsten und Länder werden Provinzen des Imperiums Romanum.

Dem Römer aber genügt es, eine »natürliche Grenze« – Ströme, Gebirgsmauern oder Wüsten – seiner geschlossenen Welt erreicht zu haben. Was dahinter liegt, interessiert nur, wenn es barbarischen Völkern als Aufmarschgebiet gegen die Grenzen Roms dient. Afrika aber schweigt und rührt nicht an die Pax Romana – die römische Friedensordnung –, deshalb rührt Rom nicht an den schlafenden Kontinent.

Ein einziges Mal, noch im Verfolg der sich eben vollendenden Welteroberung, stellt Rom ein Expeditionskorps zusammen, das den Schleier über dem Geheimnis des dunklen Erdteils heben soll. Nach der Eroberung Ägyptens schickt Kaiser Augustus Octavian im Jahre 25 v. Chr. ein Korps von zehntausend Mann unter dem Tribunen Aelius Gallus aus, um durch die Südregion Ägyptens die Somalihalbinsel und die Meerenge zu erreichen. Von dort aus soll sich der Stoß gegen das legendäre Mahrib auf der Ostseite des Roten Meeres richten, soll ins reiche Sabäerland gehen, wo Weihrauch und Gold die Beutelust der Legionäre wekken. Doch nach verlustreichen Wüstenmärschen und wilden Kämpfen mit braunen und schwarzen Kriegern geht die römische Legion in der Weite Afrikas zugrunde. Das Geheimnis des Südens bleibt gewahrt.

Nur einzelne Reisende, versprengte Gefangene der Wüstenstämme und kühne Späher dringen weiterhin in die Randzonen Afrikas ein: der römische Offizier Cornelius Balbus in die Sahara, um die Oase Siwah, der Flüchtling Suetonius Paulinus ins wilde Atlasgebirge und die kleine, vom Kaiser Nero ausgesandte Expedition von zwei Hundertschaften, die einen uralten Traum der Antike Wirklichkeit werden lassen und die Nilquellen finden will.

Für den tiefen Süden, zu dem die beiden römischen Hauptleute mit ihren ausgesuchten Soldaten und landeskundigen Ägyptern, Nubiern und Negern aufbrechen, gibt es keine Karten und keine Anhaltspunkte. Alle Nachrichten sind märchenhaft und verwirrend. Fabelt nicht schon der griechische Sänger Homer von schwarzen Pygmäenstämmen und ihrem Kampf mit Kranichen in den Sümpfen Afrikas? Gibt es nicht Berichte von einem Dutzend

gescheiterter Erkundungsfahrten zum Nilursprung, von Thutmosis III. bis zum Perserkönig Kambyses?

Nach langen Monaten kehren die zwei Zenturionen zurück und erstatten Bericht. Seneca, des regierenden Kaisers Nero Erster Minister, schreibt darüber in sein Tagebuch:

»Ich habe Gelegenheit gehabt, den Bericht der beiden Zenturionen zu hören, die Cäsar Nero zu den Nilquellen entsandt hat. Wir kamen, so erzählten sie, zu gewaltigen Sümpfen, deren Ausdehnung selbst den dortigen Eingeborenen unbekannt war und die auch niemand ermitteln kann. Die Wasserpflanzen sind dort so stark ineinander verfilzt, daß keiner die Gewässer durchqueren kann, weder zu Fuß noch mit dem Boot. Selbst wenn es nur eben so groß wäre, einen Mann zu tragen, käme es in dem zähen Morast nicht vorwärts. In dieser Gegend erblickten wir zwei gewaltige Felsen, zwischen denen der Nil in großartiger Fülle hervorquoll. Ob dies nun ein Zufluß des Nils ist oder schon seine Quelle, oder ob er hier nach einer Strecke unterirdischen Laufes erneut an die Oberfläche bricht – man möchte auf jeden Fall annehmen, daß er aus den großen Seen entspringt, die jenseits der Felsenbarre liegen sollen. Dafür spricht auch, daß er mit sehr großem Druck aus den Felsen hervorkommt. Der Druck kann nur von einem großen Wasserbecken stammen, das aus den ungeheuren Bergen und Wäldern jener Gegend gespeist wird und die Feuchtigkeit jenes schwülen Landes auffängt . . .«

Innerafrika verschließt sich auch weiter hinter den Pforten der Wüsten, Steppen, Sümpfe und Urwälder. Keine Expeditionen rütteln mehr an seinen Mauern, und die schon enthüllten Tatsachen werden wieder vergessen.

Das Römische Imperium ist gesättigt, sein großes Ziel, die Länder rings um das Mittelmeer zu einem einzigen Kultur- und Wirtschaftsraum zu vereinen, ist erfüllt. Was jenseits der Grenzen ist und geschieht, bleibt außerhalb der Interessensphäre Roms.

Als um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts der Geograph Claudius Ptolemäus von Alexandria eine Erdbeschreibung verfaßt, bezeichnet er das gesamte innere Afrika als »terra incognita«, als unerforschtes Gebiet. Zwar übernimmt auch Ptolemäus die Theorie von den beiden Quellströmen des Nils, die

weit im Süden aus einem Gebirgs- und Seenland kommen, aber den Kontinent selber läßt er ohne Grenze nach Süden zu auslaufen und zeichnet die Ostküste in scharfem Winkel als Rand der Erdscheibe.

Für das Imperium Romanum ist nur die Nordküste Afrikas von Bedeutung – die Küste der Mauretanier, der Phöniker, Ägypter und Nubier. Aus dem heißen Land unter afrikanischer Sonne beruft Rom einen seiner Kaiser auf den Cäsarenthron. Im Jahre 193 n. Chr. wird der in Leptis Magna in Afrika geborene Statthalter von Pannonien, Septimius Severus, von den Legionen zum Herrn des Römischen Reiches ausgerufen. Unter seiner Herrschaft erleben die alten Kulturstädte an der afrikanischen Küste – Leptis Magna, Karthago, Hippo Regius, die Städte der Kyrenaika – noch einmal eine Zeit der Blüte, des Aufschwungs und der großartigen Bautätigkeit. Septimius Severus nennt sich stolz einen Nachfahren des Karthagers Hannibal. In Rom führt er den Kult der afrikanischen Mondgöttin Tanit ein. Er kennt auch wie kein anderer die militärischen Notwendigkeiten, mit denen die hartbedrängte Südgrenze der römischen Provinz Afrika verteidigt werden kann. Auf seine Anordnung wird eine schnelle Reitertruppe aufgestellt, die vor allem in Libyen, Tunesien und überall dort, wo die berberischen Räuber aus den Tiefen der Wüste und der Gebirge hervorbrechen, eingesetzt wird. Hier an der Saharagrenze lohnt es sich nicht, einen festen Limes, einen Grenzwall, wie im Norden zu bauen – die Wüste verteidigt Rom am besten durch jene rasch beweglichen Sondereinheiten, die mit Kamelen aus Vorderasien beritten gemacht werden. Wie sich herausstellt, ist das Kamel durch seine Bedürfnislosigkeit, seine Schnelligkeit und Tropenfestigkeit das ideale Reittier für die afrikanische Wüste.

Die nordafrikanischen Provinzen sind für das Römische Reich der nachchristlichen Zeit von höchster Bedeutung. Die afrikanischen Ölplantagen und Getreidefelder liefern zusammen mit der Kornkammer Ägypten den Hauptanteil an aller Nahrung für die Millionen Einwohner der italischen Großstädte. Der römische Geschichtsschreiber Sallust gibt an, daß allein die libysche Stadt Leptis Magna, die Heimatstadt des Kaisers Septimius Severus, jährlich hunderttausend Liter Olivenöl und vierzig Millionen Scheffel Weizen abliefere. Nordafrika ist, dank dem Fleiß der

römischen Bauern und dem Organisationstalent der römischen und griechischen Plantagenbesitzer, von Cirta über Karthago bis zur Kyrenaika eine einzige fruchtbare Oase.

Trotz aller äußeren Reichtümer aber zieht unaufhaltsam der Tag herauf, an dem sich Roms Schicksal erfüllt. Kein Reich kann in Ewigkeit blühen, es hat seinen Aufstieg, seinen Höhepunkt und Abstieg.

Die Katastrophe Roms beginnt an der nördlichen Barbarengrenze, an Rhein und Donau. Die Völker der germanischen Urwälder und der östlichen Steppen blicken seit langem begierig über die Grenzwälle des Imperiums in die hochkultivierten, reichen und verlockenden Gebiete der Römer und Griechen rings um das sagenumwobene Mittelmeer.

Als der Einbruch der Hunnen aus innerasiatischen Wüsten und Grasländern den Anstoß gibt, setzt sich die Lawine in Bewegung und rollt in gewaltigem Ansturm über die Grenzen. Die Völkerwanderung beginnt der Welt rings um das Mittelmeer ihren Stempel aufzuprägen.

Eines der wandernden Germanenvölker, die Vandalen, die einst in der Gegend Schlesiens und an der Weichsel gesiedelt haben, gelangen bis nach Südspanien und werden im Jahre 429 durch ihren Heerkönig Geiserich ans afrikanische Ufer hinübergeführt. Plündernd und brandschatzend durchziehen sie Marokko, Algerien und Tunesien. Später, als sie genügend Schiffe gebaut haben, überfallen sie von Afrika aus auf dem Seewege Rom und erobern Karthago, Tripolitanien und Libyen.

Noch einmal rafft sich das inzwischen an die Meerengen von Byzanz-Konstantinopel ausgewichene Cäsarentum auf. Kaiser Justinian I. schickt seinen Feldherrn Belisar zur Rückeroberung Afrikas aus, und wieder vollzieht sich das Gesetz, daß dem Aufstieg und dem Höhepunkt der Abstieg folgt. Die in den afrikanischen Paradiesen verweichlichten Vandalen werden geschlagen und über die Weite des Kontinents zersprengt.

Noch in späteren Jahrhunderten glauben Reisende, in abgelegenen Teilen des Hohen Atlas Täler entdeckt zu haben, deren blondhaarige, blauäugige, hochgewachsene Bauern Nachkommen der Vandalen seien. Inmitten von schmutzigen Lehm- und Steinhütten der Berber finden sich einzelne Dörfer mit dem Charakter deutscher Gebirgssiedlungen.

Ruinen in Leptis Magna

Auch die Kraft des byzantinischen Reiches erlahmt. Die Glut des Islams flammt empor und jagt wie ein Steppenfeuer über die östliche Welt. Die folgenden Jahrhunderte wirbeln wie ein Tor-

nado Europa und den Orient durcheinander: Über die Erde Arabiens galoppieren die Reiter unter der grünen Fahne des Propheten, die Hunnen sengen und morden im Osten und Westen, lichterloh brennt die Rivalität zwischen Ostrom und dem emporkommenden Frankenreich, uneins in sich ist die Kirche Christi. Afrika entschwindet inmitten dieses Chaos wieder aus dem Blickfeld der Völker Europas und des Vorderen Orients.

Jahrhundertelang ist der dunkle Kontinent wieder »terra incognita«. Mächtig, wie seit Jahrtausenden, wälzen sich die Ströme durch die Berge, Seen und Wälder Afrikas, Sandstürme ziehen ihre Schleppe über die Wüste, Buschbrände flammen von Horizont zu Horizont, und ungestört von Einflüssen aus der Welt der weißen Rasse lebt der Schwarze sein seit vielen Jahrtausenden unverändertes Dasein.

Nur gering sind die Fortschritte der Zivilisation. Der Neger der Urzeit bestellte sein ärmliches Feld mit dem Grabstock, später entdeckte er die Hacke aus einer Astgabel, dann schuf er sich eine bessere Hacke aus Stein oder Knochen, im Ostsudan gab es bei einigen Stämmen Kupfer – und später Eisen, das zu Hacken verarbeitet wurde. Aber niemals wurde etwas Ähnliches wie ein Pflug oder ein Rad erfunden.

In Südafrika ging man von der Feldbeuterei, die sich mit dem Einsetzen von Kulturpflanzen oder dem Säen auf zufällig freiem Lande begnügte, zur Anlage von Äckern über, lernte mit der Asche verbrannten Busches, dann mit Grün- und Stalldünger den Boden verbessern und baute Terrassen an die Hänge sonnenwarmer Berge. Die wildwachsende Ölpalme wurde in Kultur genommen; neben Ziegen und einigen im Pferch gemästeten Waldschweinen lernte der Neger die Perlhühner des Busches zähmen und zu Haustieren machen. Das Rind war wohl schon in Urzeiten mit den ersten wandernden Horden nach Afrika gelangt, aber erst bei den Äthiopiern und den Fulbe im Sudan kam die Viehhaltung zu größerer Bedeutung.

Außer diesem langsamen Fortschritt änderte sich jahrtausendelang nichts in den Dörfern und Kralen zwischen dem Südkap und dem Atlasgebirge. Eine Generation nach der anderen lebt und stirbt in den runden oder rechteckigen Stangen-, Baumblatt- oder Lehmhütten, tanzt in den Vollmondnächten auf den festgestampften Dorfplätzen, arbeitet geschnitzte, geformte und bemalte

Gefäße aus Holz, Ton und Messing, glaubt an Götter und Dämonen und fügt sich in demütigem Gehorsam dem naturgebundenen Rhythmus des Daseins.

Braunrot flammt die Steppe unter dem glühenden Himmel, das Gras ist verdorrt, nur ein paar Schirmakazien geben spärlichen Schatten. Herden von Gnus, Springböcken, Gazellen, Zebras und Büffeln ziehen äsend durch die Ebene. Weit am Horizont senkt sich das Land zu dampfenden Sümpfen, über denen das Schilfrohr wie eine graugrüne Mauer steht. Wolken von Mücken verpesten die Luft, im Gebüsch und auf den breit ausladenden Ästen der Sykomoren sitzen Marabus, Kormorane und Reiher; rosafarbene Flamingos stelzen auf langen Beinen durch den übergrünten Pfuhl.

Vom Strom dröhnt das Trompeten badender Elefanten und das Prusten der Flußpferde. Boote, von langen Stangen vorwärts gestoßen, nähern sich dem Ufer. Die Schwarzen, vom Fischfang heimkehrend, singen schwermütige Lieder.

Nicht weit vom Ufer liegt zwischen Wasser und Urwald, von Verhauen umgeben, inmitten ärmlicher Felder das Dorf mit seinen kugeligen Hütten. Vor den Eingängen hängen kunstreich geflochtene und gefärbte Matten, und auf dem Dorfplatz rühren Weiber in bunten Lendentüchern im Takt der Stößel der geschnitzten Mörser. Dürre Hunde durchwühlen Abfallhaufen nach Freßbarem, schwarze, nackte Kinder spielen im Schatten der Hütten. Das ist der zeitlose Tag Afrikas, der nur Leben und Sterben kennt. Hier werden keine Kriege geführt um Glaubensdogmen, hier ringen nicht Philosophen um Jenseits und Ewigkeit. Das riesige Land und seine dunkelhäutigen Menschen ruhen in sich wie in einem tiefen Traum ...

Kampf um Abessinien

Lange vor Christi Geburt überquerten regelmäßig Raubscharen aus dem südarabischen Reich der Sabäer das Rote Meer und durchstreiften auf der Jagd nach Sklaven und den begehrten Elefanten die Ebenen und Gebirge des heutigen Abessinien. Später, als die

Bevölkerung in den kleinen Oasen Südarabiens nicht mehr genügend Platz fand, ließen sich Gruppen von Siedlern in den fruchtbaren Tälern des abessinischen Gebirgslandes nieder.

Im Verlauf dieser stetig sich mehrenden Landnahme habe – so berichtet die Sage – ein Häuptling Äthiop einen semitisch-afrikanischen Staat mit der Hauptstadt Aksum gegründet. Der Siedlerstaat von Aksum wurde allmählich so stark und mächtig, daß seine Herrscher bestimmenden Einfluß in der alten Heimat ausübten, schließlich über das Meer hinausgriffen und den südarabischen Jemen in ihre Abhängigkeit zwangen.

Von 525 n. Chr. an wird Südarabien jahrhundertelang von abessinischen Vizekönigen regiert.

Zur Zeit der Geburt des Propheten Mohammed sind die semitischen Abessinier nach langen und immer noch fortdauernden Kämpfen zu Herren der zahlreichen Negerstämme in ihrer neuen afrikanischen Heimat geworden. Aksum ist der Mittelpunkt ihres großen, einflußreichen Staatsverbandes. Nur das festgefügte Stammesgebiet der Kaffitscho – zwischen Blauem und Weißem Nil gelegen – hat sich seine Unabhängigkeit zu wahren gewußt. Die Kaffitscho sind nach alten überlieferten Berichten Nachkommen jener zweihundertvierzigtausend Auswanderer aus der Kriegerkaste, die unter Pharao Psammetich I. vor fast einem Jahrtausend ihre ägyptische Heimat verließen und neues Siedlungsland im Nubierreich des Sudans suchten.

Der Zuwachs von so vielen Menschen schuf damals ein fast unlösbares Flüchtlingsproblem. Zu allem Unglück wartete man in jenem Jahr vergeblich auf die Nilflut, und Dürre versengte das Land. Der Regen blieb aus, die Äcker verödeten, und die Bewässerungskanäle füllte der Wind mit Flugsand.

Hunger, Dürre und glühende Hitze schwangen die dreifache Geißel über dem Land am oberen Nil. In dieser Not erinnerten sich viele der verzweifelten nubischen Bauern und der eingewanderten Krieger an die Erzählungen der Schiffer, die von weit her kamen, um ihre Ladungen von kostbaren Hölzern nach Theben oder Memphis zu bringen. Wenn man den braungebrannten Burschen Glauben schenken konnte, so gab es in den fernen blauen Gebirgen Äthiopiens schäumende Wildbäche, grünen Wald und Wasserlöcher genug für die Herden, neben sprudelnden Quellen, um die Kanäle der Felder zu füllen.

Der Sage nach, welche die alten Männer der Kaffitschodörfer abends am Rastfeuer erzählten, soll ein Mann namens Argepo durch die Dörfer Nubiens gezogen sein und die Hungernden zu Aufbruch und Wanderung aufgerufen haben.

Sie lauschten ihm an den Feuern aus Dorngesträuch, während die Nachtluft die unerbittliche Glut des brennenden Tages milderte.

Aus allen Dörfern und Elendslagern der Einwanderer brachen sie auf, das rettende Land im Süden zu erreichen. Der wenige Hausrat und die paar Stück Vieh, die die Hungersnot am Leben gelassen hatte, nahmen sie mit auf die große Reise ins Ungewisse. Viele starben unterwegs, denn es gab wenig zu essen und noch viel weniger zu trinken auf der langen Hunger- und Durststrecke.

Als die Not der Wanderer am größten war, stiegen über den immer noch fernen Bergen schwarze Wolken empor, verbreiteten sich über das ganze Firmament und trieben im auffrischenden Wind über die Hochfläche. Langsam begann es zu regnen. In großen Tropfen fiel das lebenspendende Naß vom Himmel, verzischte auf dem heißen Stein, auf der rissigen Erde, im glühenden Sand.

Es regnete Tage, Wochen und Monde. Die langen Kolonnen der Auswanderer verstreuten sich weit über das Land, das Wasser in Tümpeln und Zisternen einzufangen.

Die Priester des Volkes aber brachten der sieghaften Sonne, dem goldenen Gestirn Altägyptens, Opfer dar und sangen Choräle zum Lob des Sonnengottes, den sie nach nubischem Brauch Hekko nannten.

Sie fanden grüne Inseln in der braunen Steppe – Wälder mit Kastanien, Akazien, Palmen und Sträuchern. Dort bauten sie Lehmhütten, legten Äcker an und weideten ihr Vieh. Andere zogen an ihnen vorüber den Gebirgsmauern entgegen, die den Süden wie eine Wand abschlossen. Von dorther kamen die heiligen Wasser.

Lange Zeiträume dauerte die Wanderung, nur die Priester zählten die Jahre. Die Alten und Schwachen starben, Kinder wurden geboren auf dem Marsch oder in den langen Perioden der Ruhe, wenn die Herden sich in guten Weidegründen von den Anstrengungen des Zuges erholten.

Es waren bereits die Kinder und Enkel der einst in Nubien aufgebrochenen Bauern und Krieger, die sich schließlich dem Gebirge des Südens näherten. Die Wege wurden steiler, der Regen fiel häufiger, die Erde dampfte in Fruchtbarkeit. Hier war ein Land, wie geschaffen zu dauernder Niederlassung.

Von den Flußufern wuchs wie steigende Flut der Urwald mit himmelragenden Bäumen, mit Lianengewirr und blumenüberranktem Gebüsch empor. In den unberührten Wäldern der Berge fanden die Fremden zahlreiche Fährten von Elefanten, Leoparden und Hirschen.

Weite Talmulden mit saftigen Wiesen öffneten sich. Bäche und Quellen rieselten von den Flanken der Gebirge, der Himmel war tiefblau, weiße Wolken trieben darüber hin, und wie schützende Wälle erhoben sich die Urwälder auf den Kämmen der schwarzen Hügel. Hier würde es niemals Dürre, verzehrende Glut, Durst und Hunger geben.

Das Volk und der Großhäuptling Argepo – ein Nachkomme des Mannes, der zu der großen Fahrt aufgerufen hatte – beschlossen, sich in diesem Land der Fülle niederzulassen und Dörfer zu bauen.

»Eines Tages aber stießen sie auf seltsame Wesen. Waren es Affen oder Menschen? Nackt waren sie, über und über behaart, stinkend, und ihr Gehaben glich dem der Tiere des Waldes. Aber sie führten spitze, kunstvolle Waffen mit erschreckenden Widerhaken. Diese, im Feuer gehärtet, beschmierten sie mit einem tödlichen Gift. Solcherart jagten sie selbst den Urwaldriesen. Lag er, vom Gift gelähmt, auf der Erde und peitschte mit seinem Rüssel den Boden, so stürzten sich alle Männer, Weiber und Kinder über das verendende Tier und schlugen es mit Prügeln und Steinen zu Tode. Dann rissen sie ihm Stücke dampfenden Fleisches aus dem Leib, hielten es übers Feuer und aßen und schmatzten, bis sie übersatt waren . . .[4]«

Die dunkelhäutigen Menschen der Urwälder glitten wie Gespenster durch die dunstige Dämmerung der Dschungel. Als sie die Kundschafter des wandernden Volkes entdeckten, überschütteten sie die Eindringlinge aus sicherem Hinterhalt mit Schleudersteinen und vergifteten Pfeilen. Die Überraschten flohen aus den

Felszeichnungen aus dem Hoggar-Gebirge

Wäldern und retteten sich auf die wiesenbedeckten Hochflächen, auf denen die Herden grasten und die Hütten ihres Volkes rauchten.

Nachdem sie Argepo Bericht gegeben hatten, sprach der Häuptling zu den Ältesten der Sippen:

»Höret! Ich will euch in diesem Lande ansiedeln. Aber noch beherrschen wilde Bewohner Berge und Täler und Wiesen. Ihr Land soll euer sein. Eilet und ziehet zu ihnen und verkündet: Ich will in Frieden und Eintracht mit ihnen leben. Ich will Ordnung schaffen im ganzen Lande. So sie aber nicht friedlich mit uns leben wollen, so komme das Racheschwert über sie. Und nun gürtet euch und nehmt eure Wehr[5]!«

Es entbrannte ein langwährender Kampf mit den Ureinwohnern des äthiopischen Berglandes, die von den Kaffitscho »Mandscho« genannt wurden. Die Gegner waren keine Neger, sie hatten keine Verbindung mit anderen Völkern, und niemand wußte, woher sie gekommen waren; sie besaßen nicht einmal eine eigene Sprache, sondern verständigten sich mit Lauten und Ausdrücken, die sie anderen Völkern abgelauscht hatten.

Als die Waldmenschen im Bereich der Kaffitscho besiegt waren, erließ der Rat des eingewanderten Volkes ein Gesetz, das künftig zwischen Besiegten und Siegern gelten sollte.

»Wir wollen sie aufnehmen als unsere Diener, aber keiner von ihnen habe mit unserem Leben jetzt und in Zukunft etwas gemein.

Arbeit sollt ihr ihnen geben: das Gerben des Leders, das Säubern der Häute und allen niederen Dienst.

Keiner von euch, weder Kind noch Kindeskind, soll mit ihnen zusammen wohnen. Aus unseren Hütten, aus unseren Häusern sind sie verbannt. Auch nicht in den Ställen unserer Tiere dürfen sie schlafen und nur bei Tage unserem Gehöft sich nähern. Eure Söhne und Töchter sollen sich nicht mischen mit ihren Weibern und Männern. Denn sie sind nicht rein, sondern unrein!

Ihr Leben aber soll euch heilig sein. Es soll Friede und Ordnung sein im Lande[6]!«

Im Lande der Kaffitscho gab es fortan eine Herrenschicht und unreine Knechte.

Nach ähnlichem Recht saßen in Aksum die aus Südarabien

eingewanderten hellhäutigen Sabäer, die sich jetzt Amhara nannten, über den dunklen Galla, Danakil oder Schilluk.

Im 4. Jahrhundert n. Chr. faßt von Ägypten aus das koptische Christentum in Abessinien Fuß und verbreitet sich rasch über das ganze Staatsgebiet. Um die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert hat es den Anschein, als dränge die christliche Religion über die äthiopischen Gebirge sieghaft ins Herz Afrikas vor.

Da bricht, mehr als 600 Jahre nach dem Tod Christi, wie das Feuer einer vulkanischen Eruption die Flamme des Islams aus der heißen Erde Arabiens. Die Reiterscharen Mohammeds und der Kalifen erstürmen die Bastionen des Christentums im Nahen und Mittleren Osten. Im Jahre 640 lagert das Heer des arabischen Feldherrn Amr im Nildelta und beginnt die Eroberung Ägyptens und Nordafrikas.

Ägyptens streitzerrissene, von römisch-griechischen Beamten unterdrückte und ausgebeutete Bauern wehren sich nicht gegen die Eroberer. Ihnen bringt der Islam Steuerfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz und eine Bodenreform. Das Christentum Ägyptens aber geht unter, nur wenige Gläubige wählen die Flucht nach Oberägypten und Nubien.

Schon stoßen Kamelreiterscharen unter der Fahne des Propheten nach Libyen, zur Kyrenaika und nach Tripolitanien vor. Vor den Mauern von Leptis Magna – der alten Kaiserstadt – stellt sich ein byzantinisches Heer den Eroberern entgegen. Der griechische Präfekt Gregorius führt die letzten afrikanischen Legionen Ostroms in den Kampf. Als er in die Schlacht reitet, sprengt neben ihm, auf weißem Roß und im stählernen Kettenhemd, seine Tochter.

Das byzantinische Aufgebot geht in der wild anbrandenden Flut der Moslems unter. Die Fahne mit dem Kreuzeszeichen sinkt unter die Hufe der Rosse, Gregorius fällt, seine mutige Tochter gerät in Gefangenschaft und verschwindet im Harem eines arabischen Scheichs. Das Christentum, dessen Kirchen in mehr als fünfhundert Diözesen standen, wird ausgelöscht.

Kaum fünfundzwanzig Jahre später flattern die schwarzen und grünen Banner Mohammeds bereits am Atlantik. Tunis, Algerien und Marokko werden mohammedanisch, und über die römisch-

libysche Bauernbevölkerung, über die Stadteinwohner und die berberischen Hirtenstämme herrscht eine arabische Kriegerschicht.

Die Wüste greift nach dem Paradies. Arabische Scheichs ziehen in die Paläste der Gouverneure, in die Residenzen der Statthalter und Bischöfe; aus christlichen Basiliken, die auf den Fundamenten römischer und griechischer Tempel erbaut sind, werden Moscheen; Triumphbögen, Säulenhallen, Paläste, Klöster werden zu Steinbrüchen, aus denen die arabischen Eroberer das Material gewinnen, mit dem sie neue Bauten nach ihrem Willen errichten.

Das Gegenufer des Mittelmeeres in Afrika gehört nicht mehr zu Europa, es wird zum weit nach Westen ausgestreckten Arm des Islams, unter dessen Druck das christliche Abendland zu ersticken droht.

Die kriegerischen Nomaden der arabischen Wüsten sind keine Ackerbauern, keine Städtegründer, keine Erhalter – sie sind Kämpfer, Eroberer und Zerstörer.

Die Kanäle des Nillandes verfallen, die gegen den Sandfluß schützenden Hecken und Haine am Rand der Libyschen Wüste und der Sahara werden abgeholzt; auch die Wälder im Atlas verschlingt die Axt. Niemand pflegt und erhält die Schöpfwerke, die Zisternen und Palmenwälder. Der Sand beginnt zu wandern, die Wüste schiebt ihre tödlichen Dünen über grünes Kulturland. Wo einst die Kornkammern Roms gewesen, erblickt der Reisende ein Jahrhundert später Wüste und karge Steppe, über die der heiße Afrikawind faucht. Die von Wald kahlgeschlagenen, von der Muttererde frei gewaschenen Gebirge starren mit blankem Gestein wie Totengerippe auf wasserlose Täler hernieder.

Das südliche Nubien wehrt sich noch jahrhundertelang gegen die Übermacht der Araber, ein endloser Krieg zieht seine blutigen Furchen bis an die äthiopischen Gebirge. Immer wieder unterbrechen Verträge und Abkommen die Kämpfe, aber langsam erlahmt das Reich Nubien, es zerfällt und ergibt sich.

Inzwischen sind arabische Truppen, vom Ostufer des Roten Meeres herüberkommend, auf der Somalihalbinsel, in Erythräa und an der Danakilküste gelandet. Sie finden Unterstützung bei den dort ansässigen arabischen Händlern und bei einigen Negerstämmen, die sich immer noch gegen die Vorherrschaft der Amhara von Aksum wehren. Der Angriff auf das Reich von Aksum beginnt gleichzeitig aus nördlicher und östlicher Richtung.

Schon in der vorislamitischen Zeit sind Händler aus Arabien an der ostafrikanischen Küste gelandet und haben dort Faktoreien errichtet. Seit aber Arabien nach dem Gebot des Propheten aufgebrochen ist, die Menschheit zu Allah zu bekehren, seit die Wogen arabischer Welteroberung sich bis zum Atlantik und zum Indischen Ozean ergossen haben, brandet ein ununterbrochener Strom von arabischen Kaufleuten, Schiffern, Eroberern und Sklavenhändlern an die ostafrikanische Küste. Bald sitzen in allen Hafenplätzen von Kap Guardafui bis hinunter zum geheimnisvollen Sofala, in Mogador, Melinde und Mozambique, arabische Scheichs.

Karawanen mit bewaffneten Mannschaften dringen ins Innere der Somalihalbinsel und des Sudans ein und stoßen über die Kette der kleinen Staaten, die von der aus Negern und Berbern gemischten Bevölkerung gegründet worden sind – über Sennar, Dafor, Wadai, Bagirmi, Kanem und Bornu bis zu den Haussastaaten und den Negerreichen am Nigerbogen und der Guineaküste vor.

Der arabische Kaufmann und der räubernde Scheich aus dem Osten tauchen überall im Sudan auf. Arabische Seeleute kreuzen das ostafrikanische Meer und gelangen zur »Mondinsel« Madagaskar. Sindbad der Seefahrer fabelt nach seiner Rückkehr im Basar von Bagdad von den riesigen Eiern der Dronte, vom Vogel Rock und den Abenteuern der Elfenbeinjäger in den Urwäldern Afrikas.

Im 9. Jahrhundert befährt der Araber Ali Abul Hassan Masudi die Ostküste Afrikas und gelangt bis Sofala in Mozambique. Er rühmt den reichen Handel mit Gold, Pantherfellen und Elfenbein, besitzt aber noch wenig Kenntnisse vom Innern des Kontinents. Er behauptet, der Nil habe einen östlichen Mündungsarm, der nahe Sansibar das Indische Meer erreiche.

Deutlicher wird das Bild Afrikas schon bei dem gelehrten Marokkaner Scherif al Edrisi, der in Cordoba studiert und später Statthalter in Marokko wird. Nach Zerwürfnissen mit den örtlichen Machthabern geht er auf weite Reisen und kommt auch nach Madagaskar. In sein Tagebuch notiert er die ersten Eindrücke:

»Die Menschen der Mondinsel besitzen keinerlei Fahrzeuge für die Hochseefahrt; es kommen Schiffe von der Omanküste und

anderswoher. Sie segeln bis zu den Inseln von Djavaga (Java), die einen Teil des Indischen Archipels bilden. Die fremden Seefahrer tauschen ihre Waren gegen jene der Madagassen. Die Leute aus den Inseln von Djavaga kommen übers Meer in Barken und großen Schiffen, sie exportieren die Waren der Insel und verstehen einer die Sprache des anderen . . .«

Edrisi stellt verwundert fest, daß die Kleidung der Madagassen von gleicher Form und gleichem Schnitt ist wie die Nationaltracht der Bewohner Malayas. Die Madagassen verwenden das gleiche Blasrohr wie die Seefahrer aus Djavaga, ihre Küstenboote haben die gleichen Ausleger, und in ihren Religionsgebräuchen haben sie die gleichen Tabus wie die Menschen des Südmeeres. Vielleicht hat der arabische Reisende Ibn Said recht, der von einer vorgeschichtlichen Meerwanderung aus dem Osten in den Westen des Indischen Ozeans erzählt.

Als Edrisi später am Hof des normannischen Königs Roger II. von Sizilien als Kartenzeichner und Lehrer für Geographie lebt, verarbeitet er in seinen wissenschaftlichen Werken die Angaben, die ihm Berber und Araber während seiner Statthalterzeit in Marokko über die Länder im Süden, jenseits der großen Wüste, gemacht haben. Durch das Atlasgebirge und über die Oasenkette sollen uralte Karawanenpfade zu einer geheimnisvollen Stadt Timbuktu führen. Kameltreiber und Händler haben von einem See gefabelt, der nach der Regenzeit weite Flächen bedecke und später wieder fast verschwinde; in der Sprache der Eingeborenen heiße er Tschadsee. Weiter im Süden Afrikas fließe ein gewaltiger Strom von Ost nach West, den manche für einen westlichen Arm des Nils halten. An einem weitausholenden Knie des Stromes liege zu beiden Seiten des Ufers eine große Negerstadt, das Herz des Staates Ghana. Der König von Ghana verfüge über sagenhafte Goldschätze.

Als Nordafrika und der östliche Sudan in die Gewalt der arabischen Eroberer geraten und der Islam gleichzeitig den Nordwesten Afrikas überflutet, beginnt man mit der Erkundung von interkontinentalen Verbindungswegen zwischen diesen Ländern. Einer der wagemutigen Kundschafter ist Ibn Batuta, ein gelehrter Jurist und Geograph aus Tanger, der bereits eine Pilgerfahrt nach Mekka und lange Schiffs- und Landreisen nach Indien, China, Mittelasien und Rußland unternommen hat. Jetzt führt ihn ein

Auftrag des marokkanischen Sultans von Westsudan nach der geheimnisvollen Stadt Timbuktu. Mit besonderer Befriedigung stellt Ibn Batuta auf der Monate währenden Reise fest, daß der Islam bereits Wurzeln in der schwarzen Bevölkerung geschlagen hat und daß in vielen Moscheeschulen der Koran gelehrt wird. Die arabisch-islamitische Kultur hat sich weithin über den Norden, Osten und die mittleren Länder Afrikas gebreitet.

Inmitten dieser mohammedanischen Welt liegt das koptisch-christliche Reich der Amhara in Aksum als isolierte Insel. Das Abendland, das die Stürme der Völkerwanderung überstanden, das den Bau des Heiligen Römischen Reiches errichtet hat, kann den schwarzen Brüdern unter dem Kreuz keine Hilfe bringen. Es ist nach dem kurzen Gegenstoß der Kreuzzüge abermals in die Verteidigung gedrängt; die Rolle des Angreifers haben die Türken von den Arabern übernommen. Ihr gefürchtetes Heer von Glaubenskriegern trägt die Banner des Propheten kämpfend nach Westen.

Das christliche Aksum im Osten Afrikas verschwindet aus dem Bewußtsein Europas . . .

Von allen Seiten drängt der Islam gegen das fruchtbare und bevölkerte Bergland von Äthiopien vor. Die gefährlichsten Angriffe werden von der Roten-Meer-Küste des Somalilandes ausgeführt. Hier haben sich – gestärkt durch den immer mehr anschwellenden Strom von Einwanderern aus Arabien – größere arabische Niederlassungen und ein eigener unabhängiger Staat gebildet –: das Sultanat Adal mit der Stadt Zeila, einem verkehrsreichen Hafen am Südausgang des Roten Meeres.

Zeila ist ein Gewürfel von weiß oder türkisfarben bemalten Lehm- und Ziegelhäusern. Es liegt an steinigem Hang und blickt auf die Bucht hinab, in die ein Wadi einmündet, das nur zur Regenzeit Wasser führt. An den gemauerten Kais schaukeln zahlreiche Dhausen, schnittige arabische Segelschiffe mit riesigen, schräggestellten Rahen.

Unter den bunten Sonnensegeln des Marktes und in den Gewölben des Basars wogt eine lärmende Menschenmenge: dunkelhäutige Galla, schwarzbraune Somali mit geflochtenen Zöpfen, weißgekleidete Amhara, Neger aus dem Innern und Araber mit hageren, scharfgeschnittenen Gesichtern. Alle Schätze Afrikas werden hier gehandelt: Edelhölzer, Früchte, Matten, Kupfer- und

Messinggefäße, Waffen, Goldschmuck, Elefantenzähne, Pantherfelle, das Horn des Rhinozeros und dazu Seide aus China, Juwelen aus Indien und Gewürze von den Molukken.

Die größte Karawanserei, verbunden mit einem geräumigen Kaufhof für Waren aller Art, gehört dem mächtigen Hadschi Tippu Bab es Dharan. Tippu ist einer der Kaufherren-Könige der Somaliküste, und sein Name ist bekannt von Massaua bis Melinde und von Dschidda bis Aden.

Auf halber Höhe des Berges leuchten in strahlendem Weiß die Mauern der Kasba des Scheichs Ahmed ben Jussuf – eines gutbefestigten Forts in fast uneinnehmbarer Lage. Scheich Ahmed regiert als Statthalter des Sultans von Adal über Hafen und Stadt Zeila.

Jeden Tag – mit Ausnahme des Freitags – hält er nach altarabischer Sitte öffentlichen Diwan in der Halle der Audienzen.

Scheich Ahmed ist Richter und Statthalter in einer Person. An den Tagen des Diwans stehen die Tore der Kasba weit offen, eine Menge Neugieriger drängt sich im Hof um die große Zisterne, und in der Halle, in der auf bunten Teppichen und Kissen der Scheich sitzt, um Recht zu sprechen, Rat zu erteilen und Bittsteller anzuhören. Hierher kommen auch die fremden Kaufleute, deren Schiffe im Hafen liegen, um sich über Wege, Märkte und Verhältnisse im Innern des Landes zu erkundigen, und manchmal berichten Seeleute und Karawanenführer vor den schweigenden Zuhörern von ihren Reisen an fremde Küsten und von abenteuerlichen Fahrten durch Steppe, Wüste, Dschungelgebiete und Urwald.

Alle Neuigkeiten der Stadt und der Küste werden vor das Antlitz des Scheichs getragen. Heute morgen hat ihm noch vor Öffnung des Diwans einer seiner Gefolgsleute von Vorbereitungen des Kaufherrn Hadschi Tippu Bab es Dharan für einen bewaffneten Handelszug erzählt. Als er die dringendsten Rechtsfälle entschieden hat, befiehlt der Scheich, einen Boten mit einem angemessenen Geschenk zu Hadschi Tippu zu senden und ihn zu bitten, sich zur Kasba zu bemühen.

Eine Stunde später kündigt Flötenspiel und der Klang von Zimbeln an, daß der Besucher naht. Tippu kommt mit reichem Gefolge, Musikanten schreiten voraus, bewaffnete Araber, hohe, hagere Gestalten in weißen Gewändern, mit Kopftüchern und

Stirnschnüren, reiten auf prächtig geschirrten Pferden in den Hof, bilden einen Halbkreis und machen Platz für ihren Gebieter.

Der Kaufherr lenkt seinen Hengst vor den Eingang und steigt, unterstützt von einem schwarzen Dinka-Sklaven, aus dem juwelenbesetzten Sattel. Auf dem Kopf trägt er die weiß-rote Chorassani, die spitze, mit einem Tuchwulst umwundene Mütze, die nur den frommen Moslems, die an der Kaaba zu Mekka gebetet haben, gebührt. Tippus Leben zählt fast sechs Jahrzehnte, seine Züge sind von der Sonne gegerbt, die scharfen grauen Augen gleichen denen eines Raubvogels. Würdig kreuzt er die Arme vor der Brust und verneigt sich vor dem Scheich.

»Hier bin ich, gewärtig der Befehle meines Herrn! Allah segne dich, Ahmed ben Jussuf!«

Der Scheich weist Tippu einen Platz neben sich auf dem Teppich an. Negersklaven bringen Duftwasser, kandierte Früchte und Betelnüsse; auf ein Händeklatschen des Scheichs beginnen die Musiker der Kasba zu spielen. Eine Weile hören die Männer schweigend zu, dann beginnt der Scheich von gleichgültigen Dingen des Tages zu sprechen. Hadschi Tippu beantwortet höflich alle Fragen, die an ihn gerichtet werden – er wartet auf die eigentliche Frage, um derentwillen ihn der Scheich gerufen hat.

Endlich nähern sie sich dem Gegenstand ihrer Besprechung.

»Man hört viel im Diwan«, sagt Ahmed. »So wehte mir der Wind ein Gerücht ins Ohr, daß der große Kaufherr Tippu eine Karawane ausrüste, die bestimmt sei, in die Gebirge zu ziehen, um wider die ungläubigen Schoa zu kämpfen. Das erfreut mein Herz und erfüllt es mit leuchtenden Bildern. Da ich weiß, daß unser Herr, der Sultan – den Allah erhalten möge –, soeben ein Heer sammelt, um ins Land der Schoa und Amhara zu ziehen, dachte ich, deine Absicht sei Allahs Fügung, o Hadschi Tippu. Du könntest dich mit deinen Männern der Armee des Sultans anschließen.«

Der Kaufherr nimmt eine Hand voll Betelnüsse, kaut sie geruhsam und spuckt die roten Schalen auf den Fußboden. Bedächtig schüttelt er das Haupt.

»Nicht alles ist reine Wahrheit, was im Diwan erzählt wird, o Ahmed. Meist hört man nur einen Teil der Wahrheit, anderes wieder ist Irrtum. Wohl rüste ich eine Karawane aus, um wieder einmal ins Innere dieses Landes zu ziehen – aber ich gedenke

nicht, mit den ungläubigen Schoa oder Amhara zu streiten, die der Prophet verflucht hat. Mein Weg führt nach Südwesten, wo die Galla hausen.«

»Du bist ein tapferer Krieger, o Hadschi Tippu!« erwidert der Scheich mit gespielter Bewunderung. »Die Galla sind ein sehr tapferes und wehrhaftes Volk. Und ihre Zahl ist groß . . .«

»So ist es, Scheich Ahmed. Aber wer Geld verdienen will, darf nicht nach den Gefahren fragen. Und Allah hat mich zum Kaufmann bestimmt – nicht zum Glaubensstreiter, obschon ich sicherlich auch mit dem Zug gegen die Galla das Herz der Gläubigen erfreue. Ich gehe auf Sklavenfang, Ahmed. Ich werde mit Allahs Hilfe die schönsten, jüngsten und kräftigsten Sklaven aus den Galladörfern mitbringen, und ich dachte daran, auch dir, o Ahmed, ein Gallamädchen zu verehren.«

Der Scheich verneigt sich lächelnd, dann macht er einen neuen Versuch, Tippu seinen eigenen Zwecken geneigt zu machen. Er schildert die Galla – jenes äthiopische Volk, das sich selber »Oromo«, das heißt die »Starken Männer«, nennt – als ungemein kriegerisch und zahlreich. Zudem seien sie die Feinde der christlichen Abessinier und deshalb die natürlichen Verbündeten der Streiter Mohammeds. Wahrhaftig verdienstvoll aber sei ein Kriegszug gegen die Schoa und Amhara, die immer wieder Ansprüche auf das Gebiet von Harrar und die im Besitz der Araber befindlichen Küstengebiete erhöben. Den Christenhunden gebühre Tod und Vernichtung.

»Zudem«, sagt der Scheich mit spöttischem Schmunzeln zu seinem Gast, »sind die Frauen der Amhara besonders zartgliedrig und wohlgestaltet und bringen reichen Gewinn auf dem Sklavenmarkt.«

»Auch die Gallamädchen sind begehrt«, erwidert Tippu ungerührt. »Vor allem darf ich, den Allah zum Kaufmann gemacht hat, nicht vergessen, wo mein sicherer Vorteil liegt. Denn siehe, Scheich Ahmed, die Männer im Hochland von Abessinien, die Schoa und Amhara, sind kriegerisch, angriffslustig und sehr gut organisiert. Ihre Scharen streifen Tag und Nacht durch Berge und Täler, ihre Fürsten sind wachsam, und an den Grenzen gibt es so viele befestigte Plätze, daß man schon ein Schakal sein muß, um ungeschoren durch das Netz zu schlüpfen. Ein Kriegszug gegen die Amhara ist zuviel für die Mittel eines armen Kaufmanns. Die

Galla hingegen leben als Ackerbauern in offenen, weit auseinanderliegenden Dörfern, oder sie ziehen hinter ihren Herden von Fettschwanzschafen, Rindern und Ziegen durch Steppen und Flußniederungen. Es ist nicht sehr schwer, ein Dorf zu überfallen und Beute zu machen, besonders in der Zeit, wenn die Galla ihr Yarabbi-Fest feiern.«

Vergeblich sind alle Bemühungen des Scheichs von Zeila, die Krieger des Kaufherrn seinem Sultan zuzuführen, erfolglos sein Hinweis, daß das alte Reich von Aksum – Abessinien – durch innere Wirren und fortgesetzte Angriffe des Islams tödlich geschwächt sei. Die alte Stadt Aksum sei nur noch ein Wallfahrtsort, die abessinischen Könige residierten in Gondar, das im Inneren der Gebirge und in der Nähe des Tanasees gelegen sei. Die Herrscher von Abessinien hätten seit Jahrhunderten mit der Unbotmäßigkeit ihrer Statthalter in den Provinzen zu kämpfen, und ihre Grenze im Norden werde von den mohammedanischen Herren Ägyptens und Nubiens beunruhigt. Sollte man einem solchen Reich nicht wenigstens die Provinz Harrar endgültig entreißen können?

»Du hast recht, Scheich!« sagt der Kaufherr mit bescheidener Höflichkeit. »Deine Überlegungen sind überzeugend! Aber vergiß nicht, daß es die Überlegungen eines Staatsmannes sind und daß ich nur ein kleiner Händler bin, der nach bescheidenem Gewinn trachtet!«

Überall an der Somaliküste blüht der Handel mit schwarzen Sklaven, und von den Hafenstädten gehen viele Jagdexpeditionen ins Innere des Landes. Auch Nubien und Oberägypten sind Ausgangspunkte der Raubzüge. Bis hinüber in die Länder der Schilluk und Dinka im Flußgebiet des Weißen Nils führen die Sklavenjagden. Der Markt ist unersättlich, und ein einziges erfolgreiches Raubunternehmen macht schneller wohlhabend als jahrelanges Feilschen im Basar.

Der Kern der Raubkarawane Tippus besteht aus kriegstüchtigen Arabern, meist neuen Einwanderern von der Küste des Jemen, die anteilmäßig am Gewinn beteiligt sind. Den Hauptteil der Mannschaft jedoch wirbt Tippu, wie schon bei früheren Expeditionen, in den Nomadendörfern der Somali. Begleitet von einem

Trupp bewaffneter Kamelreiter sucht er die Siedlungen auf, die in dem öden Steppen- und Hügelland zwischen Zeila und Harrar zahlreich zu finden sind.

Die Somali sind Osthamiten, eine Mischung zwischen Negern und Semiten. Ihre Dörfer bestehen aus ungeordneten Ansammlungen von schwarzen Ziegenhaarzelten und niederen Hütten aus Holz, die mit luftgetrockneten Rinderhäuten bedeckt sind. Überall sieht man die weiten Viehhürden, um die aufgehäuftes Dorngesträuch einen schützenden Ring bildet.

Kamele und Pferde weiden unter Aufsicht von berittenen Hirten, die mit langen Lanzen ausgerüstet sind.

Die Kleidung der Somali erinnert an arabische Vorbilder. Sie tragen lange, dem Burnus ähnliche Gewänder, deren oberste Zipfel als Kopfbedeckung dienen. Die Haare sind entweder in kurze Zöpfe geflochten oder abrasiert. Nur einen einzigen helmartigen Haarkamm läßt man stehen.

Die jungen Mädchen haben die Köpfe in mancherlei Mustern geschoren, um den Wirbel herum stehen kleine Haarbüschel. Viele sind durch blaugefärbte Narben in ausgeklügelten Figuren tätowiert. Finger- und Fußnägel der Frauen sind nach arabischer Sitte mit Henna rot gefärbt, auch versäumen sie nicht, die Brauen zu rasieren und schwarz zu tuschen.

Als Tippu und seine Schar in eines der Dörfer einreiten, schlägt ihnen ein dumpfer Brodem von Viehdung, Essensresten und Ausdünstung entgegen. Diese über allen Eingeborenendörfern liegende Dunstwolke erklärt die Freude der Somalifrauen an hochintensiven Wohlgerüchen, wie man sie außer in Arabien nur noch in Abessinien findet. Tippu wirbt nach umständlichen Verhandlungen mit dem Dorfhäuptling ein paar Dutzend kräftige Somalimänner. Für ihre Bewaffnung und Ausrüstung wird er in Zeila sorgen.

Drei Wochen später bricht die Sklavenjägerkarawane über Harrar ins Innere des Landes auf. Im Schatten der Festung Harrar sammelt sich zugleich das Heer des Sultans von Adal zum Feldzug gegen die Abessinier. Doch Hadschi Tippu biegt nach Südwesten ab und nimmt den Weg ins Gallaland.

Weit hinter den heißen Hochebenen der Landschaft Ogaden und jenseits des Regenflusses Schebeli beginnt das Land anzusteigen.

Die Dornsteppe verwandelt sich in Savannen mit Akazien, Trompeten- und Tulpenbäumen; fern im Norden und Westen blauen die Schatten hoher Gebirge.

Am Fuß der Guguberge beginnt das fruchtbare Land, das von Bächen und wasserführenden Flüssen bewässert wird. Wälder wechseln mit Weideflächen; dazwischen liegen die Ölhaine, Feigengärten, Baumwollfelder und Hirseäcker der Galladörfer. Manchmal sieht man Wälder von Kaffeebäumen, auf den Wiesen und an den Flüssen weiden Rinder- und Ziegenherden.

Die Zeit der Ernte ist vorüber. In spitzen Strohhütten sind die Baumwollballen, das ausgedroschene Getreide und die abgeernteten, roten Kaffeefrüchte eingelagert.

In dem Dorf mit den niedrigen Hütten, das sich in der weiträumigen Lichtung des Kaffeewaldes angesiedelt hat, bereitet man das tagelang währende Hochzeitsfest für ein halbes Dutzend Mädchen und Jünglinge vor. Die schönste Braut ist die sechzehnjährige Nami, die einzige Tochter des Häuptlings Gallabak. Sie soll am Yarabbi-Tag, dem Beginn des großen Festes, nach altem Ritus mit dem Gallajäger Dunka vermählt werden.

Am frühen Morgen des sehnlich erwarteten Festtages schmückt sich Nami mit weißen Baumwolltüchern und langen, vielfach geschlungenen Ketten aus Muscheln, Schneckenhäusern und kleinen Messingplättchen; über der Stirn klingeln silberne Ringe, und in die sorgfältig gepflegten schwarzen Haare sind Schnüre mit farbigen Perlen eingeflochten. Als Nami sich geschmückt hat, wirft sie das weiße Tuch übers Haupt, ihre jüngere Schwester besprengt sie mit starkriechendem Duftwasser und betrachtet sie wohlgefällig. Niemand aus dem Dorf kann sich mit der Schönheit der jungen Braut messen, rund und ebenmäßig ist das Gesicht, von einem ins Rötliche spielenden Braun, die Lippen sind voll, aber nicht aufgeworfen wie bei den Negern im Westen, und die Nase ist breit, aber nicht platt.

Als die Sonne höher steigt, treten überall aus den laubgedeckten Hütten blumengeschmückte Frauen und Mädchen; lachend und schwatzend reißen sie grünbelaubte Zweige von den Bäumen und schichten sie zuhauf. Männer sind von diesem Teil des Festes ausgeschlossen.

Singend ziehen die mehr als hundert Frauen des Dorfes zu der großen Sykomore auf dem Dorfplatz. Dort hat eine alte Priesterin

auf einem Schemel Platz genommen, sie hält einen weißgeschälten Stab in der Rechten und einen Lederriemen mit Muscheln in der Linken. Vor ihr legen die Frauen die Büsche nieder, knien im Kreis und umarmen mit der Rechten die Nachbarin; mit der Linken schlagen sie im Takt auf die grünen Blatthaufen.

Der Rhythmus wird schneller, der Gesang lauter. Aus der Waldkulisse hinter dem Dorf hört man jetzt das aufpeitschende Rollen der Trommeln, die von den Männern geschlagen werden.

Das Yarabbi-Fest hat begonnen.

Allmählich steigert sich der wiegende Gesang zu wilden Synkopen; die Frauen und Mädchen geraten in rasende Verzückung. Sie springen auf und tanzen mit stampfenden Füßen im Kreise.

Auf dem Höhepunkt des rituellen Tanzes sondern sich Frauen ab und setzen in tönernen Näpfen ein Gemisch von gestoßenen Kaffeebohnen, Salz und Butter mit Wasser über das Feuer. Mädchen schleppen die am Vortage gebackenen Fladenbrote heran und bereiten das Festmahl vor.

Unterdessen haben sich die Männer und Jünglinge der Galla draußen auf der Viehweide am Fluß versammelt und einen ihrer seltsamen Tänze begonnen. Ihre Kleidung besteht aus Lendenschurz und Baumwolltuch. Mit Schild und Speer umkreisen sie, ein Scheingefecht symbolisierend, einen jungen »feindlichen« Krieger. Dazu rasseln die Holztrommeln und Schüttelbecken.

Nami sitzt neben den Kaffeetöpfen und blickt fasziniert auf den hin und her wogenden Kreis der Tänzerinnen; manchmal übertönt das gellende Aufschreien der Kriegstänzer den Gesang der Weiber, dann denkt Nami daran, daß dort drüben Dunka, ihr künftiger Gemahl, den Blattspeer schwingt.

Niemand der Feiernden ahnt, daß sich dort in den dunklen Wäldern, die wie Gewitterwolken den Horizont begrenzen, ein schreckliches Schicksal zum Schlag bereitstellt. Tippus Menschenjäger haben die Grenze zum Gallaland überschritten und alle Vorbereitungen zum Überfall auf das Galladorf in der Waldlichtung getroffen.

In einer verborgenen Senke warten die Pferde und Kamele, von Wächtern behütet. Die Masse der Krieger, mit Armbrüsten, Lanzen, Schwertern und Streitkolben bewaffnet, bewegt sich in langen Reihen auf den fröhlichen Lärm zu, der Tal und Hügel füllt.

Unbemerkt schleichen Tippu und seine Männer an das Galladorf heran, umgehen die Hütten und Felder, bis der Kreis geschlossen ist. Das Wild ist umstellt.

Der alte Tippu späht durch die Laubwand des Kaffeewaldes und berechnet im Geiste den Gewinn, den er aus der menschlichen Beute ziehen wird.

»Seid vorsichtig mit dem Eisen!« befiehlt er. »Jedes Stück schwarze Haut, das beschädigt wird, ist verlorenes Geld!«

Mit einem Pfiff gibt er das Zeichen zum Angriff. Die Horde der Sklavenjäger stürzt mit gellendem Geschrei aus dem Busch und wirft sich auf die völlig überraschten Galla.

Viele der tapferen Gallamänner werden bei dem Versuch einer Gegenwehr erschlagen, doch die jungen Frauen, Mädchen und größeren Kinder sind unversehrt gefangen und mit langen, dünnen Ketten und Handschellen aneinandergefesselt.

Noch zwei Dörfer erleiden das gleiche Schicksal, bevor Hadschi Tippu den Befehl zum Rückzug gibt.

Es ist eine lange Kolonne, die unter der Bewachung von Kamelreitern ostwärts, der Küste zu, wandert. Jeweils fünfzig, achtzig oder hundert Menschen bilden eine zusammengefesselte Marschkolonne. Da die Ketten nicht ausgereicht haben, sind die Kinder und Frauen mit Stricken und Lederriemen gebunden worden. Auf den Köpfen tragen sie schwere Beutelasten.

Am zweiten Tag, als die Frauen sich zur Rast an einem Wassertümpel niedergelassen haben, nähert sich aus einer anderen Richtung ein zweiter Sklavenzug. Somalikrieger mit Lanzen und Schwertern begleiten die Männerkolonne, deren schwere Ketten bei jedem Schritt klirren. In der zweiten Reihe schreitet der Gallajäger Dunka. Auf dem müde und teilnahmslos gesenkten Haupt trägt er einen Wundverband aus Blättern und Bast. Bevor Nami ihm einen schmerzlichen Gruß zurufen kann, ist die Kolonne bereits vorüber. Staub liegt über dem Zug der Sklaven, der rote Sand weht in langen Fahnen hinter den Reihen der Marschierenden. Die Wachen halten sich stets auf der Windseite, so daß Dunst und Staub sie nicht belästigen können. Schwermütiger Gesang verklingt langsam in der Ferne.

Afrika klagt über sein Schicksal . . .

Diese Maske mit großen flügelartigen Ohren stammt aus Süd-Nigerien

Die Karawane des Tippu Bab es Dharan erreicht ungefährdet den Sicherungsgürtel der Feste von Harrar. Die Wachtposten berichten dem Kaufmann, der Sultan sei mit einem Heer in Abessinien

eingefallen und habe die Amhara aus den Grenzprovinzen verjagt. Möge Allah die Ungläubigen in die Hölle jagen!

In Zeila erregt Tippu mit seiner reichen Beute an Sklaven den Neid der Händler.

Tagelang währt der Sklavenmarkt. Vom Jemen und selbst von Dschidda sind arabische Händler gekommen, um die menschliche Ware zu möglichst billigen Preisen zu kaufen. Die Arbeit in den Oasen der Wüste und auf den Feldern des Jemen, die Bauten des Islams in Arabien, Ägypten, in Syrien und Mesopotamien rufen nach Sklaven. Die Paläste der Scheichs, die Harems, die riesigen Haushalte der Statthalter, Kaufleute, Generäle – sie alle fordern leibeigene Mädchen, Dienerinnen, Tänzerinnen.

Die verkaufte Menschenware wird im Hafen auf die bereitliegenden Schiffe getrieben. Dicht an dicht, Körper an Körper liegen die Männer und Frauen wie Dattelsäcke verpackt im stickig heißen Lagerraum oder auf sonnenglühendem Deck, angstvoll einer ungewissen Zukunft entgegenblickend.

Bab el Mandeb – Straße der Tränen – nennen die Araber den Meeresarm zwischen Afrika und Arabien. Denn über dieses glühende, hitzedampfende Meer segeln seit unendlichen Zeiten die Schiffe mit der Sklavenfracht, und gleich einem dunklen Schatten folgt dem Kielwasser der Sklavenschiffe das Trauerlied der Neger.

Vor Ras Bir, dem Felsenkap der Tadjurabucht, geht eine zweite Dhau längsseits des Schiffes, auf dem Nami, das Sklavenmädchen aus dem Stamm der Galla, in die Fremde gebracht wird. Auch dieser Segler hat eine Stimme, seine schwarze Fracht singt das Lied von der verlorenen Heimat und der geraubten Freiheit.

Mit freudigem Schreck erkennt Nami unter den Gefesselten auf dem Oberdeck des fremden Schiffes Dunka, der mit brennendem Blick zu ihr herüberschaut und die gefesselten Hände hebt.

Nach wenigen Minuten trennen sich die beiden Dhausen. Die Schiffsführer haben nur ein paar Nachrichten ausgetauscht. Sie laufen verschiedenen Kurs und verschwinden am südlichen und nördlichen Horizont.

In diesen Tagen, da der Islam immer näher an die Mauern der Gebirgsfestung Abessinien-Äthiopien heranrückt, ersteht dem Volk der Kaffitscho – den Nachkommen jener ausgewanderten

Ägypter-Nubier der Vorzeit – wieder ein großer Volksheld. Dieser Nachfolger des sagenhaften Argepo namens Mindscho befiehlt den neuerlichen Aufbruch des ganzen Volkes mit Kindern und Greisen, den Viehherden und aller Habe. Die Kaffitscho verlassen die Ländereien im Hochland und ziehen über das Buttogebirge und den Godefostrom tiefer hinein in die Gebirge und Urwälder Äthiopiens, in ein Land, das später Kaffa genannt wird.

Doch immer bekennt sich das Volk zum Glauben der Urväter. Es errichtet in seinen Dörfern dem Sonnengott Hekko runde, aus Baumstämmen, Stein und Lehm gefügte Tempel, die mit Schilf gedeckt werden. In seiner Residenzstadt Schaddi erbaut Mindscho das erste dieser Hekkoheiligtümer. Die Lieder, welche die Priester zu Ehren des Gottes singen, gleichen den Gesängen, die vor mehr als tausend Jahren in den Tempeln an den Ufern des Nils erklangen.

»Schön erscheinst du am Himmel,
du lebende Sonne, die zuerst lebte!
Hekko!
Aufgehst du am östlichen Himmel
und erfüllst mit Schönheit alles Land,
Hekko!
Sinkst du nieder am westlichen Himmel,
liegt alles Irdische im Dunkel, als wäre es tot!
Hekko!
Strahlst du aber und leuchtest sieghaft am Himmel,
labt sich das Tier an dem Kraut, grünt und blüht Baum und Strauch!
Herrlich und groß ist dein Wesen, Gott, dem kein anderer gleich ist!
Dein ist alles, was lebt, dein die Schöpfung der Welt, ohne dich
liegt alles Irdische im Dunkel, als wäre es tot!
Hekko[7]!«

Doch nicht lange währt der Friede in der neuen Heimat Kaffa. Meldeläufer von den Grenzen im Süden berichten schreckensvoll, daß ein Volk, schwarz wie die Nacht, mit scheußlich bemalten Gesichtern und bunten Federn im Haar, die Felder und Dörfer verheerten. Die Kaffitscho im Süden verließen bereits ihre Dörfer und fluteten in panischer Flucht zurück nach Schaddi.

Mindscho läßt die alte Kriegstrommel rühren und ruft das Heer der Kaffitscho unter die Waffen. Sie ziehen den Schwarzen entgegen, und inmitten der Kaffeewälder kommt es zur wütenden Entscheidungsschlacht.

Der Feinde sind allzu viele. Das modrige Dunkel der Wälder speit immer neue Scharen aus, die keulen- und speerschwingend heranstürmen. Als die Schlachtordnung der Kaffitscho zu wanken beginnt und alles verloren scheint, ruft Mindscho mit mächtiger Stimme, die den Lärm der Waffen und das Geschrei der Kämpfenden übertönt:

»Stürmt in die vorderste Reihe, nehmt die Tapfersten mit und tragt den Kampf gegen die Häuptlinge der Feinde. Diese müßt ihr erschlagen, deren Kraft lähmen . . .«

Abermals entbrennt die Schlacht, die Kaffitscho verrichten Wunder an Tapferkeit. In dichtgeschlossenen Keilen brechen sie wie Elefantenherden in die Reihen der Gegner ein, schlagen sich erbittert durch und töten die Häuptlinge und ihren Anhang.

Als die Nacht hereinbricht, fliehen die schwarzen Angreifer zurück in die Wälder. Kaffa ist gerettet und hat sich sein Heimatrecht erkämpft.

Noch in demselben Jahr ergeht von Mindscho der Befehl, überall an den Grenzen befestigte Wachttürme zu erbauen, auf denen Tag und Nacht bewaffnete Posten nach nahenden Feinden Ausschau halten sollen. Die Urwaldwege, die über die Grenzen führen, werden durch Torwerke versperrt; Flüsse und Ströme – die meistbenützten Verkehrswege des Urwalds – schützt man durch klug ersonnene Befestigungen. Eine lange Zeit des Friedens bricht für Kaffa an.

Bei den Ausschachtungen für den Bau der Wachttürme sind die Arbeiter auf Goldadern gestoßen, auch Silber und Kupfer findet sich im Land. Das gewonnene Metall wird von geschickten Handwerkern zu schönem Schmuck für den König, die Vornehmen des Hofes und ihre Frauen und Töchter verarbeitet. Die Residenzstadt wird von Jahr zu Jahr volkreicher und größer; ihr Mittelpunkt ist der prächtige Königspalast aus Stein und kostbarem Holz. Goldschmiede des Hofes arbeiten jahrelang an der heiligen Krone des Landes Kaffa, die der uralten, geweihten Pharaonenkrone des Nilreiches gleicht: Auf der spitzkegeligen Goldhaube weht ein Strauß bunter Federn, den Stirnreif umklin-

geln fein gehämmerte silberne Glöckchen, und auf der Stirn findet sich das uralte heilige Zeichen der Fruchtbarkeit.

Aus Gold und edlen Steinen werden Ohrgehänge, Halskette, Krummstab und Reichsschwert geschmiedet; die Mädchen von Schaddi weben und sticken den Krönungsmantel aus grünem Tuch, in dem Gold- und Silberfäden schimmern.

Als die Vorbereitungen mit Sorgfalt getroffen sind, steigt der Tag herauf, an dem Kaffa zum Kaiserreich ausgerufen wird. Zehntausende sind aus dem ganzen Lande herzugewandert, das einzigartige Fest zu erleben. Priester des Gottes Hekko führen den aus den angesehensten Familien ausgesuchten Opferknaben in den schilfgedeckten Rundtempel und geleiten ihn zum düsteren Stein. Während draußen die Menge erschauernd verstummt, verblutet der Knabe über der Steinschale. Der Priester des Hekko verkündet es allem Volk, daß nun alle Jugendkraft des Getöteten auf den König überströme.

Mit feierlichen Gesängen beginnt die Krönungszeremonie.

»Sie setzten dem Erwählten die goldene Krone aufs Haupt und legten ihm den grüngoldenen Krönungsmantel um die Schultern, sie reichten ihm das goldene Schwert und die anderen Kleinodien. Dreimal rief der Priester seinen Namen. Nun war der Auserwählte zum ›Erhabenen‹ geworden, dem alle Macht gehörte zu Kaffa. Göttliche Kraft war in ihm, und aus seinem Munde sprach Hekko . . .[8]«

Zum ersten und einzigen Mal sieht das Volk seinen Kaiser gekrönt, dann wird er verhüllt und begibt sich in den Palast, den er niemals wieder verlassen wird. Für immer ist er künftig den Blikken der Menge entzogen, ein fern thronender, schon in die Bereiche der Mythe aufragender Gott-Kaiser.

Wenn der Herrscher stirbt, wird er an einer abgelegenen Stelle im Urwald in einem sieben Klafter tiefen Schachtgrab unter einer Rundhütte bestattet – symbolische Erinnerung an altägyptische Königs-Felsengräber und Pyramiden. Neben dem Toten liegen Nahrung, Waffen und ein hohles Bambusrohr, das ihn mit der Oberwelt verbindet.

Umringt von hohen Gebirgen, geschützt durch Wachttürme und die eigene Wehrkraft, lebt Kaffa fortan ein abgeschiedenes,

ruhevolles Dasein. Nur undeutlich, legendär und durch die Phantasie arabischer Händler oder schwarzer Eingeborener ausgeschmückt, dringt manchmal ein Bericht von der Existenz eines geheimnisvollen Volkes inmitten der abessinischen Berge hinaus in die Welt.

Unsicher und märchenhaft sind alle Nachrichten, die aus Abessinien in die Mittelmeerwelt gelangen. Die Kämpfe und Wirren, die das christliche Reich Aksum gegen die mohammedanische Bedrohung zu bestehen hat, werden zu Heldensang und Legende, wenn venezianische Alexandrienfahrer und genuesische Levanteschiffer in den Hafenplätzen des Abendlandes erzählen.

Ungewisse Kenntnisse aus frühen Tagen, nach denen weit im Südosten Afrikas, jenseits der Grenzen Ägyptens, ein sagenhaftes christliches Reich liege – ein Reich, in dem es Gold, Elfenbein, Gewürze und Edelhölzer gebe –, erhalten sich hartnäckig. Die zunehmende Abschnürung des Abendlandes von den orientalischen Märkten läßt die Hoffnung auf Hilfe von diesem Afrikareich unter dem Zeichen des Kreuzes zur heißen Sehnsucht anschwellen. In den Ratsstuben der großen Handelsstädte und den Kanzleien der europäischen Fürstenhöfe spielt man mit den Möglichkeiten, die ein christlicher Bundesgenosse im Rücken des Islams bieten könnte.

Aksum, der alte Name für Abessiniens Hauptstadt, gespenstert durch die Gedanken und Pläne der westlichen Christenheit. Sehnsüchte aber sind nur zu oft die Anfänge historischer Wirklichkeiten und Taten. Aus Legende und Fabel wird einmal die Stunde heraufsteigen, in der Europa aufbricht, das Reich von Aksum zu suchen.

Die Portugiesen

Als Anfang des 14. Jahrhunderts die Türken die Spitze der mohammedanischen Angriffskeile übernehmen und 1326 Osman das kleinasiatische Brussa erobert, hebt ein neuer Abschnitt im Kampf zwischen Islam und christlichem Abendland an. In dieser weltwei-

ten Auseinandersetzung gewinnt auch die nordafrikanische Küste von Marokko bis Ägypten erneut das Gewicht, das einer so ausgedehnten Flankenstellung im Süden Europas zufallen muß.

Die Portugiesen sind die ersten, die zum Gegenangriff antreten und den Islam an seiner afrikanischen Front attackieren. Der erste Stoß soll sich gegen die marokkanische Stadt Tanger gegenüber Gibraltar richten.

Die Flotte mit dem portugiesischen Landungsheer an Bord – meist aus kleinen Fischerbooten bestehend – taumelt furchtsam und unbeholfen über die schmale Meeresstraße zwischen Europa und Afrika, wird von Winden und Strömungen abgetrieben und stößt statt vor Tanger in der Nähe der marokkanischen Stadt Céuta auf Land.

Céuta wird von den Kreuzfahrern erstürmt. Bei den Kämpfen zeichnet sich vor allen Prinz Heinrich, der Sohn des Königs, aus und wird noch auf dem Schlachtfeld zum Großmeister des Christusordens, einer Nachfolgeorganisation des Kreuzfahrerordens der Templer, ernannt.

Der junge einundzwanzigjährige Prinz weiß wie kein anderer, daß aller Kampf um die tropische Welt Stückwerk bleiben muß, solange Portugal nicht das Meer beherrscht. Er hat schon bei der Ausfahrt nach Tanger mit kritischem Verstand die schlechte Ausrüstung der Flotte, die völlig ungeeigneten Hilfsschiffe, den Mangel an erfahrenen Seeleuten und die fehlenden Kenntnisse in der Navigation beobachtet. Trotz ihrer langen Küste sind die Portugiesen kein seebefahrenes Volk. Ihre Fischerboote fahren nur bei gutem Wetter aus und wagen sich nicht außer Sicht des Landes. Nur ganz wenige kühne Kapitäne haben bisher die Abenteuerfahrt auf die hohe See gewagt.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts sind portugiesische Seeleute durch Zufall auf eine vulkanische Insel im westlichen Meer gestoßen, die, dicht mit Wald bedeckt, ein natürliches Reservoir von Schiffsbauholz bietet. »Madeira« nennen sie die Insel, das bedeutet »Holz«. Später haben sich Siedler in den Randgebieten niedergelassen. Sie brennen sieben Jahre lang die benachbarten Wälder nieder, um in den von Asche gesättigten Boden Reben und Zuckerrohr zu pflanzen; die übriggebliebenen Waldbestände reichen immer noch aus, um für lange Zeit die Werften Portugals mit Bauholz zu versorgen.

Seit dem Fehlschlag von Tanger ist Prinz Heinrich bemüht, Portugal eine einsatzbereite Flotte mit zuverlässigen Stammbesatzungen zu schaffen. Er befiehlt, in den Hafenstädten Werften zu errichten, verpflichtet erfahrene Schiffsbaumeister, läßt Berge von Bauholz aus Madeira holen und daraus wetterfeste Hochseeschiffe erbauen. Die Führung der Segler erhalten Seeleute, die bereit sind, im Auftrage des Prinzen Entdeckungsfahrten in neue, unbekannte Meere zu unternehmen. Sie tasten sich die Westküste Afrikas hinunter bis zu einem Landvorsprung, der den glücklichen Inseln der Kanaren gegenüberliegt.

Es gilt als zu gefährlich, weiter nach Süden vorzudringen. Einige Kapitäne unternehmen trotz allem das Wagnis, umrunden das Kap und fahren weiter nach Westen oder Süden. Aber auch sie wenden bald den Kiel ihrer Schiffe und bringen die Kunde nach Hause, daß jenseits tausend Gefahren lauerten und jede Schiffahrt unmöglich sei. Heftige Strömungen zerrten die Schiffe mit sich, scharfe Klippen bleckten wie Haifischzähne aus den schäumenden Wassern, der immerwährende Nordostwind jage riesige Wolken weißen Wüstensandes in die Atmosphäre, verdüstere den Himmel und verhindere jede Orientierung. Das Land aber dehne sich ostwärts so weit das Auge dringe, öde, sandig und wüst.

Die Schiffskapitäne weigern sich, noch einmal die Fahrt in den Höllenschlund zu wagen.

Prinz Heinrich ist der dritte Sohn des Königs, ohne Aussicht, je auf den Thron zu gelangen. Gleichwohl dient er der königlichen Sache. Seine Liebe gilt dem Meer und der Seefahrt.

Auf der äußersten Landspitze Portugals, nahe Kap Saint Vincent, einem Vorgebirge, das sich wie sehnsüchtig dem Atlantik entgegenstreckt, errichtet der Prinz das Schloß Sagres, über dessen Haupttor er seinen Wappenspruch anbringen läßt: »Talent de bien faire . . .« – »Fähig zu großen Taten!«

In einem Nebengebäude des kühn auf die Klippen gebauten Schlosses richtet Prinz Heinrich eine Schule der Seefahrtskunde, ein Seearsenal und auf einem der Türme eine Sternwarte ein. Hier will er den seemännischen Nachwuchs Portugals unterweisen lassen.

Heinrich ist jung und voll hochfliegender Pläne. Mögen sein königlicher Vater und seine Brüder den Kampf wider den Islam mit den Waffen der Ritterschaft führen – er will den mohammedanischen Staaten Nordafrikas mit seinen Schiffen gefährlich werden. Er hofft, wie viele seiner Zeitgenossen, auf die Hilfe des geheimnisvollen Reiches von Aksum, fern in Ostafrika, das vom Priester Johannes, einem »Papst« des christlichen Afrika, regiert wird. So fest glaubt Prinz Heinrich an den Christenstaat im Osten des dunklen Kontinents, daß er den ersten Schiffen, die von Sagres auf Expeditionsfahrt auslaufen, Dolmetscher der äthiopischen Sprachen mitgibt.

Die Karten des Ptolemäus und des Arabers Edrisi zeigen Afrika als flaches Dreieck, umkränzt von Meeren. Hat Afrika im Süden ein Ende, so muß es möglich sein, den Kontinent zu umfahren und den Meerpfad nach Ostafrika und vielleicht sogar nach Indien, dem Land aller begehrten Schätze, zu gewinnen.

Vierzig Jahre später, an einem Abend des Jahres 1455 ...

Prinz Heinrich von Portugal studiert in einer von Blüten umrankten Loggia der großen Terrasse des Schlosses von Sagres mit Nuno Tristão, dem erfolgreichsten Schiffsführer der portugiesischen Flotte, Seefahrtskarten, Reiseberichte und Küstenbeschreibungen. Der Prinz ist immer noch schlank und hochgewachsen, ein Grandseigneur, in schwarzen Samt gekleidet, mit der goldenen Kette des Christusordens als einzigem Schmuck. Dem gedrungenen, tiefbraunen Tristão mit dem krausen Haar, den gegerbten Zügen und den schmalen, scharfblickenden Augen sieht man den Seemann an, der viele Jahre unter Tropensonne und peitschenden Stürmen auf Deck seines Schiffes gestanden hat. Schon Anno 1434 ist er als Offizier auf der Karavelle des Gil Eannes gefahren, die als erste das Teufelskap Blanco – südlicher als die bisher erreichten Stellen der afrikanischen Westküste – gesichtet hat. Gil Eannes ist umgekehrt, aber Nuno Tristão hat Anno 1441 – als ein neuer Marokkokrieg sechs Jahre die Seefahrt hemmte – die Reise nochmals gewagt und auf eigenem Schiff Kap Blanco erreicht und umfahren. Wieder zwei Jahre später ist Tristão in der Arguinbucht gelandet, einem der Umschlagplätze

Prinz Heinrich von Portugal, der »Seefahrer«. (Miniatur des 15. Jahrhunderts)

des arabischen Afrikahandels; jetzt steht dort längst ein portugiesisches Fort. Wieder ein wenig später hat er die Mündung des Senegalflusses entdeckt – Beweis dafür, daß nicht ganz Inner-

afrika eine einzige versengte Wüste sein kann – wie es die Araber allen anderen Völkern weismachen wollen.

Das sind Jahre der Spannung, des Suchens und Wagens gewesen. Der Ruhm »Heinrichs des Seefahrers« und seiner kühnen Schiffsführer ist weithin gedrungen in alle christlichen Länder. Dänen, Deutsche und Niederländer haben in Schloß Sagres ihre Dienste angeboten und sind in die Flotte des Prinzen eingetreten. Jetzt aber sind seine Mittel erschöpft, die Schulden türmen sich haushoch. Hat er nicht mehr als fünfzig Hochseeschiffe auf eigene Rechnung ausgesandt? Die Räte der Krone Portugals meinen allerdings, es sei alles vergeblich gewesen, denn man habe weder Gold noch Gewürze heimgebracht. Was nützen geographische Entdeckungen, wenn sie nicht zu wirtschaftlichem Erfolg führen?

Die Agenten des Prinzen versuchen in aller Welt, Nachrichten über mögliche Schatztruhen des Afrikahandels zu erlangen. Afrika scheint indes vorerst nur aus Abenteuern, Wüsten und Gefahren zu bestehen; der Reichtum strömt aus Asien, vom fernen Indien und Weihrauch-Arabien herüber – unerreichbar für Portugal!

Die Vorstöße entlang der Westküste Afrikas in den vergangenen Jahrzehnten haben aber doch so viel Klarheit gebracht, daß man die Gewißheit hat: Es gibt Gold an den Strömen Senegal und Niger. Es wird von den Fundstellen nach jener geheimnisvollen, verschlossenen Stadt am Südrande der großen Wüste Sahara gebracht, die Timbuktu heißt.

Drei Karawanenstraßen laufen von Timbuktu zum Mittelmeer: Die ersten beiden folgen dem Westrand der Wüste bis Marrakesch, die dritte geht zu der Oase Tuat und gabelt sich dort in die Wege nach Oran und nach Tripolis. All diese Kamelpfade werden von Berbern und Arabern kontrolliert.

Noch gibt es für das christliche Abendland keinen Schlüssel zum Tor des inneren Afrikas . . .

Kühl weht der Abendwind vom Meer über das Felsenschloß von Sagres. Über dem granitgrauen Kap Saint Vincent steigt aus dem blauen Himmel hochgetürmtes, schwarzes Gewölk und verdeckt die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Wind faucht böig über die aufgeregte See heran, das Murren der Brandung wird drohender, und im Hafen von Sagres setzen sie die schwarze Sturmfahne.

Prinz Heinrich und Nuno Tristão begeben sich in die Halle und lassen die Öllampen anzünden. Die schweren Vorhänge aus sarazenischem Brokat wehen im stärker werdenden Wind.

Auf dem Innenhof wird Hufgeklapper laut, und bald darauf meldet ein Diener den Vetter des Königs, Christoffero de Melo, einen eifrigen Parteigänger des Hausherrn.

»Gott segne dich, Prinz!« ruft de Melo schon unter der Tür, »Gott mit dir, Nuno Tristão! Ich bringe gute Nachricht!«

Er schwenkt ein Pergament, das er, gerollt und mit seidenem Band zusammengehalten, wie einen Feldherrnstab in der Rechten trägt.

»Ich habe eine Abschrift des Malfante-Berichts! Freunde aus Genua haben sie mir besorgt – gegen einen guten Beutel voll Gold, versteht sich. Die Herren Bankiers des Hauses Centurione zu Genua wären vermutlich böse, wenn sie von dem Handel etwas erführen. Dieser Antonio Malfante ist tatsächlich in der Oase Tuat – mitten in der Sahara – gewesen!«

Prinz Heinrich greift nach der Pergamentrolle und beginnt schnell und gespannt zu lesen.

Das Genueser Handelshaus der Centurione, dessen Niederlassungen in Bristol, Brügge, Mallorca, Lissabon, Rouen, Antwerpen und einem Dutzend anderer Städte blühen, hat die gleichen Sorgen wie die Portugiesen und die gesamte Wirtschaft des Abendlandes: Das Gold wird knapp, weil das kostbare gelbe Metall in stetem Strom als Zahlung für Luxusgüter, vor allem für Gewürze, in die tropischen Länder des islamischen Ostens fließt, ohne daß der Osten im Austausch europäische Waren entgegennimmt und sie mit Gold zahlt. Dieser ständige Verlust an Edelmetallen droht zur katastrophalen Auszehrung der auf Goldbasis beruhenden abendländischen Währung zu führen. Dreihunderttausend Goldgulden haben allein die Venezianer nach Alexandrien verschifft, um dort tropische Waren zu erstehen. Die Frage, wie man unmittelbar und ohne Vermittlung der arabischen Händler an die Goldquellen Afrikas und an die Stätten der Gewürzproduktion herankommen kann, ist eines der dringendsten Anliegen der abendländischen Wirtschaft und bewegt nicht nur die Gemüter der Handelsherren des Hauses Centurione. Die Genuesen aber haben die erste Bresche in die Mauer des Islams gebrochen, da es ihrem Beauftragten Antonio Malfante mit einer Expedition

gelungen ist, zu dem großen Goldumschlagplatz in der Sahara-Oase Tuat vorzudringen.

Rasch überfliegt Prinz Heinrich – das Wichtigste vorlesend, indem er mühelos den italienischen Text ins Portugiesische übersetzt – die ersten Seiten des Geheimberichtes Malfantes, auf denen die Landung im Hafen Honein im Lande Algier und die Reise nach Tuat geschildert ist. Nüchtern und sachlich beschreibt der Reisende die Oase Tuat:

»Ich bin Christ, gleichwohl hat mir niemand in diesem Lande ein böses Wort gegeben ...
Es gibt hier mitten in der Wüste auch viele Juden. Der Ort Tuat aber ist eine Zwischenstation im Lande der Mauren, zu der die Kaufleute mit ihren Waren reisen, um sie zu verkaufen. Von Süden kommen die Karawanen mit Gold, welches die Kaufleute, die vom Mittelmeer kommen, eintauschen ...
Niemals regnet es hier. Geschähe dies, so würden die Häuser der Leute zerstört, weil sie aus einem Fachwerk von Schilfwerk und Lehm bestehen. Im Sommer wird es hier so heiß, daß die Menschen beinahe schwarz geworden sind. Die Einheimischen bekennen sich zum Islam.
Ringsum gibt es an die hundertfünfzig bis zweihundert Oasen.
Ich hörte erzählen, daß durch die Länder im Süden ein großer Fluß ströme, der zu bestimmten Jahreszeiten die ganze Gegend überschwemme ...[9]«

»Das müßte der Senegal sein!« wirft Nuno Tristão ein.

»Malfante ist anderer Meinung«, sagt der Prinz. »Hört, was er darüber schreibt:

›Dieser Fluß geht an der Stadt Timbuktu vorbei und kommt aus Ägypten. Es ist jener Fluß, der bei Kairo mündet! Es gibt auf ihm viele Barken, mit denen die Araber Handel treiben. Es heißt, man könnte auf dem Strom bis Ägypten hinunterfahren, wenn es nicht eine Stelle gäbe, an der das Wasser dreihundert Ellen tief die Felsen herabstürzt. Dieser Wassersturz ist für Schiffe unüberwindbar. Von Tuat bis zu diesem Fluß sind es noch zwanzig Tagereisen zu Pferd ...[10]‹«

»Und schreibt er, ob es in der Wüste Gold gibt?«

Prinz Heinrich schüttelt den Kopf. »Gold hat Malfante nicht gefunden. Er sagt, es käme von weit her, unendlich weit, aus dem Innern eines Landes, das selbst den Eingeborenen unbekannt ist.«

»Vielleicht kommt es aus dem Reich des Priesters Johannes?« gibt de Melo zu bedenken.

»Vielleicht!« antwortet Prinz Heinrich nachdenklich. »Wir werden es genau wissen, wenn wir dieses Sagenland entdeckt haben. Und wir werden es erreichen!«

Der Sturm rüttelt an den hölzernen Läden der Fenster, ein Hofmann des Prinzen tritt in die Halle und berichtet, eine Galeasse, von Kap Saint Vincent kommend, befinde sich in Seenot.

Mäntel werden gebracht, der Prinz und seine Begleiter eilen auf die regengepeitschte Terrasse.

Deutlich ist von hier zu erkennen, wie schwer das Schiff gegen die aufgeregte See ankämpft. Über den gerefften Segeln weht eine große Flagge. »Der Löwe von San Marco!« ruft Nuno Tristão. »Es ist ein Venezianer!«

Der Prinz gibt Befehle, Knechte eilen die Treppen zum Hafen hinab, Boote werden bemannt, Leuchtfeuer entzündet. Das Schiff landet.

Wenige Stunden später empfängt der Prinz die beiden Besitzer der gelandeten Venezianergaleasse – Alvise Cadamosto aus Venedig und seinen genuesischen Geschäftspartner – in der Halle des Schlosses.

Als das Unglück besprochen ist und der Prinz den Überlebenden Hilfe zugesagt hat, wendet sich das Gespräch den großen, alle seefahrenden Nationen bewegenden Fragen zu.

Alvise Cadamosto, der des Portugiesischen mächtig ist, klagt über die wachsenden Schwierigkeiten des Orienthandels und über die zunehmenden Übergriffe der Türken.

»Wenn es möglich wäre, in direkte Verbindung mit dem Reich Aksum zu kommen – das bedeutete die Erlösung aus aller Heidenmisere«, seufzt er. »Ich habe gehört, daß Eure Hoheit Schiffe ausgesandt haben, den Seeweg nach Aksum zu suchen?«

Der Prinz lächelt, aber bevor er antworten kann, nimmt Nuno Tristão den Faden des Gesprächs auf. Gewiß, meint er, habe man

Schiffe ausgeschickt, neue Küsten und Gewässer zu erkunden. Wer mache das nicht, wer nicht zwischen Genua und Madrid? Wen gelüste es nicht, die Blockade der Araber und Türken zu umgehen und gleichsam durch die Hintertür in die goldenen Schatzkammern Afrikas oder gar des Landes India einzubrechen – die Herren mögen einem alten Seemann glauben –, der Gefahren seien Tausende, und eine sei schrecklicher als die andere.

Der Prinz betrachtet schmunzelnd seinen alten Vertrauten. Wie oft hat er schon das Seemannsgarn ertragen, das nun unweigerlich abrollen wird. Tristão mißtraut jedem Fremden, und die Venezianer, die gefährlichen Konkurrenten Portugals auf allen Märkten, sind schon gar nicht seine Freunde. Sie sollen gefälligst die Finger von Afrika lassen! Westafrika ist portugiesischer Hoheitsbereich. Damit die Herren von San Marco ein wenig Respekt vor jenen südlichen Breiten bekommen, kann es nichts schaden, ein paar wirksame Schauergeschichten zu erzählen.

Nuno Tristão, Schiffskapitän und Freund Heinrichs des Seefahrers, legt sein Gesicht in ehrbare Falten, und in der Erinnerung an all das Entsetzliche, das er angeblich erlebt hat, erscheint sein Haar noch grauer, als es schon ist.

Er erzählt, wie seine Karavelle einst weit im Süden jählings, von einer unsichtbaren Kraft erfaßt, auf einen dunkel ragenden Berg der Küste zugetrieben worden sei. Nur mit Gottes und der Heiligen Hilfe habe sich das Schiff an der weißschäumenden Brandung vorübergerettet; jedermann an Deck habe gewußt, daß man mit knapper Not dem berüchtigten Magnetberg entronnen sei dessen Zaubergewalt den Schiffen die Nägel aus den Planken und die Anker von Deck reiße.

Nuno Tristão macht eine Atempause und schickt einen schnellen, prüfenden Blick zu den beiden Gästen, die mit unbewegten Mienen zugehört haben.

Signor Alvise Cadamosto räuspert sich und trinkt mit Genuß einen Schluck von dem heißen Wein, der vor ihm auf dem Tisch steht.

»Ihr meint sicher Kap Bojador!« sagt er höflich. »Ich habe es mit meiner Galeasse einmal bei schönstem Wetter umfahren. Die See war spiegelglatt wie in der Lagune von Venedig . . .«

Der Portugiese läßt nicht locker. »Nun, Signor«, meint er,

»dann habt Ihr Glück gehabt. Vielleicht war der Magnetberg gerade nicht in Tätigkeit, so wie der feuerspeiende Berg Ätna auf Sizilien an manchen Tagen friedlich ist wie ein Wiesenberg hinter der Haustür. Aber hütet Euch, in die Fangarme der Lebersee zu geraten. Ihr würdet jämmerlich darin umkommen, weil sich das Wasser dort gallertartig verdickt und den Schiffskiel unweigerlich festhält, als ob Ihr in einem Pechkessel säßet!«

»Ja, ja«, lächelt der Venezianer, »auch wir sind gelegentlich durch Tangfelder gesegelt. Doch der erste günstige Wind trug uns wieder hinaus . . .«

Señor Tristãos Augen schießen zornige Blitze. Er fährt sein schwerstes Geschütz auf und berichtet – die Dramatik des Geschehens wie ein geübter Schauspieler deutlich machend – von der Zone sengender Sonnenglut, wo das Tagesgestirn wie eine weißglänzende Flamme am brennenden Himmel stehe, die Segel in Flammen setze, die Lungen verbrenne und alles Leben der Küste vernichte. Die Menschen jener Gegend seien schwarz geschmort von der unmenschlichen Hitze.

»Das könnt Ihr mir nicht weismachen, Kapitän«, lächelt Alvise Cadamosto, »Neger sind von Geburt an schwarz. Wir haben eine ganze Menge Mohrensklaven in Venedig . . .«

Als der Portugiese grimmig auffährt, legt ihm der Venezianer begütigend die Hand auf die Schulter: »Ich bin viel im Osten des Mittelmeeres gefahren, Kapitän, und weiß recht wohl zwischen Märchen und Wahrheit zu unterscheiden. Das Meer hat viele Gefahren und birgt manches Geheimnis, gewiß – aber wir sind Seeleute, die gewohnt sind, unbekannten Dingen auf den Grund zu gehen, nicht wahr? Kehren wir zurück zu der Frage, ob Ihr es für möglich haltet, von Westen her nach Aksum in das Reich des Priesters Johannes zu gelangen!«

Der Prinz lacht laut auf, als er das verdutzte Gesicht Nuno Tristãos sieht. Der Venezianer gefällt ihm immer besser. Das ist ein nüchterner und kühler Mann.

Das Gespräch wendet sich dem legendären Reich des Priesters Johannes zu . . .

Die beiden Venezianer bleiben als Gäste im Schloß Sagres, seltsam angezogen von einer Atmosphäre des verbissenen, fanatischen

Mühens um neue geographische Erkenntnisse, der wissenschaftlichen Forschungsarbeit, der Abenteuer und der allen gemeinsamen Liebe zu den Schiffen.

Als Prinz Heinrich nach Monaten seinen beiden Gästen den Vorschlag macht, mit portugiesischer Besatzung auszufahren, um den Zugang zum Reich von Aksum zu suchen, stimmen sie freudig zu.

Dieses Meer im Süden des Kap Blanco ist fremder und gefahrvoller als das Mittelmeer oder als selbst die Biskaya.

Der Himmel ergießt seit Tagen aus stahlblau glänzender Schale weißes, gleißendes Licht. Die Wölbung des Firmaments ist von einer brennenden Backofenluft erfüllt, die jeden Gedanken tötet und Herz und Muskeln erlahmen läßt. Das Meer rollt in schwerer, hoher Dünung. Die Küste ist nichts weiter als ein augenschmerzender Streifen von weißem Sand und rotschimmernden Felsklippen.

Verloren zieht die weiße Schaumspur der portugiesischen Karavelle unter der Führung Alvise Cadamostos vor dem beinahe unmerklichen Wind, mehr von der Strömung als von den Segeln geführt, südwärts. Der furchtsamen Mannschaft erscheint der Segler wie ein Gespensterschiff, das über ein lebloses, teuflisches Meer dem sicheren Verderben entgegengetrieben wird.

Tage und Wochen vergehen; Sonne und Mond schauen aus drohenden Zyklopenaugen dem kühnen Wagnis der Seefahrer zu. Sie sind von unendlicher Einsamkeit umfangen, als ob sie die Erde verlassen hätten und auf dem Meer eines fremden Sternes segelten.

Kap Bojador taucht donnernd aus der See. Vor zwanzig Jahren ist es zum erstenmal erreicht und umschifft worden. Über seine vorgeschobenen Riffbarrieren und Sandbänke ergießt sich ein haushoher Wogensturz, die starke Strömung trägt die Karavelle gefährlich nahe an die dunkle Bergwand heran. Dann springt rettender Wind auf, bauscht die Segel, und das Schiff gehorcht wieder dem Ruder.

Jenseits des Kaps überzieht sich der Himmel mit einer schwarzgrauen Decke, die tief herabhängt und alles Licht verschlingt. Blaue, grelle Abgründe reißen in der schwarzen Decke auf, um

im nächsten Augenblick neue stumme Lawinen von Gewölk auszuspeien. Beängstigend ist, daß alles ohne Luftströmung zu geschehen scheint. Riesentrichter öffnen sich, Dampf quillt aus den Schlünden des Ozeans und umhüllt die Mastspitzen. Die Matrosen liegen betend auf den Decksplanken. Sie glauben, daß ihr Ende gekommen sei.

Eisern hält Alvise Cadamosto die Männer im Zaum. Der Kurs bleibt Südwest! Am nächsten Morgen ist der Spuk der geheimnisvollen Nebelbänke und der düster lastenden Wolkendecke verschwunden. Blau und silbern schimmern Himmel, Meer und Firmament.

Aber immer noch ist die Küste versengt, leblos und sandig. Wieder murren die Matrosen und fordern Umkehr, aber der Wille der beiden Venezianer ist stärker als die Furcht der Besatzung. Und eines Tages steigt Kap Blanco aus dem Meer, das weiße Sandkap, um das der Kranz der Brandung schäumt.

Hinter Blanco öffnet sich eine Bucht mit dem kleinen Hafen Arguin, ein dürftiger Platz mit schlanken Palmenstämmen, über denen wie Filigran das Gefächer der graugrünen Blätter hängt. Die Mannschaft begrüßt die von der Sonne gebleichten Lehmmauern, die niederen Wälle des von Nuno Tristão angelegten Forts wie das leibhaftige Paradies; über dem Fort weht das Banner von Portugal.

In Arguin nimmt das Schiff frische Lebensmittel, Früchte und Süßwasser auf. Kapitän Cadamosto verzeichnet im Schiffstagebuch, daß Araber, die offensichtlich nicht von der See, sondern aus dem Landinnern kommen, Waren zum Tausch anbieten – mit schlecht verhehlter Feindschaft gegen die Christen. Man handelt Datteln, Feigen, Kupfergefäße, etwas Gold und Salz ein. Jeder der Händler ist von schwarzen Sklaven begleitet. Über die Herkunft der Waren und ihrer Diener befragt, geben sie nur ausweichende oder überhaupt keine Antwort.

Manchmal werden fremde Namen genannt, von Städten, Strömen und Staaten, die irgendwo tief im Innern des Landes liegen sollen: So soll es ein großes Reich mit Namen Ghana geben, ein anderes heißt Mali. Wer kann sagen, was Wirklichkeit ist und was ins Reich der Phantasie gehört? Nirgendwo gibt es soviel Fabulierlust wie in Afrika.

Als die Karavelle loswirft und von neuem auf Südkurs geht,

ist die Stimmung an Bord gedrückt. Jedermann weiß, daß es bisher nur zwei Glücklichen gelungen ist, so weit nach Süden vorzustoßen. Dort unten mündet angeblich ein großer Strom ins Meer – der Senegal. Und noch weiter im Süden liegt Kap Verde – das Grüne Vorgebirge –, das Nuno Tristão 1444 gefunden hat. Über diese Landspitze ist noch kein Sterblicher hinausgelangt.

Zwölf Monate nachdem das Schiff den Anker aus dem Grund der Bucht von Arguin gehievt hat, meldet sich der heimgekehrte Alvise Cadamosto in der Halle von Schloß Sagres, um dem Prinzen Bericht zu erstatten. Seine Fahrt war erfolgreich, er hat die Senegalmündung erreicht und als erster den Kiel seiner Karavelle landeinwärts gerichtet.

Das Schiff ist stromauf gesegelt, soweit es der Tiefgang erlaubte; Tage und Wochen hindurch ist es dem breiten Strom ostwärts ins Innere Afrikas gefolgt.

Die Einfahrt in die verästelte Deltamündung des mächtigen Flusses, die wegen der hohen Brandung und vorgelagerter Barren ungewöhnlich schwierig ist, war ein seemännisches Bravourstück.

In den Uferwäldern hörte Cadamosto Elefantenherden trompeten, er sah rosarote Wolken von Flamingos auffliegen, vernahm das Rollen und Dröhnen ferner Trommeln – aber er fand weder Städte noch Dörfer. Lange lag das Schiff in einer von grünen Schlinggewächsen bedeckten Bucht neben angetriebenen Baumstämmen vor Anker, weil Cadamosto auf die Rückkehr einer ausgesandten Landeexpedition unter Hauptmann Diogo Gomes wartete.

Auf die Kunde von der Ankunft des großen Schiffes belebte sich das Ufer. Vom Norden kamen bewaffnete Berber und Araber in altertümlichen Wattepanzern und Eisenhemden – Krieger aus den kleinen Emiraten, die im Zuge der Ausbreitung des Islams am Rande der großen Wüste errichtet worden waren. Sie fürchteten um ihr Handelsmonopol und drohten den weißen Konkurrenten mit Überfall und Tod. Aus den Wäldern des Südens nahten Hunderte von Negern, die von mächtigen Herrschern in Ghana und Mali berichteten und gegen Glasperlen, Salz, bunte Gewebe, Korallen und kupferne Geräte, Elfenbein, Gold und kostbare Felle tauschten.

Als Diogo Gomes an Bord zurückkehrte, bestätigte er die Gerüchte von einem großen Negerstaat und einer volkreichen Stadt im Herzen des Landes. Auch ihm war der Name Ghana genannt worden – doch glaubte jedermann an Bord, daß die Hauptstadt von Aksum gemeint und daß der König von Ghana ein Nachfolger des Priesters Johannes sei, der über Aksum und Abessinien gebiete.

Nur wenige geschichtliche Quellen gibt es, die Aufschluß über das altafrikanische Reich Ghana geben. So berichtet Ibn Chaldun, der bedeutendste arabische Historiker des 14. Jahrhunderts:

»Als die Muselmanen das nördliche Afrika eroberten, drangen einige Kaufleute in den westlichen Teil des Landes der Schwarzen ein und fanden bei ihnen keinen König, der mächtiger gewesen wäre als der von Ghana. Seine Staaten dehnten sich gegen Westen bis zum Atlantischen Ozean. Ghana, die Hauptstadt dieser kräftigen und volkreichen Nation, bestand aus zwei, durch den ›Nil‹ (Niger) getrennten Siedlungen, die eine der größten und dichtest bevölkerten Städte der Welt bildeten [11].«

Das Reich Ghana ist in jenem Jahr, als Cadamosto seine kühne Fahrt den Senegal aufwärts unternimmt, längst in Schutt und Asche gesunken. Aber in den Geschichten, die am Lagerfeuer der Karawanen oder in den Negerkralen der Steppe und des Urwaldes erzählt werden, lebt es weiter mit all seiner Macht, seinem Reichtum und seinen Wundern.

Die üppig wuchernde Phantasie der Neger umrankt die Gestalten der Könige jenes untergegangenen Reiches mit bunten Geschichten.

»Man erzählt, daß der König von Ghana tausend angebundene Pferde in seinem Palast hatte; und es war festes Herkommen, daß, wenn eines dieser Pferde am Morgen starb, ein anderes bis zum Abend an seine Stelle treten mußte; und ebenso, wenn dieses zur Nacht geschah. Ein jedes dieser Pferde schlief auf einer Matte und war an Hals und Fuß mit einer Seidenschnur gefesselt.
Der König ging alle Abende nach Einbruch der Dunkelheit aus, um die Nacht in Unterhaltungen mit seinen Untertanen zu ver-

Ein Hocker, von zwei menschlichen Figuren getragen. (Afrikanische Plastik aus Urua)

bringen. Doch verließ er seinen Palast nicht eher, als bis vor den Toren tausend Scheiterhaufen aufgeschichtet und angezündet waren – und zwar alle zugleich. Dieses Flammenmeer erleuchtete den

Raum zwischen Himmel und Erde. Dann erst schritt der Fürst ins Freie und ließ sich auf einer Terrasse von rotem Gold nieder . . . [12]«

Der vordringende Islam macht auch vor Ghana nicht halt. In vierzehnjährigem Streit wird das Negerreich bezwungen, die afrikanische Großstadt erstürmt, ausgeplündert, ausgemordet und niedergebrannt. Im Schwarzen Kontinent kennt man seit Urzeiten die Taktik der »verbrannten Erde«.

Ghana ersteht nicht wieder, seine Kraft ist für alle Zeiten zerbrochen. Aber die Erinnerung an seine einstige Macht und Größe ist Ansporn genug für zahlreiche Häuptlinge südlich und östlich der Sahara, den Anlauf zur Gründung eines Großreiches zu wagen.

Die erfolgreichsten unter ihnen sind die Häuptlinge und späteren Könige von Mali. Sie dehnen ihre Herrschaft von ihrer sudanesischen Heimat her über das Gebiet des alten Ghana bis an die Gestade des Atlantischen Ozeans aus. In der Frühzeit seines Aufstieges bereits bekennt sich das Volk von Mali zum Islam; seine Könige pilgern, gehorsam dem Gebot der Propheten, jeder einmal im Leben nach Mekka.

Es gibt eine aufschlußreiche zeitgenössische sudanesische Chronik, die eine solche Königspilgerfahrt und ihren barbarischen Prunk schildert, die Mekkafahrt vollzieht sich im Zeichen schrankenlosen Reichtums und diktatorischer Machtfülle.

»Kankan Mussa, der König, brach auf mit einem großen Gefolge, an der Spitze einer mächtigen Armee und ausgerüstet mit ansehnlichen Geldsummen.
Jedesmal, wenn er auf seinem Marsch vom Sudan nach Ägypten an einem Freitag durch eine Stadt kam, ließ er es sich nicht nehmen, dort noch am gleichen Tage eine Moschee zu bauen.
Kankan Mussa hatte seine Gattin Inari Konte mit sich genommen, und fünfhundert Frauen und Dienerinnen begleiteten sie. Eines Tages hielt die Karawane in offener Wüste, zwischen Tuat und Teghadsa, um zu rasten. Als die Königin Inari Konte den phantastischen Wunsch äußerte, hier, mitten in der Wüste, samt ihren Frauen baden zu können, befahl der König noch in der Nacht den Oberaufseher seiner Sklaven zu sich. Sofort hoben neuntausend Sklaven einen Graben aus von tausend Schritt und richteten einen wasserdichten Grund her mittels eines Gemisches

aus geschmolzener Butter und Sand, das eine Art Glasur bildete, wie man sie in der Töpferei verwendet. Dann goß man das Wasser der Schläuche in den Graben ...
An der Spitze von vierzig goldbeladenen Maultieren zog Kankan Mussa zum Erstaunen der Araber in Mekka ein. Zwölftausend junge Sklaven in Tuniken aus Brokat und mejenitischer Seide trugen seinen Hausrat ...[13]«

Das pilgernde Heer von sechzigtausend Mann gebrauchte Kankan Mussa ganz nebenbei zu einem sehr profanen Zweck. Er eroberte die große Handels- und Gelehrtenstadt Timbuktu und das reiche Gao. Das Volk der Sonrei unter dem Königsgeschlecht der Dia wurde ebenfalls unterworfen.

Im Reich der Mali blüht das Handwerk, und der Handel zieht seine Bahnen über die Kette der Oasen vom Mittelsudan bis Ägypten, über die Sahara nach Marokko und Tunis. Sogar in Europa wird der Mali-Herrscher bekannt. Der Katalanische Atlas des französischen Königs Karl V. zeigt einen verschleierten Tuareg-Reiter, der aus dem Gebiet der Sahara auf den Thron eines Negerkönigs zureitet. Die zu dem Bild gehörende Unterschrift lautete: »Dieser Negerkönig wird genannt Mussa-Mali, Herr der Neger von Guinea.«

Als der arabische Weltreisende Ibn Batuta, von Marokko kommend, den Sudan bereist, weilt er auch am Hofe von Mali. Er berichtet, daß sich die Gesandten fremder Negervölker, die ihre Aufwartung machen, in Lumpen hüllen, die Häupter mit Staub bedecken und sich kriechend dem Thron des Mali-Königs nahen. Trotz dieser despotischen Zeremonien findet Ibn Batuta Grund genug, die Zustände im Reich Mali zu loben:

»Es herrscht in diesem Lande vollkommene Sicherheit. Weder Reisende noch Einheimische haben das Geringste von Räubern oder gewalttätigen Menschen zu fürchten ... Unter den schlechten Eigenschaften der Neger sind folgende zu nennen: die Dienerinnen, Sklavinnen und jungen Mädchen gehen nackt; ein anderer tadelnswerter Brauch ist, daß sie viel Aas, sogar Hunde und Esel essen ...[14]«

Ein Jahr vor Cadamostos Reise zum Senegal schickt Prinz Heinrich der Seefahrer den genuesischen Kapitän Antonio Usodimare auf Afrikafahrt.

Der Genuese umsegelt Kap Verde und rudert den Gambiastrom fast bis zur Negersiedlung Cantor hinauf. Von dort sollen es nur noch dreihundert Meilen bis zum Reich des Priesters Johannes sein. Gleichzeitig bringt Usodimare Kunde von der geheimnisvollen Stadt Timbuktu zwischen Urwäldern und Wüsten.

Die portugiesischen Forschungs- und Entdeckungsfahrten in die afrikanischen Zonen finden ein vorläufiges Ende, als Prinz Heinrich im Jahre 1460 stirbt. Eine Inschrifttafel an der Marmorpforte von Schloß Sagres kündet von seinen ruhmvollen Taten: »Aeternum sacrum! Von dieser Stelle aus hat der große Prinz Heinrich, Sohn Johannes' I., Königs von Portugal, es unternommen, die vorher unbekannten Regionen von Westafrika zu erforschen und um Afrika herum einen Weg zu den entlegenen Ländern des Orients zu suchen. Er hat auf eigene Kosten sein Schloß, die berühmte Schule der Kosmographie, das astronomische Observatorium und das Seearsenal errichtet und bis an sein Lebensende mit bewunderungswürdiger Ausdauer erhalten, gefördert und erweitert zum größten Segen der Wissenschaft... Als seine Expeditionen den 8. Grad nördlicher Breite erreicht hatten, als manche Insel im Ozean entdeckt und mit portugiesischen Kolonien versehen war, starb dieser große Prinz am 13. November 1460...«

In Portugal ist niemand, der das Werk Heinrichs des Seefahrers fortführen könnte. Alle Kräfte des Landes sind durch die Streitigkeiten mit Kastilien und Marokko in Anspruch genommen.

Der Geheime Staatsrat der Seefahrer, Mathematiker, Astronomen und Geographen zu Lissabon, die »Junta dos Mathematicos«, besteht zwar weiter, verliert sich aber ohne die überlegene Führung des Prinzen in bürokratischer Enge in rein theoretisch-wissenschaftlichen Gelehrtendisput. Vergeblich wartet in diesen Jahren Christoph Kolumbus, Sohn eines Genueser Webers, in den Vorzimmern der Junta. Niemand erkennt die Größe seines Vorhabens, über das Westmeer das reiche Indien zu erreichen.

Neuen Auftrieb erhält die Schiffahrt Portugals erst, als Anno

1481 Johann II. den portugiesischen Thron besteigt. Nun fahren wieder die Expeditionsschiffe aus den Häfen gen Süden und machen sich auf die Suche nach entfernteren Meeresbreiten und Küsten. Kapitän Diego Cão, Zögling der Navigationsschule von Sagres, gelangt bis an die Guineaküste und errichtet dort das Fort San Jorge de la Mina, »Elmina« genannt.

Als Diego Cão nach Lissabon zurückkehrt, wird er im Haus des Pedro de Alcacobas von dem Vorsitzenden der Junta dos Mathematicos feierlich empfangen und zugleich mit einem jungen Deutschen in die exklusive nautisch-wissenschaftliche Gesellschaft aufgenommen. Der Deutsche stammt aus der berühmten Handelsstadt Nürnberg, er heißt Martin Behaim und ist als Handelsvertreter nach Lissabon gekommen. Obwohl er noch nicht 25 Jahre alt ist, hat er Portugal bereits einen unbezahlbaren Dienst erwiesen: Er hat die nautische Schule mit einem verbesserten Instrument zur Bestimmung des geographischen Standortes aus der Sternhöhe, dem »Jakobsstab«, und den dazugehörigen Tabellenbüchern des deutschen Gelehrten Regiomontanus bekannt gemacht. Von nun an ist es den portugiesischen Seefahrern möglich, unabhängig von der Küstensicht und den Landmarken ihren Weg über die offene See zu finden.

Eine Woche nachdem Cão, der verdiente Kapitän, den Ritterschlag des Königs und die Belehnung mit einer Lebensrente empfangen hat, verkündet eine königliche Urkunde:

»1485, 18. Februar; in Portugal in der Stadt Alcobaca in Sant Salvators Kirche nach der Tagesmesse ward zum Ritter geschlagen Martin Behaim von Nürnberg von der Hand des großmächtigen Königs Herrn Johann II. von Portugal, Königs in Afrika und Königs in Guinea, und sein Pate dabei war der König selbst, der ihm sein Schwert umgürtete, und der Herzog von Begia war sein anderer Pate, der ihm den rechten Sporn anheftete, und der dritte Pate war der greise Christoffero de Melo, des Königs Vetter, der ihm den linken Sporn anheftete, und der vierte war der Graf Fernando Martino Maskarinis, der dem Ritter den Helm aufsetzte und ihn wappnete, und der König schlug ihn zum Ritter. Dies geschah im Beisein aller Fürsten und der Ritterschaft und der Königin . . .[15]«

Zur Stunde des Ritterschlages kennt Martin Behaim bereits den Befehl des Königs, daß er die nächste Ausfahrt des Diego Cão als Navigator begleiten soll. Der Auftrag lautet, so lange zu segeln, bis das Reich des Priesters Johannes gefunden, Afrika umfahren und der Weg nach den Gewürzgärten und Schatzfeldern Indiens genau erkundet ist.

Im März des Jahres 1485 werfen sie los und setzen den Kurs auf Südwest – zwei kleine, einsame Schiffe im großen Ozean.

Diesmal segeln die Portugiesen nicht jede Bucht aus, um immer in Landsicht zu bleiben. Durch die Navigationsmittel Behaims sind sie unabhängig von den Landmarkenkarten ihrer Vorgänger.

Erste Station ist die Insel Madeira. Dann erreichen sie in wochenlanger Fahrt, immer auf hoher See, südwärts die Kanarischen und die Kapverdischen Inseln, wenden die Kiele ostwärts und steuern in den Golf von Guinea. In der Tiefe der Bucht, dreihundert bis vierhundert Kilometer von der Küste entfernt, legen sie an der Insel São Thomé, einem Eiland der Gruppe von Fernando Po, an. Zum Zeichen der Besitznahme errichtet Diego Cão eine der mitgeführten Steinsäulen auf dem Felsenstrand.

Die Säule ist doppelt mannshoch und trägt unter einem Kreuz das portugiesische Wappen. Die Inschrift in lateinischer und portugiesischer Sprache lautet:

»Im Jahre 6685 nach Erschaffung der Welt und im 1485. Jahre nach der Geburt des Erlösers Jesus Christus wurde auf Geheiß des erhabenen und ausgezeichneten Königs Johann II. von Portugal dieses Land entdeckt und dieser Wappenpfeiler aufgestellt durch Diego Cão, einen Ritter seines Hofes.«

Nachdem man Wasser und frische Früchte übergenommen hat, setzt die kleine Expedition die Fahrt südwärts fort und erreicht im Spätherbst des Jahres 1485 eine neue Inselgruppe, die Martin Behaim, der Kartograph des Unternehmens, »Annobon« – »Gutes Jahr« – benennt.

Wieder halten die beiden Karavellen weiten Abstand von der gefährlichen Küste. Sie haben den Äquator überschritten, die Sonnenscheibe wandert zur Mittagszeit am nördlichen Himmel.

Eines Morgens meldet der Ausguck, von Osten schiebe sich eine mächtige dunkle Strömung in das Azurblau des Meeres. Man schöpft einen Eimer Wasser aus dem Strom und findet, daß es mit Salzwasser vermischtes Süßwasser ist. Dort drüben im Osten, an der unsichtbaren Küste, muß sich ein gewaltiger Flußlauf ins Meer ergießen. Diego Cão legt das Steuer herum, bis der Bug genau nach Osten zeigt.

Sie segeln fast achtzig Meilen. Die Küste taucht mit dunklen, bewaldeten Hügeln auf; breit wie ein Meeresarm führt ein riesiger Strom seine Wassermassen ins Meer. Vor der Barre steht eine haushohe Brandung, in die weder Schiffe noch Boote hineinfahren können.

In einem nördlich der Mündung gelegenen Golf, den Behaim nach seinem Namensheiligen »Bahia San Martin« nennt, gehen sie vor Anker. Den neuentdeckten Riesenstrom trägt Behaim als »Rio de Patron« (Kongo) in seine gezeichnete Karte ein; ein Landekommando errichtet unter feierlicher Flaggenhissung eine zweite Säule am Ufer.

Einige Tage später, als sie sich vorsichtig lotend der Küste entlang südwärts tasten, erblicken sie die ersten Eingeborenen. Der Ebbestrom zieht das Wasser ins Meer hinaus, als auf den gewaltigen Brechern der Flußmündung schmale, lange Flachboote auftauchen, getrieben von den Paddeln hochgewachsener Neger. Lange Zeit umkreisen sie die Schiffe, bis sie es wagen, längsseits zu kommen. Über die ausgeworfenen Netzleitern klettern die Schwarzen an Bord.

Die Männer tragen kurze Schurzfelle und allerhand Tand als Halsschmuck – Medizinhörner, Leopardenzähne und buntgefärbte Holzstifte. In die kunstvoll frisierten Haare sind weiße Kaurimuscheln eingeflochten. Der älteste der Burschen – anscheinend der Häuptling – unterscheidet sich durch eine Mütze aus Wildkatzenfell mit farbigen Federbüscheln von seinen Stammesgenossen. Seine tiefschwarze Haut zeigt zahlreiche Tätowierungsnarben.

Weder den an Bord befindlichen sprachkundigen Missionaren noch den Dolmetschern von der Guineaküste gelingt es, sich mit den Besuchern zu verständigen. Sie sprechen eine Sprache, die niemand vorher gehört hat.

Als man sich durch Zeichen und Gebärden, bald auch durch

einzelne Worte zu unterhalten vermag, erfahren Behaim und Diego Cão, daß die Männer Angehörige des Stammes der Bantu sind.

Unter Anleitung der Neger wagt es eines der beiden Schiffe, in die Flußmündung einzufahren und ein Stück landein zu segeln. In den sternfunkelnden Nächten auf dem großen Strom dröhnt zu ihnen aus den Wäldern das Rumoren der Baumtrommeln, Feuer flackern auf fernen Lichtungen, dunkle Langboote gleiten lautlos über die schwarzen Wellen.

Am Nachmittag des zehnten Tages erreichen die Kongofahrer eine Stillwasserbucht mit vielen vertäuten Booten; hohe, spitz zulaufende Blätterhütten stehen gerade ausgerichtet an einer breiten Dorfstraße. Ein lärmender Haufe von Negern wälzt sich zur Lände.

Unter einem Sonnenschirm von Palmwedeln und bunten Federn naht ein eingeborener Häuptling, behangen mit Leopardenfellen, geschmückt mit Ketten aus Raubtierzähnen, gekrönt von Federkappe und Haarbusch, mit einem prächtigen Prunkspeer in der Rechten, Ratgeber in ebenso feierlicher Aufmachung umgeben ihn. Vor der seltsamen Gruppe tanzen zum monotonen Geklapper der Felltrommeln und tönenden Hölzern ein halbes Dutzend grellfarbiger Schreckgespenster. Es sind Mitglieder der Geheimgesellschaften, Zauberdoktoren, Medizinmänner. Ihre Köpfe sind mit bizarren Masken bedeckt, aus deren unterem Rand eine Flut von roten Palmfaserblättern quillt. Der Häuptling heißt Nzinga Nkuwu, seine Unterhäuptlinge nennen ihn »Mani Kongo« – »Herr des Kongo«.

Das Schiff läuft mit knirschendem Kiel an den Strand, an Bord stehen die Seeleute mit brennenden Lunten an den Kanonen, und die Priester halten betend die Kruzifixe empor. Mit lauter Stimme befiehlt Diego Cão, im Namen Gottes das Fallreep auszuwerfen.

In dem großen Dorfe Mbadiji – der Hauptstadt des Kongoreiches – verbringen die Entdecker Weihnachten und Neujahr 1485/86. Erfolgreich bemühen sich die Mönche in diesen Wochen, den Negern die Grundbegriffe des Christentums zu verkünden. Häuptling Nzinga Nkuwu zeigt sich sehr aufgeschlossen und erklärt sich bereit, eine Gesandtschaft zu König Johann II. von

Portugal zu entsenden. Als Wegbereiter der Mission sollen einige schwarze Sklaven an Bord genommen und nach Lissabon gebracht werden.

Im Januar nehmen die beiden Schiffe Cãos ihre Südfahrt wieder auf. Das Begleitschiff mit den Sklaven und den Tauschwaren vom Kongo wird bald zurückbeordert und geht auf Heimatkurs.

Diego Cãos Karavelle segelt allein nach Süden weiter.

Am 18. Januar stehen die Entdecker vor der Angolaküste bei Kap Negro, kreuzen im Februar vor Kap Cross, wo sie die letzte der in der Heimat an Bord genommenen Steinsäulen setzen. In der großen blauen Meeresbucht beobachten die Portugiesen Herden von Walfischen, deren Wasserdampf sich wie springende Geysire über die weite Fläche der Bai erheben. Martin Behaim versäumt nicht, in seine Karte einen blasenden Wal einzuzeichnen. Später wird man diese Bucht »Walfischbai« nennen.

Aus unbekannten Gründen ist Martin Behaim der Meinung, das Südende Afrikas erreicht zu haben. Auf seiner Karte läßt er die Küste scharf nach Osten umbiegen. Dem Ozean gibt er die Bezeichnung »Ozean des rauhen Südens«.

Der Schiffsboden ist von Muscheln bedeckt und bedarf der gründlichen Überholung in der Werft. Diego Cão befiehlt deshalb die Umkehr. Das Schiff geht auf Nordkurs und legt nach neunzehnmonatiger Abwesenheit wieder in Lissabon an. Alle Glocken läuten zum Empfang der glücklich Heimgekehrten, denn Großes ist erreicht worden. Wieder hat Afrika einen Teil seines Geheimnisses preisgeben müssen.

Erster Blick hinter den Schleier

Die Schiffskapitäne und die Gelehrten der Junta sind überzeugt, daß dieses Afrika viel größer ist, als man je angenommen hat. Auch das sagenhafte Reich des Priesters Johannes scheint viel weiter im Osten zu liegen. Der Weg nach Aksum und ins ferne Indien – so vermutet man jetzt – wird um die Festlandsmasse, deren südliches Ende Diego Cão anscheinend erreicht hat, herumführen. Im selben Jahr noch wird die nächste Expedition ausgesandt, die endgültig Klarheit bringen soll.

»Im Jahre 1486 sandte König Johann auf Entdeckung aus den Bartholomëu Diaz, einen Edelmann des Hofes, mit drei Segelschiffen. An der Küste und an den Steinpfeilern entlangfahrend, entdeckte er das Kap der Guten Hoffnung, darüber hinaus den Fluß des Infanten. Man kann sagen, daß er, wie Moses das Gelobte Land, Indien sah, aber nicht hineinkam . . .[16]«

Wieder laufen drei Karavellen in der trostlosen Einöde des Ozeans an fremden Küsten vorüber und fahren ohne Unfall in die Walfischbai ein, wo als Zeichen der äußersten, von weißen Männern erreichten Breite die Steinsäule Cãos gefunden wird. Angesichts der unwirtlichen, öden und wasserlosen Küste wird die Schiffsmannschaft unruhig und fordert in offener Revolte die Heimkehr.

Don Bartholomëu Diaz schlägt die Meuterei nieder und läuft weiter bis zur »Bai der Sierra Padra«, wo er abermals einen Wappenpfeiler als Zeichen portugiesischer Besitznahme errichtet. Als die Schiffe nach kurzem Aufenthalt die Anker lichten, überfällt sie ein schwerer Sturm, der sie wie Nußschalen in den Ozean hinauswirbelt. Drei Tage lang tanzen die Karavellen mit zerrissenen Segeln und lecken Planken über die haushohen Wogen der See.

Die See beruhigt sich, und die Portugiesen stellen fest, daß das Wasser spürbar kälter geworden ist. Man muß also, so nimmt Diaz an, die Südspitze Afrikas bereits umrundet haben. Es wird deshalb neuer Kurs nach Nordosten befohlen. Am Abend des dritten Tages taucht eine finstere, schwarze Wand am Horizont auf – ein mäßig emporsteigendes Tafelgebirge, an dem sich schäumend die Wogen brechen.

Diaz nennt dieses Vorgebirge »Cabo tormentoso« – »Stürmisches Kap«. Es dräut wie ein urweltlicher Opferstein unter windzerrissenem Himmel, die Brecher donnern mit brüllenden Geisterstimmen durch die menschenleere Wasserwüste. Später hat der Dichter Portugals, Luis de Camões, in seinen »Os Lusiadas« den unvergeßlichen Eindruck in Versen eingefangen:

»Ich bin der Geist des Kaps, des unbekannten,
von euch das ›Kap der Stürme‹ sonst geheißen,
das Ptolemäus und Pomponius nicht fanden,

noch Strabo, Plinius auf ihren Reisen.
Ich bin der Schluß von all den weiten Landen
von Afrika, die hin zum Südpol weisen.
Nie hat mein Vorgebirg ein Aug gesehen:
Nur *ihr* vermesset euch dorthinzugehen!«

Entsetzt verlangen die Matrosen abermals die Umkehr; Diaz gelingt es nur, einen Aufschub von drei Tagen zu erlangen. In diesen dreimal vierundzwanzig Stunden erreicht er die Algoabai und entdeckt die Mündung des »Rio del Infante«, des späteren »Buschmannflusses«. Es gibt keinen Zweifel mehr: Von nun an flieht die Küste nach Nordosten. Afrika ist umsegelt.

Als Bartholomëu Diaz mit verfaulten Planken, geflickten Segeln und Masten in Lissabon einläuft und vor dem gesamten Hof in feierlicher Audienz Bericht erstattet, unterbricht der König den Sprecher, als er das »Kap der Stürme« nennt.

»Nein«, sagt der König Johann, »nicht ›Cabo tormentoso‹ soll das schwarze Vorgebirge im Süden heißen, ›Cabo de buena esperanza‹ – ›Kap der Guten Hoffnung‹ – sei sein Name; denn es ist uns ein Unterpfand dafür, daß wir das Reich des Priesters Johannes und Indien finden werden.«

Durch einen glücklichen Zufall gelangen aufschlußreiche Nachrichten über das Innere des Kontinents nach Portugal. Es beginnt damit, daß eines Tages in der neuen portugiesischen Handelsniederlassung Cantor am unteren Gambiafluß die Gesandtschaft eines innerafrikanischen Negerreiches eintrifft. Aufgeschreckt durch den Lärm der erregten Schwarzen des Eingeborenendorfes, laufen die wenigen anwesenden Weißen vor ihre niedrigen, aus sonnengetrocknetem Lehm, Faschinen und Blattwerk erbauten Häuser. Verwundert blicken sie dem seltsamen Aufzug entgegen, der sich unter dem Dröhnen der Trommeln durch die Dorfstraße bewegt.

An der Spitze trabt ein Dutzend Berittene in herabwallenden weißen Gewändern, einige tragen gesteppte Watterüstungen, der Anführer einen eisernen Kettenpanzer. Von den langen Lanzen wehen Büschel bunter Federn, am Zaumzeug der Rosse klirren silberne Plättchen.

Den Reitern folgen mehr als zwanzig gleichförmig gekleidete Krieger, bewaffnet mit runden, kegelig geformten Lederschilden und Blattspeeren. Die Hauptperson scheint ein großer Neger zu sein, von dessen Schultern ein prachtvoller roter Mantel auf die Kruppe seines schwarzen Araberhengstes herabfällt. Den Schluß bilden halbnackte Träger, sie schleppen schwere Lasten auf den kraushaarigen Köpfen.

Schnatternd und sich gegenseitig überschreiend, berichten die Dorfbewohner ihren weißen Herren, daß die fremden Reiter Angehörige des mächtigen Mali-Volkes seien, zu dem die Stämme der Soninke, Malinke, Djula und Bambara gehören.

Wenig später empfängt der Leiter der portugiesischen Handelsniederlassung den Neger mit dem roten Mantel, einen Häuptling aus dem Gefolge des Königs von Mali. Dolmetscher haben sich schnell gefunden, und von ihnen erfährt der Portugiese, daß das Reich Mali tief im Landesinnern nahe der Stelle liegt, wo sich der Oberlauf des Senegal und des Niger einander nähern. Mali befinde sich in schwerer Bedrängnis, weil starke, bewaffnete Völker über seine Grenzen gedrungen seien. Gefährlich würden ihm vor allem das Reich des Mosi und die Heere der wilden Songhai. Die Dörfer der Mosi lägen östlich von Mali, die Songhai nähmen den Nigerbogen bei Timbuktu ein, und auch die Wolof – westlich von Mali und näher der Atlantikküste – rüsteten zum Krieg. Ob der König von Portugal, von dessen wunderbarer Macht man gehört habe, geneigt sei, unter günstigen Bedingungen den König von Mali militärisch zu unterstützen, erkundigt sich der Negerabgesandte.

Das nächste Schiff nimmt einen ausführlichen Bericht über die interessanten Neuigkeiten aus dem unbekannten Innerafrika mit nach Lissabon, und König Johann, der kriegerische Verwicklungen mit den schwarzen Völkerschaften scheut, schickt lediglich eine Gesandtschaft zu König Mamudu nach Mali. Vielleicht erfährt man dort etwas über den Weg zu dem Sagenreich des Priesters Johannes und zu den Goldschätzen der schwarzen Völker.

Die Gesandtschaft unter Führung des Portugiesen de Barros gelangt ohne Unfall bis Mali und darf auch die geheimnisvolle Stadt Timbuktu nördlich des Nigerbogens besuchen. Nach seiner Rückkehr verfaßt de Barros eine ausführliche Denkschrift über Land und Leute des Westsudans, die das höchste Interesse des

Hofes erweckt. Barros berichtet nicht nur über den Großstaat der Mali und den reichen Markt von Timbuktu, sondern er bringt auch die erste Nachricht vom mächtigen Volk der Mosi, den gefürchteten Feinden des Königreichs Mali.

Mosi! Kann das nicht das Volk des biblischen Moses sein, und stammt der Name des Reiches nicht vielleicht von einem christlichen König, der als Priester Johannes in Europa bekannt ist?

Die gelehrten Herren der Junta dos Mathematicos in Lissabon gewinnen ein annäherndes Bild vom westlichen Sudan: Folgt man dem Lauf des Senegalstromes, so betritt man einige hundert Meilen östlich an seinem Oberlauf das alte Reich Ghana, das von den kriegerischen Songhai – einem mit Berbern vermischten Negerstamm am Nigerbogen – in Besitz genommen worden ist. Südlich von Ghana, am Oberlauf des Niger, beginnt der Staat der Mali mit der gleichnamigen Hauptstadt, und nordöstlich davon, zwischen zwei großen Flüssen, die Schwarzer und Weißer Volta genannt werden, liegt das Reich der Mosi. Neben diesen bedeutenden Negerstaaten gibt es in Urwäldern, Flußtälern und Steppen noch einige Dutzend andere Herrschaften und staatsähnliche Gebilde. Hoch im Norden, am Südrande der Saharawüste, liegt das Handelszentrum Timbuktu – eine weiträumige, aus sonnengebleichtem Lehm in orientalischem Stil erbaute Stadt, bewohnt von den kriegerischen Tuareg – einer Rassenmischung von Berbern und Negern.

In der Stadt Mali sprach der Gesandte de Barros mit einem Häuptling, der als Gefangener der Mosi in die Hauptstadt Wagadugu gebracht und später entlassen worden war. Der Häuptling berichtete, daß die Mosi in zwei Hauptstämme – die Mosi-Wagadu und die Mosi-Yatenga – unterteilt sind. Diese Negerstämme sind vor langer Zeit von östlichen Reitervölkern unterjocht worden. Die hellhäutigen Eroberer bilden noch jetzt die Herrenschicht. Sowohl bei den Mosi wie bei den Völkerschaften des Staates Mali gibt es eine streng beachtete ständische Gliederung: An der Spitze der Volksgemeinschaft stehen die Fürsten mit ihrer Sippe, es folgen die Stammeshäuptlinge, der Adel, die Schicht der gemeinfreien Eingeborenen und schließlich die Kriegs-, Haus- und Schuldsklaven.

In den Städten, deren Häuser meist aus sonnengehärtetem Lehm, vermischt mit Astwerk und Blättern, errichtet sind, leben – ähnlich wie in abendländischen Gemeinwesen nach Zünften und Kasten getrennt –: die Zimmerleute, Töpfer, Holzschnitzer, Gerber, Seiler, Eisenschmelzer, Kupferschmiede, Gaukler, Sänger, Goldschmiede und Amuletthersteller. Eine besondere Gruppe bilden überall die Priester oder Zauberer, die großen Einfluß besitzen.

Die Staaten sind in Gaue und Bezirke aufgeteilt, die jeweils von Verwandten oder Freunden des Königs regiert werden.

Zahlreiche Einzelheiten, die de Barros in seinem Bericht aufführt, sind so neuartig und aufschlußreich, daß König Johann von Portugal den Verfasser zu einer Audienz an den Hof holen läßt, um noch mehr über Leben und Sitten jener wilden Völker zu erfahren.

De Barros schildert dem inmitten seines Hofstaates aufmerksam lauschenden König einen Alltag am Fürstenhof zu Mali . . .

»Der aus Lehm errichtete königliche Palast« – so beginnt der Afrikareisende nach tiefer, ehrfurchtsvoller Verneigung – »ist etwa vier Klafter hoch, die Fassade ist hundert Schritte lang und mit Öffnungen versehen, damit die Luft hindurchstreichen kann. Das Dach ist, ebenso wie die Dächer der zahlreichen Nebengebäude, mit Schilf gedeckt. Wenn der König von einem Stadtumritt, den er jeden Morgen zu unternehmen pflegt, zurückgekehrt ist, läßt er sich unter einem Sonnendach aus buntgeflochtenem Bast auf einem kostbaren, bizarr geschnitzten Thronsessel zur Ratssitzung nieder. Der Fürst trägt zu solchem Anlaß meist ein netzartiges Obergewand, darunter aber selbst bei größter Hitze mehrere rotgefärbte Mäntel und Umhänge; um den Hals hängen zahllose Ketten, Amulette und Ringe, und auf dem Haupt trägt er mit Würde die aus Fellen, Federn und Metallstäben gefertigte Haube.

Das Zeichen zum Beginn der Ratssitzung gibt ein Königsbote, der seinen reichgeschnitzten Stab auf die Erde stößt und zur Audienz ruft. Die Hofkapelle – Felltrommeln, Zimbeln, tönende Hölzer und seltsame Saiteninstrumente – macht lärmende Musik, während sich die Würdenträger der Mande – so nennt der Haupt-

stamm des Volkes von Mali sich selbst – im Hofraum versammeln; es sind hochgewachsene Neger in langen Gewändern, schwer behangen mit Ketten und Zauberzeichen. Sie werfen sich in den Staub, schlagen mit den Ellenbogen die Erde, berühren mit den Stirnen den Boden und werfen Staub auf ihre Häupter. Dann kommen die Bittsteller, die wie die Würdenträger ihre sklavische Unterwürfigkeit bezeigen, bevor sie ihr Anliegen vorbringen.

Im gleichen Hof finden auch die Beratungen über die Staatsangelegenheiten statt. Manchmal wird die Sitzung durch Pausen unterbrochen, und einige der hübschesten Frauen des Königs – von denen er mehrere Hundert unter Aufsicht von Eunuchen hält – reichen kühles Bier in tönernen Krügen.

Besonders feierlich geht es bei dem Einzug der Häuptlinge aus den unterworfenen Gebieten zu, die einmal jährlich vor dem Thron des Negerkönigs erscheinen, um ihren Tribut abzuliefern: Elefantenzähne, Goldstaub, Kupferbarren und Rinder. Auch Sklaven werden dem König als Abgabe übersendet.«

König Johann und sein Hof stellen vielerlei Fragen nach der Art der Regierung und nach der Organisation des Reiches Mali. De Barros berichtet, daß der Negerkönig oft des Nachts unter Voranritt der Palastwache und vieler Pagen die Stadt durchstreife, um nach dem Rechten zu sehen; er erzählt von den zahlreichen Söhnen des Königs, die nach dem Gesetz nicht die Hauptstadt betreten dürfen, sondern durch Provinzgouverneure auswärts erzogen werden.

»Denn«, sagt der Weitgereiste, »das habe ich in Erfahrung gebracht: Nach dem Tode des regierenden Königs versucht jeder erwachsene Prinz den Thron zu gewinnen, und es herrschen zunächst Gesetzlosigkeit, Plünderung, Gewalttaten und Mord. Davon bleibt die Hauptstadt meist verschont, weil sich der Kampf um die Macht in den Provinzresidenzen, den Aufenthaltsorten der Königssöhne, vollzieht. Erst wenn die dazu bestimmten Würdenträger den Nachfolger gewählt haben, tritt wieder Ruhe im Land ein. Reitertruppen und bewaffnetes Fußvolk besetzen die Hauptstadt und inthronisieren den neuen König.«

»Wenn die Könige von Mali über ein starkes Heer gebieten, warum fürchten sie dann den Angriff der Mosi?« fragt König Johann.

»Die Mosi sind wilde, fanatische Kämpfer, Euer Majestät! Sie

sind Störenfriede und Räuber. Ihre Geschichte besteht aus einer Kette erfolgreicher oder mißglückter Plünderzüge in die Gebiete ihrer Nachbarn, über die ich nichts Genaues erfahren konnte. Die Neger sagen, daß es weit im Landesinneren, nach Norden, Süden und Osten, noch viele Stämme und Staaten geben soll. Auch vernahm ich ein Gerücht von einem mächtigen Priesterkönig, dem alle anderen Könige als Vasallen huldigen. Wer soll dieser König der Könige anders sein als der Priester Johannes . . .?«

Das große weiße Kartenfeld des unbekannten Innerafrika zeigt allmählich immer mehr schwarze Punkte und Flecke, Zeichen portugiesischer Entdeckertätigkeit.

Einen bedeutenden Beitrag zur Aufhellung des Erdteils liefert Alfonso d'Aveiro, der in staatlichem Auftrag mit zwei Karavellen im Oktober 1484 zur Guineaküste aussegelt. Am 24. August 1485 erreichen die beiden Schiffe Kap Bartholomëu Viejo und dringen ein paar Tagesreisen westwärts der Insel Fernando Po in ein großes Flußnetz (Nigermündung) ein bis zu dem Handelsplatz Ugwato. Mangrovenwälder wachsen aus Sümpfen, und am östlichen Horizont steigt, verschwimmend im Rauch der Ferne, die kegelförmige Masse des Götterberges (Kamerunberges) auf, dessen Gipfel von wehenden Rauchschleiern verhüllt ist. In Ugwato erfährt d'Aveiro, daß weiter stromauf eine reiche Handelsstadt und ein mächtiger Staat namens Benin lägen.

Vorsichtig lavieren die beiden Galeeren d'Aveiros nach Norden, immer in Gefahr, sich in den zahlreichen Flußarmen zu verirren oder auf eine unsichtbare Sandbank aufzulaufen.

Nach wochenlanger Segelfahrt öffnet sich der Urwald. Auf einer weiten Lichtung liegt die von Dornverhauen und Elefantenpferchen umgebene Stadt Benin. Die Häuser bestehen aus kunstvoll geflochtenem Astwerk, aus Schilf und Palmwedeln, sie sind spitz gewölbt und mit bunten Matten geschmückt: die »Paläste« der Vornehmen sind mit Ton und Lehm beworfen und haben einen Mauerunterbau aus sonnengetrockneten Lehmquadern.

Die landenden Portugiesen sind bestürzt über den ekelerregenden Pestgestank, der ihnen aus den Straßen des Ortes entgegenschlägt. Als die von einer lärmenden, waffenschwingenden Menge eingeholten Europäer fast neben jedem Häuserblock eine tiefe

Grube voller abgeschlachteter Leichen entdecken, werden sie von panischem Entsetzen gepackt. Sind sie auf ihrer Reise mitten in die Hölle geraten?

Entgegen ihren Befürchtungen werden d'Aveiro und seine Begleiter jedoch durch den König Esigie freundlich empfangen. Sie erfahren, daß Benin in diesen Tagen seinen Regen- und Sonnengottheiten die üblichen Menschenopfer dargebracht hat.

D'Aveiro überreicht dem Negerkönig eine Anzahl Steinschloßflinten mit Pulver und Blei, die bei der schwarzen Majestät lebhafte Freude auslösen. Durch die Handelsfahrten und Sklavenjagden der Araber kennt man auch in Innerafrika seit langem die Wirkung der Feuerwaffen.

In den Wochen, die d'Aveiro und seine Mannschaft in der Stadt Benin weilen, sammeln sie eifrig alles Wissenswerte über Land und Leute. Zwar hatte schon Anno 1472 der Portugiese Sequeira die erste Nachricht von dem Staat der Benin nach Europa gebracht, aber er konnte nur wenig berichten, da er eine Landung nicht gewagt hatte.

Die Urbevölkerung des mächtigen Staates ist – nach der Legende der Eingeborenen – unter der Führung ihres Häuptlings vor vielen Jahrhunderten aus der Gegend des rauchenden »Götterberges« in das Land am Strom eingewandert. Durch den Fleiß seiner Bewohner und durch glücklich geführte Kriege ist Benin allmählich zu stattlicher Macht herangewachsen. Sein Gebiet reicht im Westen bis an die Dahomeküste, im Osten bis an den Strom und im Norden bis Idah, eine geheimnisvolle Stadt, die ebenfalls an den Ufern des großen Stromes liegt. Die Schwarzen priesen vor d'Aveiro einen großen König namens Eware, der ein

»bedeutender Zauberer, Arzt und Priester war und als Reisender und Krieger gerühmt wurde. Dieser Eware gab dem Volk die erste staatliche Ordnung, er eroberte zweihundertundeins Städte und Dörfer, baute Straßen in der Hauptstadt und erweiterte deren Umfang, wobei er an jedem Tor mächtige Zauber gegen die Feinde einmauern ließ . . . [17]«

König Eware war es auch, der die Benin mit der Holz- und Elfenbeinschnitzerei vertraut machte und den Kulturstand seines Volkes förderte.

Bei seinen Rundgängen durch die Stadt entdeckt d'Aveiro eigenartige, schilfgedeckte Lehmtempel mit seltsamen Holzfiguren, welche die Eingeborenen »Jujus« nennen; er sieht, welche Rolle die Zaubergeräte aus Holz, Horn, Haaren, Federn und Fellen, Messing, Gold und Elefantenhaaren spielen. Voller Bewunderung betrachtet er die prachtvollen, aus Bronze gegossenen oder aus Elfenbein gearbeiteten Kunstwerke der einheimischen Bildhauer.

Von den eingeborenen Händlern erfährt der Portugiese auch vieles Interessante über die umwohnenden Völker. Im Westen wohnen die Yorubaneger, die dem König von Benin tributpflichtig sind. Nördlich von den Yoruba, westlich des großen Stromes, liegt das Land Borgu, das in alten Zeiten von Eroberern aus dem Osten gegründet worden ist. Die Borgu stehen bei ihren Nachbarn in hoher, auf Furcht und Bewunderung gegründeter Achtung. Bei den Haussanegern heißt es: Zehn Borgureiter genügen, um hundert Fulreiter zu verjagen! Die Yoruba meinen: Gott behüte uns vor Krieg und Borgu! Und die Benin sagen: Eine Krankheit, die in Borgu nicht geheilt werden kann, wird nirgends geheilt!

Weit im Westen stößt das Gebiet der Yoruba an das Land der schrecklichen Dahome.

Die Staatsform der Dahome ist – ähnlich wie die der Benin – eine absolute Monarchie, die sich auf eine starke Militärmacht stützt. Alljährlich ziehen die Könige von Dahome auf Eroberung aus, um benachbarte Stämme zu unterwerfen und tributpflichtig zu machen.

Aus den furchtsamen Äußerungen der Eingeborenen gewinnen die Portugiesen ein schauriges Bild von den Zuständen in Dahome. Dort gilt das Menschenleben noch weniger als in Benin. Die Beninleute schlachten Menschen zu Opferzwecken, in Dahome aber hat man anscheinend satanische Freude an raffinierten Foltern und unerhört grausamen Quälereien.

»Die großen Feste dort sind, lediglich zur Belustigung der Könige und der Großen, häufig mit Massenmorden verbunden. Auch ist hier die Kreuzigung üblich . . .«

Der Dahomekönig führt eine auf Zaubermystik und roher Gewalt fundierte Herrschaft, die bei Freund und Feind Schrecken ver-

breitet. Ein Reisender, der viele, viele Jahre nach d'Aveiro das Land der Dahome besucht, schreibt darüber:

»Der König! Dada! Wir hören noch den mit Schrecken gemischten Ton der Verehrung, mit dem die alten Dahomeleute dies Wort aussprechen. Es verkörpert für sie die Vorstellung von Reichtum, Macht und Größe; es umschließt die Erinnerung an alle kriegerische Größe Dahomes und an die furchtbar großartigen Feste, an denen das Blut der Menschenopfer floß. Dada, das ist der absolute Herr, für den man alljährlich in den Krieg ziehen muß, in dessen Namen die Töchter ihren Eltern entrissen werden, um den Harem des Palastes zu vergrößern. Dada ist die Willkür. Durch den königlichen Willen wird der friedliche Bauer seines Palmenhaines beraubt, der einer Kreatur des Königs gegeben wird, oder er wird ins Gefängnis geworfen, um eines Neidischen willen, der ihn des Majestätsverbrechens angeklagt hat. Dada, das ist die Gewalt, vor der die Neger sich in den Staub beugen. Dada! Schlage, raube, du hast das Recht dazu! Du bist König, und Dahome ist dein[18a]!«

So mächtig der König von Benin auch ist, so blickt er doch – wie die Eingeborenen wissen – mit Verehrung auf einen größeren Herrscher, der Ogane genannt wird und weit im Osten in einer heiligen Stadt residiert. Er soll der irdische Stellvertreter Gottes auf Erden sein und erfährt von seinen Untertanen göttliche Ehren.

Von neuem belebt sich die Hoffnung der Portugiesen auf die Entdeckung eines großartigen christlich-afrikanischen Reiches, des zukünftigen unschätzbaren Bundesgenossen im Kriege mit dem Islam.

Als die beiden Schiffe im Hafen von Benin die Taue loswerfen, um die Heimreise anzutreten, begleitet sie eine schwarze Gesandtschaft des Königs Esigie.

Portugal hat bereits reiche Erfahrungen in der afrikanischen Kolonisation. Unmittelbar nach der Rückkehr d'Aveiros nach Lissabon geht wieder ein Schiff nach Benin. Es hat katholische Priester, die in der Missionsarbeit erfahren sind, und eine Gesandtschaft von portugiesischen Beamten an Bord; sie überbringen dem schwarzen König einen glänzenden, aus Kupfer getriebenen Thronsessel, Korallenperlen, einen großen bunten Schirm

und andere Ehrengaben. Den Missionaren gelingt es, König Esigie dazu zu bewegen, Portugiesisch zu lernen und die Söhne seiner Vornehmen in Klosterschulen nach Lissabon zu schicken.

Mit ebenso vielversprechendem Erfolg beginnt die Missions- und Kolonisationsarbeit im Gebiet des Kongoflusses, das Cão und Behaim im Jahre 1485 als erste Weiße betreten haben.

König Johann II. empfängt in Lissabon eine Gesandtschaft junger Kongoneger mit allen Ehren und weist sie – ähnlich wie die Beninleute – in Klöster zur Erziehung ein, aus denen sie nach Jahren völlig europäisiert in ihre Heimat zurückkehren werden, um dort das Christentum und die Liebe zu Portugal zu verbreiten.

Im Jahre 1490 verläßt eine große Missionsexpedition für den Kongo den Hafen von Lissabon. In der neuen Kolonie sollen Kirchen und Schulen errichtet werden.

Der König des Kongostaates läßt sich taufen und nimmt den Namen Johann I. an; ein großer Teil der Häuptlinge folgt seinem Beispiel. Da nach portugiesischem Gesetz mit der Taufe die portugiesische Staatsbürgerschaft erworben wird, bekennen sich auch zahlreiche Angehörige der unteren Volksschichten zum christlichen Glauben.

Das seltsame und gefährliche Nebeneinander: eine echte Missions- und Kulturarbeit und das schamlose Räubertum gewissenloser Freibeuterscharen, das sich nun im Kongoland entfaltet, entspricht durchaus dem Geist der Zeit und bleibt jahrhundertelang kennzeichnend für die europäische Kolonisation in fremden Kontinenten.

Besonders verderblich wirken sich die Sklavenjagden aus, die regelmäßig unternommen werden und Furcht und Schrecken in den schwarzen Völkerschaften verbreiten. Scharen von Männern, Weibern und Kindern werden von den bewaffneten Räubern zusammengetrieben, mit Halsketten zusammengeschlossen und zu den Handelsplätzen an den Küsten gebracht. Sklavenschiffe, die für den Menschentransport eingerichtet sind, bringen das »schwarze Elfenbein« nach Lissabon; auf den Sklavenmärkten der Hauptstadt werden die Neger als Hauspersonal oder für die Arbeit auf dem Feld verkauft. Später, als Amerika von Weißen besiedelt

wird und seinen großen Bedarf an tropenfähigen Landarbeitern anmeldet, nehmen die Sklavenflotten meist Kurs nach Westen.

»Nach Ermittlungen des portugiesischen Marine- und Kolonialministeriums wurden in den 32 Jahren von 1768 bis 1800 2 130 000 afrikanische Negersklaven nach Amerika gebracht. Die Stadt Liverpool allein zog aus diesem Handel in der genannten Zeit die Summe von 241 600 Pfund Sterling netto. Wie der Handel in diesem Orte zunahm, geht aus der Zahl der Schiffe hervor, die für Afrika ausklarierten. Es waren:

1709	1 Schiff von	30 Tonnen
1730	15 Schiffe von	1111 Tonnen
1737	33 Schiffe von	2765 Tonnen
1753	72 Schiffe von	7547 Tonnen
1771	105 Schiffe von	10929 Tonnen
1792	132 Schiffe von	22404 Tonnen
1798	149 Schiffe von	34 937 Tonnen.

Von Januar 1806 bis 30. April 1807 waren es 185 Schiffe mit 43 755 Tonnen. Sie durften laut ihren Papieren insgesamt 49 213 Sklaven laden. Sicher nahmen sie mehr . . .
1792 schätzte man die Zahl der aus Afrika stammenden Negersklaven in Brasilien auf 600 000, 1835 auf 2 100 000. Dabei überstiegen die Todesfälle die Geburten um mindestens 5 Prozent. Allein zur Erhaltung des Status quo wäre mithin eine jährliche Einfuhr von rund 100 000 erforderlich gewesen.
1830 wurden bei einer Volkszählung in den Vereinigten Staaten mehr als 6 822 000 Neger festgestellt, die Sklavenhalter-Staaten beherbergten davon allein über 5 781 000. Von der Gesamtbevölkerung waren in Georgia 42 Prozent, in Mississippi 48, Florida 45, in Louisiana 51 und in South Carolina über 54 Prozent Negersklaven!
Die Sterblichkeit auf Sklavenfahrten unterlag sehr großen Schwankungen. Sie hing ab vom Wetter, vom Zufall, den jeweils geltenden gesetzlichen Bestimmungen, der mehr oder weniger großen Habgier der Eigentümer, schließlich von der Erfahrung und Geschicklichkeit der Seeleute.
Im Jahre 1838 enthielt der Parlamentsbericht über den portugiesischen Sklavenhandel unter anderem folgende Angaben:

Portug. Brigg »Adamastor« von Quelimane mit 800 Sklaven, davon tot 304;
Portug. Brigg »Leao« von Quelimane mit 855 Sklaven, davon tot 183;
Portug. Brigg »Don Manuel« von Angola mit 630 Sklaven, davon tot 78.
Als Beispiele schlecht verlaufener Reisen können gelten:
»Cinta« von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 970 Sklaven, davon tot 214;
»Brilliante« von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 621 Sklaven, davon tot 202;
»Commodore« von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 685 Sklaven, davon tot 295;
»Esplorador« von Ostafrika nach Habana mit 560 Sklaven, davon tot 361.
Auf sehr schlechten Reisen starben bis zu 50 Prozent der Ladung.
Die Bark »Aquila« büßte von 1 016 Sklaven auf der Reise 79 ein.
Von der »Dos Hermanos« erfuhr man, daß sie auf 4 aufeinanderfolgenden Reisen im ganzen 1 600 Sklaven befördert habe. Die Höchstzahl der Gestorbenen auf einer Passage waren 6. Bei der 5. Reise brach an Bord eine Seuche aus. Von der 386 Köpfe starken Ladung landeten in Brasilien nur 95.
Nach amtlichen Berichten, die 1799 dem englischen Oberhause vorgelegt wurden, starben von 15 754 nach Westindien und Mittelamerika verladenen Sklaven auf der Überfahrt 1378, das sind etwa 8 Prozent. Mit der Länge der Reise nahmen auch die Verluste zu.
Was brachte dieser Handel, der so viele Opfer kostete, den Unternehmern ein?
Nach sorgfältigen Ermittlungen gehörten der Liverpooler Kaufmannschaft in den Jahren 1783 bis 1793 im ganzen 878 Sklavenschiffe. Sie beförderten zusammen 303 737 Sklaven nach Westindien. Der Erlös aus dem Verkauf belief sich auf 15 186 850 Pfund Sterling. Das bedeutet einen Verkaufspreis von durchschnittlich etwas unter 49 Pfund Sterling per Kopf. Nimmt man einen mittleren Einkaufspreis von $3^1/_2$ Pfund an – und das ist reichlich –, dann ergibt das einen Überschuß von rund 13 820 000 Pfund Sterling . . .[18b]«

Da die Portugiesen keine Rassenvorurteile kennen und sich bedenkenlos mit der eingeborenen Bevölkerung vermischen, entsteht neben der verderblichen Tätigkeit der Sklavenjäger auch bald ein schwerwiegendes Mischlingsproblem. In den Dörfern am großen Strom wird es unruhig, und ein gefährlicher Weißenhaß greift immer mehr um sich.

Die Mängel der staatlichen Verwaltung beeinträchtigen auch das Missionswerk. Der so hoffnungsfroh begonnene europäische Einfluß dringt nicht in die Tiefe, das schwarze Volk wendet sich wieder seinen heidnischen Götzen, Geistern, Hexen und Dämonen zu. Die Medizinmänner und Zauberdoktoren errichten von neuem ihre seit Jahrtausenden geübte Gewalt über den Kongoneger. Es kommt zur offenen Rebellion gegen die christenfreundliche Königspartei. Führer der Aufständischen ist Nzinga Mpangu, ein Verwandter des christlichen Negerkönigs Johann I. Am Kongo flammen die Dörfer auf. Nach schweren Kämpfen wird der König gezwungen, sich wieder zum Heidentum zu bekennen.

Nach dem Tode des Rebellen Nzinga Mpangu gewinnt die portugiesische Partei wieder die Oberhand. Ein christlich getaufter und erzogener Häuptling besteigt unter dem Namen Affonso I. Nzinga Mbemba den Thron des Kongostaates.

Portugal entsendet neue Missionare; man will am Kongo eine Universität, höhere Schulen und Bildungsstätten für Häuptlingssöhne, Prinzen und Adelige errichten. Aber die Missionare sind schlecht beraten, es kommt zu ärgerlichem Streit, und schließlich verwirren sich die Zustände derart, daß die Krone Portugals eine bewaffnete Flotte aussenden muß, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Mitten in die Entdecker- und Erschließungstätigkeit Portugals platzt wie eine Bombe die Nachricht, daß der in Lissabon mit seinen Plänen abgewiesene Genuese Christoph Kolumbus in spanischen Diensten den Seeweg nach Indien auf Westfahrt über den Atlantik gefunden hat. Das aus den Königreichen Kastilien und Aragon vereinigte, durch die Eroberung Granadas von den allerletzten Resten maurischer Fremdherrschaft befreite Königreich Spanien erscheint als mächtiger Konkurrent auf den Meeren und beginnt im letzten Augenblick Portugal den Rang abzulaufen.

Portugal vereinigt alle Anstrengungen, um die so lange vorbereitete und so schwer erkämpfte Fahrt nach Ostindien oder ins Reich des Priesters Johannes zu vollenden. Man braucht nur auf der von Bartholomëu Diaz vorgezeichneten Meerbahn nach Osten weiterzusegeln.

Aber bevor der Hauptschlag geführt wird, sollen zu Land genaue Erkundungen über das Reiseziel eingezogen werden. Der portugiesische König entsendet zu diesem Zweck einen sprachkundigen und gewandten Beauftragten, Dom Pedro de Covilhão, der versuchen soll, auf dem östlichen Wege über Ägypten und das Rote Meer nach Indien und in das Reich von Aksum zu gelangen.

Die Reise in den Osten ist ein unerhörtes Abenteuer!

Pedro de Covilhão landet in Ägypten und sucht seine arabischen Geschäftsfreunde auf. Ihrem Rat folgend, kleidet er sich in die landesüblichen weiten, weißen Umhänge, trägt den bunten Aghal, den Kopfbund, und verzichtet auf die europäischen Schuhe. Unauffällig treibt er in der farbigen Menschenflut Kairos dahin, unter den gestreiften Sonnensegeln der engen Gassen, durch die von flackernden Feuern erhellten Gewölbe der Basare und Souks.

Niemand erkennt in ihm den Ungläubigen. Als »reicher Moslemkaufherr aus dem Westen« nimmt er Passage auf einer Dhau, die längs der Küste des Roten Meeres segelt, um über den Ozean Ostindien zu erreichen.

Wochen und Monate verbringt Dom Pedro an Bord des Schiffes unter Arabern, Parsen, Juden und dunkelhäutigen Afrikanern. Er sieht die roten Klippen der sudanesischen Gebirge und das tiefblaue arabische Meer. Mit dem Monsun treibt die Dhau über die Wogen und erreicht ohne Schaden die Handelsplätze auf indischem Boden.

In Goa und Kalkutta umgibt den Portugiesen wieder das zauberhafte Milieu des Orients. Er sieht Braune und Schwarze an der Palmenküste, betrachtet die begehrenswerten Waren – Gewürze, Brokate, Edelsteine, Gold, Edelhölzer, Farbstoffe und Elfenbein. Aber der Handel liegt fest in den Händen arabischer und indischer Händler, der Europäer hat hier vorläufig nichts zu gewinnen.

In Gesprächen mit Arabern erfährt Dom Pedro, daß von den indischen Häfen Seehandel mit fernsten Ländern getrieben wird. Namen werden genannt, die der Portugiese vordem niemals gehört hat: Ceylon, Malaiische Inseln und China. Regelmäßiger Schiffsverkehr besteht mit Arabien und Ostafrika, den Inseln Madagaskar und Sokotra und mit der Stadt Sofala.

Mit einem arabischen Frachtschiff kehrt Pedro de Covilhão nach Westen zurück und landet in Melinde, einem Hafen Ostafrikas. Staunend hört er, daß arabische Kaufherren, Sklavenhändler, Seeräuber und Eroberer seit Jahrhunderten längs der ostafrikanischen Küste Stützpunkte angelegt und sich mit der eingeborenen Bevölkerung vermischt haben.

»In Mozambique, bei dessen Scheich ich zu Gast weilte, sah ich helle Menschen, dunkle Menschen und andere bräunlich, Söhne von Kaffernfrauen des Landes und weißen maurischen Kaufleuten, die seit langem ihren Handel und Wandel in allen indischen und afrikanischen Ländern so fest gegründet haben, daß sie als Eingeborene gelten können [19].«

Abenteuernd und schon selber beinahe zum Eingeborenen geworden, gelangt Covilhão in das geheimnisvolle Sofala; von hier aus gehen regelmäßig Schiffe mit wertvollen Goldladungen, mit Früchten und Edelhölzern zu den Araberhäfen Melinde, Mombasa, Sansibar oder Mogadischu.

Durch Händler erfährt der Portugiese von der Existenz eines Negerstaates im Innern des Landes, der durch Ausbeutung von Gold- und Eisenvorkommen unermeßlich reich geworden sei. Dieses Volk der Karanga oder Makalaka werde von einem König Monomotapa regiert. Die Bewohner lebten in Lehm- und Holzhäusern; in der Hauptstadt soll es zweistöckige Gebäude aus Stein geben, die von eingewanderten Bauhandwerkern aus Indien oder Arabien errichtet worden seien.

Covilhão schickt einen ausführlichen Bericht über dieses Land des Goldes nach Lissabon:

»Wenn Monomotapa trinkt, hustet oder niest, so wird es gleich in der ganzen Stadt bekannt. Die Verwandten grüßen ihn bei solchen Gelegenheiten mit lauter Stimme und klatschen in die

Hände. Außerhalb des Palastes hören es andere und machen es nach. Wenn der König irgendeine gute oder schlechte Eigenschaft besitzt, irgendein körperliches Gebrechen, einen Fehler, ein Laster oder eine Tugend, so geben sich seine Großen und seine Dienerschaft Mühe, ihn hierin nachzuahmen; ist er irgendwie gelähmt, so hinken sie oder machen die Lähmung nach. Man naht sich diesem Fürsten nur in kriechender oder kniender Stellung und klatscht in die Hände, um sich bemerkbar zu machen . . .«

Von Sofala segelt Covilhão wieder nordostwärts. Diesmal benützt er ein persisches Kauffahrteischiff, dessen Ziel die Ormuzküste am Persischen Golf ist. Von hier aus schifft er sich zur Somaliküste ein; denn in den Schenken und Basars spricht man seit langem davon, daß in Somaliland eine große, durch Bewaffnete gesicherte Karawane zusammengestellt werde, die zu einem großen Reich im Süden gehen solle. Nach allem, was man davon hört, kann es sich dabei nur um Aksum, um das Reich des Priesters Johannes, handeln . . .!

Weiße Städte an ödem Strand, ein paar Palmen und Hirsefelder, dahinter braune, glühende Steppe, aus der schwarze Felstrümmer wie verbranntes Gebein starren – das ist Somaliland. In Küstennähe ist die Bevölkerung meist arabischer Abstammung, aber je weiter die große Karawane ins Landinnere eindringt, um so schwarzhäutiger sind Männer und Frauen. Öfter treffen sie auf die Zeltlager schwarzer Galla, Angehöriger eines weitverbreiteten Nomadenvolkes, die mit ihren Herden durch das Grasland wandern und sie an geheimgehaltenen Wasserlöchern tränken.

Nach wochenlangem Marsch windet sich der Pfad bergauf, den ragenden, drohend aufgebauten Gebirgen entgegen, die dunkel und urwaldbedeckt wie Mauern vor dem glühenden Sonnenhimmel stehen.

Hier ist das Land dicht besiedelt. Palisaden und Lehmmauern umgeben die Stadtdörfer, die Tore sind mit Schilf gedeckt. Bei Annäherung der längst erwarteten Karawane wälzt sich eine schreiende Menge weißgekleideter Krieger den Fremden entgegen. Menschen mit riesigen Lederschilden, funkelnden Speeren, seltsamen Haartrachten, bunten Turbanen und blitzenden Amuletten treiben an den schwankenden Kamelen der Händler vorüber.

Staub wolkt in langen Fahnen empor, Geschrei schlägt wie Brandung zum Firmament, und mit donnerndem Galopp jagen zahllose Reiter aus den Toren hervor.

Sie bieten einen phantastischen Anblick, diese reichgeschmückten mit Leopardenfellen gesattelten, mit Silber- und Messingschmuck, mit rotem Leder und Perlen überdeckte Rosse, die Lanzen und Schwerter schwingenden Reiter in ihren flatternden Umhängen. Einige der Berittenen machen mit kleinen Trommeln und Saiteninstrumenten mitten im Dahinpreschen eine seltsame Musik. Zum Schluß der kriegerischen Vorführungen formieren sich alle zu einem geschlossenen Scheinangriff auf die Karawane, umringen sie speer- und schildhebend und zeigen atemlos lachend die weißen Zähne in den schönen, ebenmäßigen, braunen Gesichtern.

Das sind keine Neger, sondern Äthiopier, vielleicht gar Leute aus Aksum!

Dom Pedro hört, daß die Stadtbewohner zum Reich Gondar gehören und reinblütige Amhara seien. Von dem Reich von Aksum und dem Priester Johannes wissen sie nichts.

Aksum – der Name ist ihnen bekannt – sei eine alte heilige, aber seit Menschengedenken verlassene Stadt, weit im Norden der Hochgebirge in der Landschaft Tigre gelegen. Sie sei ein Wallfahrtsort für die Frommen im Lande, auch würden die Könige dort gekrönt – aber die Hauptstadt heiße Gondar. Aksum ist kein Ziel mehr, das sich lohnt. Der Portugiese wendet sich als erster Weißer dem Reich der christlichen Könige von Äthiopien zu, die sich Nachkömmlinge Salomos und der Königin von Saba nennen.

Die Karawane zieht vorüber an runden, aus Balkenwerk und lehmbeworfenem Geflecht errichteten Kirchen. Kreuze glänzen auf den Spitzhauben der Gotteshäuser. Man sieht auf den Straßen Prozessionen von weißgekleideten Priestern mit Sonnenschirmen, Kirchenfahnen, Kruzifixen und Weihrauchkesseln.

Kreuze sind auf die Gewänder der Vornehmen gestickt, Kreuze sind auf die Lehmwände gemalt, das Kreuz ist das Symbol dieses lang gesuchten Staatswesens im Innern der Gebirge.

Covilhão zeichnet gewissenhaft auf, was er gesehen und erlebt.

Abessinier oder Äthiopier – so schreibt er – nennen sich eigentlich nur die Angehörigen des beherrschenden Stammes der Amhara. Sie sind Nachkommen von hellhäutigen Semiten und bekennen sich zum monophysitischen Christentum, wie es im 6. Jahrhundert nach der Geburt des Erlösers zu Kaiser Justinians Zeiten im Oströmischen Reich aufkam.

Seit einem Jahrtausend hat sich hier das Christentum gegen alle Angriffe, die der Islam von Ägypten, dem Sudan und dem Somaliland aus vortrug, behauptet. Aber dieses Christentum hat sich unter dem Einfluß heidnischer Negervölker, der mohammedanischen Nachbarn an der Roten-Meer-Küste und im Sudan und einer starken jüdischen Bevölkerungsgruppe seltsam gewandelt. Dazu kam die Abschließung von der gesamten übrigen Christenheit.

Der Alltag der Menschen dieses Volkes wird vom Aberglauben beherrscht. Wer eine Hyäne tötet, zerstört sein Glück, weil die Seele des getöteten Tieres in dem Mörder weiterlebt. Man glaubt, daß Angehörige des Schmiedehandwerks zaubern können, sie verschwinden nachts in der Esse und verwandeln sich in Raubtiere. Man fürchtet sich vor dem bösen Blick und gebraucht bei Krankheit allerhand Zaubermittel gegen das drohende Unheil.

Nach der Überlieferung sind die Amhara, die Herren des Landes, in grauer Vorzeit aus der Landschaft Habesch in Südarabien eingewandert. Als ihren ersten König nennen sie Menelik I., einen Sohn Salomos und der Königin von Saba.

Aksum war die Hauptstadt des längst untergegangenen alten Reiches, das den Amharen weichen mußte. Sie gründeten Gondar und erhoben es zu ihrer Hauptstadt. Tigre, Godjam, Schoa und Harrar sind Vasallenstaaten. Allerdings kommt es oft zu Aufständen der Ras, der Gauherrscher in jenen Ländern. So hat sich vor einiger Zeit der Staat Gavar unter einem mohammedanischen Fürsten selbständig gemacht; die Amharen haben gegen den Abtrünnigen nichts ausrichten können.

Aber nirgendwo in Abessinien gibt es den Reichtum, von dem Europa seit Jahrhunderten träumt; weder liegt das Gold an der Straße, noch wachsen hier Wälder voll des kostbaren Pfeffers.

Der kluge und weitgereiste Portugiese erkennt sofort den verhängnisvollen Irrtum, dem er auf der Suche nach dem Land von

Aksum erlag. Er gibt der Krone in Lissabon den vortrefflichen Rat, keine Expedition mehr zur Erkundung des sagenhaften Priesterkönigreiches auszusenden, sondern Schiffe auf dem Westwege direkt nach Indien zu schicken, wo es wirklich all die Waren reichlich gebe, die der europäische Markt braucht. Er schreibt:

»Schiffe, die nach Guinea segeln, werden, wenn sie weit genug nach Süden fahren, die Stelle erreichen, wo das Festland aufhört. Wenn sie dann in den östlichen Ozean gelangen, tun sie am besten, nach Sofala oder der Mondinsel (Madagaskar) zu fragen. Dort werden sie Piloten finden, die ihnen den Weg nach Indien zeigen können ...[20]«

Der tapfere Forscher und Reisende kehrt von seinen Erkundungsfahrten nicht mehr zurück. Die Amhara zu Gondar halten ihn in aller Freundschaft im Lande fest. Es gilt bei ihnen als selbstverständliche Vorsichtsmaßnahme, Fremde nicht mehr außer Landes zu lassen. Dom Pedro bleibt in Abessinien, er heiratet eines der schöngewachsenen, braunen Amharamädchen und dient als Berater am Hof.

Die Berichte Covilhãos erreichen auf verschlungenen Wegen Lissabon und werden in der Junta aufmerksam bearbeitet. Beeindruckt durch die Angaben des Agenten und die lockende Schilderung der östlichen Märkte, beschließt der Rat den Bau einer kleinen Indienflotte. Die neue, wohlbewehrte Armada besteht aus drei Schiffen und soll die Entdeckungsfahrt des Bartholomëu Diaz weiterführen. Papst Alexander VI. spricht in einem Vertrag dem portugiesischen König das Entdeckermonopol in ganz Ostafrika zu.

Diaz stellt auch diesmal wieder seine Erfahrungen zur Verfügung, er führt aber nicht den Oberbefehl über das Geschwader. Der Ritter Vasco da Gama soll das Unternehmen leiten. Dom Bartholomëu begleitet die Ausfahrenden nur bis zu den Kanarischen Inseln, um von dort aus als Gouverneur nach Elmina zu reisen.

Hundertfünfzig bewährte Seeleute und Soldaten befinden sich an Bord, trefflich mit Waffen aller Art ausgerüstet. Der Kurs

wird aufs Kap der Guten Hoffnung gesetzt, in weitem Bogen umfährt Vasco da Gama den gefürchteten Guineagolf mit seinen Strömungen und Klippenbarren.

Am 8. November 1497 werfen die drei Portugiesenschiffe in einer kleinen Bai nördlich des Kaps, die sie St.-Helena-Bucht taufen, Anker. Während sie Frischwasser und Früchte aufnehmen, stoßen sie auf Pygmäen, mit denen sich bald ein Tauschhandel anbahnt.

Langwierig und gefährlich ist der Angriff auf das Sturmkap. Das Meerwasser wird kalt, Herden von Delphinen und Walen umspielen die Schiffe. Bevor die Umseglung des Kaps geglückt ist, braut sich fern über der See ein schweres Sturmunwetter zusammen, das die drei Fahrzeuge tagelang hin und her wirft. Bald treiben sie nach Süden dem Eismeer entgegen, bald jagen die Kiele auf die Felsküste zu. Endlich, am 22. November, laufen sie unter gerefften Segeln am schwarzragenden Tafelberg vorüber. An Bord blasen Posaunen, die Matrosen stimmen angesichts der Südspitze Afrikas Choräle an.

Jenseits des Kaps laufen sie in eine geschützte Bucht ein, deren Uferwälder wiederum von schwarzen Zwergvölkern bewohnt sind. Auch mit ihnen treibt man einen einträglichen Handel. Vieh, Ringe und Elfenbein tauscht man gegen Glasperlen und buntes Tuch. Als es jedoch bei der Werbemessung der Gegenstände einige Mißverständnisse gibt, wird der Frieden jäh gestört. Die schwarzen Zwerge greifen zum Bogen und beschießen die Portugiesen mit ihren gefährlichen Pfeilen.

Die Abfahrt geschieht unter dem Donner der Kanonen, der die Pygmäen in die Urwälder zurückjagt. Trotzdem müssen die Schiffer tatenlos zusehen, wie das von ihnen am Strand errichtete Steinkreuz von den Eingeborenen ins Wasser gestürzt wird.

Am Weihnachtstag stehen die Schiffe – es sind nur noch zwei, da das kleinste, das als Proviantschiff diente, aufgegeben wurde – an einer Küste, über der sich am Horizont ein wildes Gebirge erhebt. Sie nennen zur Erinnerung an die Geburt des Erlösers diesen Strand »Terra natalis« – es ist das spätere Natal.

Vorüber am Sambesi, dem »Strom der guten Vorbedeutung«, überwindet die Segelkunst der Portugiesen das Cabo Corrientes – das Kap der Strömungen. Unter der Mannschaft wütet der Skorbut, es gibt die ersten Todesfälle. Neuen Mut faßt die Besatzung,

als man inmitten der Meeresküste ein Araberschiff erblickt, das aber nach kurzer Zeit bereits wieder hinter der Kimmung verschwindet.

Im Januar 1498 gehen die beiden Schiffe im Hafen von Mozambique vor Anker. Im Hafenbecken liegen Ostasienfahrer, Perser, Inder und Araber, die auf dem großen Markt Perlen, Gold, Elfenbein, Silber, Edelsteine, Gewürznelken, Ingwer, Zimt und Pfeffer einhandeln. An Land herrscht ein lärmendes Getriebe wie in einer Hafenstadt des Mittelmeeres.

Die Portugiesen werden mit mißtrauischer Feindseligkeit empfangen. Kaum, daß man ihnen erlaubt, Frischwasser und das für die Skorbutkranken so notwendige Obst und Gemüse an Bord zu nehmen. Vasco da Gama atmet auf, als sich seine Besatzung so weit erholt hat, daß er weitersegeln kann.

Ähnlich unerfreuliche Erfahrungen im Umgang mit den konkurrenzneidischen Arabern macht da Gama in den Häfen Mombasa und Melinde. Doch in Melinde gelingt es ihm endlich, von dort ankernden indischen Kauffahrern einen Piloten für die Fahrt über den Indischen Ozean anzuheuern.

Am 24. April gehen die Portugiesen in See. Der Monsun füllt ihre Segel und führt sie gen Osten.

Vierzehn Monate später läuft die Karavelle »Berrio« – geführt von einem der Offiziere Vasco da Gamas – mit zerrissenen Segeln, geflickten Rahen und bedeckt mit Tang und Muscheln schwerfällig in die Tajomündung bei Lissabon ein. Wenige Tage später folgt ihr die »St. Gabriel«. Vasco da Gama, der auf den Azoreninseln seinen Bruder Paolo begraben hat, trifft erst Ende August in Portugal ein.

Um diese Zeit weiß ganz Lissabon, ja ganz Europa, daß das große Seemannsstück gelungen und der Seeweg nach Ostindien um Afrika herum entdeckt und befahrbar ist. Der Hof und die Börse, die Politiker und die Kaufleute verzeichnen das Ereignis mit großer Genugtuung. Eine umwälzende Neuordnung des gesamten Welthandelswesens bereitet sich vor. Einschneidende wirtschaftliche und politische Gewichtsverlagerung werden erwartet. Europa hofft, den Vorsprung, den der Islam durch die Beherrschung der Land- und Seewege nach Indien errungen hat, bald aufholen zu können.

Noch bevor Vasco da Gama heimkehrte, im Juli, hatte König Manuel von Portugal in einem Brief an seine Schwiegereltern, Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien, von den bevorstehenden und erhofften Veränderungen gesprochen. Er schrieb:

»Ist der Ferne Osten erst christlich, so ist es ein leichtes, dem Maurentum in diesen Ländern ein Ende zu bereiten. Außerdem hoffen Wir, daß der große und reiche Handel, der bisher ganz in den Händen der Mauren lag, mit Gottes Hilfe und als Folge der Verdienste Unserer Handelsleute auf Unsere Schiffe übergehe, so daß die ganze Christenheit fürder Zugang zu Gewürzen und Edelsteinen haben wird . . .«

Christlicher Missionseifer paart sich mit Wirtschaftsinteressen – beide Antriebskräfte bestimmen in Zukunft die Expansionspläne in Portugal und Spanien. Die Portugiesen blicken fasziniert auf die reiche indische Küste, die Spanier erhoffen sich von den neuentdeckten Ländern Amerikas alles Heil.

Afrika aber versinkt wieder für lange Zeit in Bedeutungslosigkeit. Nur die wenigen Handelsplätze an der Küste und die Stützpunkte der Indienfahrer für die Auffüllung der Wasser- und Frischproviantvorräte bleiben im Blickpunkt Europas. Der Glanz indischer Kleinodien strahlt heller als der dunkle Stein Afrika, der Lärm unerhörter Abenteuer, der von Amerika herüberdringt, übertönt die geheimnisvolle Stille des Schwarzen Kontinents.

Weiße Punkte im Schwarzen Erdteil

Der Seeweg nach Ostindien ist entdeckt, nun gilt es, ihn auszubauen und den Markt im Osten zu erobern. Auf den portugiesischen Werften wird fieberhaft gearbeitet. Schon Anfang März 1500 geht von der Tajomündung aus eine Flotte von dreizehn Schiffen in See, geführt von dem Admiral Pedro Alvarez Cabral.

Da die Navigatoren mit den modernsten Hilfsmitteln ausgerüstet sind, erhält Cabral den Befehl, mit seinen Schiffen möglichst weit nach Westen in den Atlantik auszubiegen und der ge-

fährlichen Guineaströmung und der Zone der Äquatorialstürme auszuweichen. Auf diesem bisher noch niemals befahrenen Kurs sichtet die Flotte unterm 18. Grad südlicher Breite eine fremde Küste, die Cabral Santa Cruz nennt und die später den Namen Brasilien führen wird.

Am Kap der Guten Hoffnung wird die kleine Flotte von einer Katastrophe ereilt. Als die Schiffe in einer Flaute nahe der felsigen Küste alle Segel setzen, um wenigstens eine Mütze voll Wind darin zu fangen, stößt eine jähe Sturmbö vom blauen Himmel und schleudert vier der dreizehn Karavellen an die Klippen, wo sie mit Mann und Maus untergehen. Eines dieser Unglücksschiffe wird von dem Entdecker des Kaps, Bartholomëu Diaz, geführt. An dem Vorgebirge, das er als erster Weißer umsegelt hat, findet er den Tod.

Der Rest des Geschwaders erreicht im Dezember des Jahres 1500 die indische Stadt Kalikut. Die arabischen Händler sehen ihre schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet und treffen in Eile Gegenmaßnahmen gegen die gefährliche Konkurrenz. Die aufgewiegelte indische Bevölkerung erhebt sich gegen die Portugiesen und stürmt gegen die kleine Niederlassung der Europäer. Alle in der Faktorei anwesenden Portugiesen werden getötet. Zur Vergeltung bombardiert Cabral die Stadt Kalikut und verläßt mit seinen Schiffen erst die Reede, als die Stadt an allen vier Ecken lichterloh brennt.

Die Fahrt geht südwärts nach dem mit Kalikut rivalisierenden Eingeborenenstaat Cochin. Dort gründet Cabral eine neue Faktorei, zu deren Schutz er eine schwerbewaffnete Abteilung seiner Schiffssoldaten zurückläßt. Dann wendet er auf Westkurs, umschifft abermals Afrika und erreicht glücklich Lissabon. Seine Ladungen an Gewürzen und indischen Luxuswaren kann er mit höchstem Gewinn auf den Markt bringen.

Schon vor Cabrals Ankunft in Lissabon ist eine neue Expedition unter João de Nova ausgelaufen, die ebenfalls einen weiten Westbogen durch das Atlantische Meer schlägt und dabei die bisher unbekannte Insel St. Helena anläuft. Beim Wassereinnehmen im Hafen von Sofala erfährt João de Nova durch das Küstengeschwätz der Araber von der Kanonade Kalikuts; er nimmt daher direkten Kurs auf die neue Faktorei Cochin, wo er ungestört Pfeffer und Ingwer lädt und zur Heimat zurücksegelt.

Da die Ostindienfahrten trotz mancher Schiffsverluste rentabel erscheinen, schickt die Krone von Portugal abermals Admiral Vasco da Gama aus. Seiner Flotte von fünfzehn Schiffen folgt ein weiteres Geschwader von fünf Kriegsseglern unter dem Kommando eines Vetters des Admirals, Estevaos da Gama. Beide Flotteneinheiten sollen sich später vereinigen.

Vasco da Gama ist gewillt, diesmal mit überlegener Gewalt jeden Widerstand der Araber zu brechen und der Flagge Portugals den ihr gebührenden Respekt zu verschaffen. Seine Karavellen sind mit Soldaten überfüllt, die Rümpfe der Schiffe bergen Kanonen, Munition und anderes Kriegsmaterial in überwältigender Menge.

Das erste Landziel Vasco da Gamas ist Mozambique. Hier läßt er eine Abteilung Soldaten zurück.

Im Arabischen Meerbusen begegnet die Flotte einer großen, schwerfälligen Dhau, die indische Mekkapilger an Bord hat.

Plump und langsam rollt das Pilgerschiff in der Dünung des Meeres. Unter ausgespannten Sonnensegeln wimmelt es an Deck von einer bunten Menschenmenge.

Das Kap der Guten Hoffnung wurde 1487 von Bartolomëu Diaz zum erstenmal umfahren. (Holländische Federzeichnung)

Grellfarbig hocken die Inder auf den Niedergängen und Lukendeckeln, füllen mit ihren grauweißen Umhängen die Reling, drängen sich mit grünen, roten und blauen Kopftüchern unter den Masten – fast vierhundert Männer, Frauen und Kinder, die ausgezogen sind, die heilige Kaaba von Mekka zu sehen und die Erde zu küssen, auf der Allah dem Propheten seine Sendung verkündet hat.

Auf Einbäumen sind die frommen Pilger die Urwaldströme malaiischer Inseln herabgefahren, haben unter tausend Gefahren Gebirge und Dschungel überquert. Ein fester Glaube brennt in ihnen, die Hoffnung auf die Gnade Allahs und auf das dereinstige Aufsteigen in das Paradies aller Gläubigen, das Mohammed ihnen verheißen hat.

Niemand der vierhundert ahnt, daß zu dieser Stunde, als die fünfzehn Karavellen der Portugiesen über die Kimmung steigen, die irdische Pilgerfahrt für sie sich dem Ende zuneigt.

Von der Seite des Führerschiffes der unbekannten Flotte wolkt es weißballig auf, Blitz und Donner rollen. Eine Kanonenkugel wühlt vor dem Bug des Mekkaschiffes das Wasser auf. Schreiend fluten die Menschen an Bord hin und her, die Matrosen lassen die Mattensegel fallen und legen die Dhau ohne Fahrt in die Dünung. Die hohen Wanten der Portugiesen schwellen empor, die weißen Segel werfen wie drohende Gewitterwolken ihre Schatten über das gestoppte Schiff.

Eine Prisenbesatzung pullt auf Booten herüber und klettert an Bord. Das Weinen der Kinder und das Klagen der Frauen verstummt, mit großen Augen blicken die Pilger – Inder, Malaien, Araber und Tamilen – auf die fremden Soldaten.

Es ist der Morgen des 1. Oktober 1502 . . .

Am Abend schreibt der flämische Pilot des Flaggschiffes in sein Tagebuch:

»Wir nahmen heute ein Mekkaschiff, an dessen Bord sich 380 Mann sowie viele Frauen und Kinder befanden, und wir erbeuteten bei der Durchsuchung mehr als 12 000 Golddukaten, außerdem Waren im Wert von wenigstens nochmals 10 000 Dukaten. Dann verbrannten wir das Schiff mit allen, die sich an Bord befanden . . .«

Unglaublich hart, mitleidlos ist der Glaubenskrieg zwischen den Verfechtern des Christentums und des Islams in dieser Zeit. Auf beiden Seiten kommt es zu furchtbaren Grausamkeiten. Der Andersgläubige ist kein Mensch mehr, kein Kind Gottes, sondern Diener des Teufels, Abgesandte der Hölle, dessen gnadenlose Ausrottung als gottwohlgefälliges Werk gilt . . .

Vasco da Gama schreitet weiter auf dem Weg der Gewalt. Auf der Reede von Kalikut ankernd, fordert er von dem indischen Herrscher die sofortige Ausweisung aller arabischen Kaufleute. Um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, läßt er eine Anzahl der kleinen Boote, die den Hafen bevölkern, aufgreifen, die Besatzungen töten und die Kähne mit den zerstückelten Leichen der Inder und Araber an Land treiben. Dann beschießt er aus hundert Kanonen Stadt und Hafen.

Auf den rauchenden Ruinen der arabischen Faktoreien baut da Gama ein portugiesisches Fort. Von Cochin, dem ertragreichen Gewürzhafen, kehrt er im Frühjahr nach Portugal heim.

Die Erfahrungen der Indienreisen haben die Portugiesen gelehrt, daß die Märkte des Fernen Ostens von Lissabon aus nicht zu beherrschen sind. Die alljährlichen militärischen Expeditionen vermögen wohl, die Gegner in Furcht und Schrecken zu versetzen, sie sind aber nicht geeignet, einen stetigen Handelsverkehr zwischen Indien und Portugal in Fluß zu bringen. Den dauernden Besitz der Indischen See können nur Stützpunkte in Afrika und Indien und Geschwader, die in diesen Häfen ständig bereitliegen, sichern.

Portugal beginnt deshalb längs der ostafrikanischen Küste mit der systematischen Vertreibung der Araber und dem Bau von befestigten Niederlassungen. 1506 wird Kilwa, 1507 Lamu portugiesisch. Bald darauf weht auch über den Häfen von Melinde, Mombassa, Sansibar und Mogadischu die portugiesische Flagge.

Im Jahre 1505 läuft ein Geschwader von sechs Karavellen die arabische Niederlassung in Sofala an, weil man Anschluß an den reichen Goldhandel mit dem Hinterland gewinnen will. Der Führer dieser Expedition, Don d'Anaya, setzt Soldaten an Land

Der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama. (Kupferstich von Westermayr)

und erzwingt unter dem Druck der militärischen Macht von dem Araberscheich die Erlaubnis, ein Fort zu errichten.

Da die Portugiesen, ohne am Risiko beteiligt zu sein, einen hohen Gewinnanteil an dem aus dem Innern herangeschafften Gold fordern, kommt es zu Streitigkeiten. Von den arabischen Händlern aufgehetzt, bricht ein Bantunegerstamm gegen das portugiesische Fort vor, wird von den Kanonen zurückgewiesen und geschlagen. Seither gilt in diesem Gebiet die Vorherrschaft der Portugiesen als unbestritten. Langsam entsteht eine kleine Niederlassung mit Faktorei, Spital und Kirche.

Die Hauptsiedlung der Portugiesen an der Ostafrikaküste ist die Hafenstadt Mozambique, gekrönt von der starken Festung San Sebastian. Auch hier haben die Araber Handel und Märkte den Portugiesen überlassen müssen.

Der energische Vorstoß der Portugiesen nach Osten stört alle Mächte auf, die bisher am Osthandel verdient haben. Die mohammedanischen Herren Ägyptens spüren am Rückgang des Hafenumschlags und der Zölle von Alexandria, daß die Gewürze, das Gold, die Edelhölzer, Edelsteine und das Elfenbein Indiens jetzt auch auf anderen Wegen nach Europa kommen als durchs Rote Meer. Die Venezianer – in schwerem Ringen mit den im Mittelmeer westwärts angreifenden Türken stehend – sehen in verzweifelter Ohnmacht den reichen Strom des Gewürzzwischenhandels versiegen und in die portugiesischen Häfen fließen.

Da der Türke immer mehr die Vorherrschaft in der islamitischen Welt an sich reißt und bereits beginnt, die selbständigen Mamelukenherrscher Syriens und Ägyptens zu bedrohen, wird er – in seltsamer politischer Verstrickung – ebenso zum gemeinsamen Feind Venedigs wie Ägyptens; Portugal wird zum gemeinsamen Konkurrenten der beiden Mächte.

Nach schwierigen Verhandlungen kommt es zu einem geheimen Bündnis des christlichen Venedigs mit den islamitischen Ägyptern. Venezianische Schiffsbaumeister helfen bei der Ausrüstung einer ägyptischen Flotte, venezianische Dukaten sorgen für die Bewaffnung der Schiffe, und venezianische Piloten fahren als Lotsen auf den Kriegsschiffen, die nun aus dem Roten Meer herausbrechen und auf der Indienroute ostwärts segeln.

Die Portugiesen haben durch ihre Spione längst Nachricht über den bevorstehenden Angriff erhalten und erwarten kampfbereit

den Gegner. Am 2. Februar 1509 treffen vor dem indischen Hafen Diu die Karavellen des Admirals Francisco d'Almeida auf die arabisch-ägyptische Flotte. Einen Tag lang tobt die Schlacht über das Meer, dann treiben die Schiffe der Mohammedaner als brennende Wracks auf der See. Die Vorherrschaft der Portugiesen ist von neuem besiegelt.

Als der siegreiche Admiral d'Almeida im Frühjahr 1510 auf der Heimreise an der Tafelbai ankert, um Wasser und Frischfleisch aufzunehmen, kommt es zu Zwischenfällen mit den Hottentotten. Almeida geht mit hundertfünfzig Soldaten gegen den Hottentottenkral vor, aber die Braunen wehren sich mit Steinschleudern und Pfeilen so tapfer, daß unter den Weißen eine Panik entsteht. Auf der Flucht zu den Schiffen werden fünfundsechzig Portugiesen, darunter auch Admiral Almeida, erschlagen.

Fortan gilt diese Küste den Portugiesen als unwirtlich, gefährlich und verflucht. Portugiesische Kapitäne legen hier nicht mehr an; so versäumen sie es, den strategisch günstigsten Punkt der Küste zu befestigen und zum Stützpunkt auszubauen. Künftig laufen ihre Handelsfahrer die Insel Sankt Helena an, nehmen dort Frischwasser an Bord und gehen von hier aus auf die Fahrt um das Kap Mozambique.

Der Indienweg wird zusätzlich durch die Eroberung von Aden und Ormuz am Persischen Golf gesichert.

Um diese Zeit gerät das christliche Reich Abessinien in größte Bedrängnis. Der neue regierende Scheich von Harrar, Mohammed Granye, zieht, verstärkt durch die Streitkräfte der Sklavenhändler der Somalihäfen, mit großer Macht gegen die Siedlungen der Schoa und Amhara.

Als die Eilboten mit der Hiobsbotschaft eintreffen, schickt Kaiser Lebna Dengel seine Herolde in alle Landesteile und ruft die Heerbanne der Fürsten auf. In langen Reihen reiten die braunen Amharakrieger mit Lanzen, Bronzeschilden und Eisenschwertern über die Gebirge zu den Sammelplätzen. Noch während die »Mobilmachung« erfolgt, entsteht dem Lande Abessinien eine neuerliche Bedrohung. Die Galla, durch die Überfälle der Sklavenjäger auf ihre Dörfer in gärende Unruhe geraten, haben sich zu großen Heeresverbänden vereint und überziehen alljährlich nicht

nur Harrar-Adal, den Sitz ihrer Peiniger, mit Brand, Plünderung und Mord, sondern fallen auch in Abessinien ein. Sie überschwemmen das Hochland von Schoa, durchziehen die Landschaft Angot und greifen Kaffa an.

Die Gaufürsten der zunächst bedrohten Provinzen verlassen mit ihrem Aufgebot das von Kaiser Lebna Dengel einberufene Heer und eilen in ihre Heimat zurück.

Das Ende des christlichen Staates im Osten Afrikas scheint gekommen. In der höchsten Not erinnert sich der Kaiser einer portugiesischen Gesandtschaft, die sich vor kurzem in Gondar aufgehalten hat, um ein Bündnisangebot zu unterbreiten. Ein Vertrag ist nicht zustande gekommen, jetzt aber richtet Lebna Dengel dringende Hilferufe an die Portugiesen – und er hat Erfolg. Im Frühjahr 1541 landet eine Flotte von Kriegsschiffen im Hafen von Massaua und setzt Truppen an Land, die von Stephan da Gama, dem Sohne des großen Entdeckers, geführt werden. Vierhundert im Kolonialkrieg erfahrene Soldaten treten den Marsch ins abessinische Hochland an. Vereint mit den Reitern Lebna Dengels schlagen sie in der einsamen Gebirgslandschaft Amharas eine Entscheidungsschlacht gegen die arabischen Angreifer. Christoph da Gama fällt im Kampf, aber während der Verfolgung erschießen seine Leute den gefürchteten Mohammed Granye. Die Säuberung des Landes von den eingedrungenen Moslems macht jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Die Portugiesen – hochgeehrt und fürstlich entlohnt – bleiben im Lande und gehen in der Eingeborenenbevölkerung auf.

Immer noch ist eine Fahrt nach Afrika und Indien über das Meer, entlang der Felsenküsten und heimtückischen Unterwasserriffe, ein gefährliches Wagnis und ein Abenteuer, dessen Ausgang ungewiß bleibt. Wieviel Schiffe auf einsamer Bahn zwischen Himmel und Ozean mögen in den Stürmen gesunken, in Brandungen gekentert, an den Riffen zerschellt sein? Niemand kennt ihr Schicksal, nur da und dort hat der Zufall eine alte Chronik oder vergilbte Schiffahrtsakten bewahrt, die uns von den Erlebnissen der alten Afrika- und Indienfahrer berichten.

Im Juli des Jahres 1552 befindet sich das große Indienschiff »Sankt Johannes« auf der Höhe der Küste von Kaffraria mit Fahrtrichtung Nordost. Die »Sankt Johannes« ist ein hochbordiger Kreuzer mit drei Masten und fährt unter dem Kommando

des Kapitäns de Sousa. Sie hat die portugiesischen Forts an der Kongomündung angelaufen und dort einen Transport von dreihundert schwarzen Sklaven übernommen. Obwohl das Reich Kongo von christlichen Königen schwarzer Hautfarbe regiert wird, die zu den portugiesischen Eroberern in freundschaftlichem Verhältnis stehen, obwohl der Kongofürst Affonso seinen Sohn Henrique zum Studium nach Lissabon geschickt und als geweihten Bischof zurückerhalten hat, obwohl die Häuptlinge und Dorfältesten zu Herzögen, Grafen und Baronen erhoben worden sind und das Reich Kongo sich bemüht, einen Beamtenapparat gleich dem in europäischen Ländern heranzubilden, bleibt es doch ein Jagdgebiet für die weißen Sklavenhändler.

Ein Handelsvertrag mit Portugal, der die Kongokönige zur Lieferung von Elfenbein und Sklaven verpflichtet, zwingt die Herrscher, jährlich wiederholte Kriegszüge gegen die benachbarten Ngola Mbandi im Süden des Kongolandes zu unternehmen, damit sie den Sklavenhändlern nicht zu viel der eigenen Landeskinder preisgeben müssen.

In den Küstenplätzen Loango oder S. Paolo de Loanda werden die erbeuteten Sklaven in große bewachte Pferche zusammengetrieben, bis die erwarteten Transportschiffe einlaufen. Die »Sankt Johannes« unter Kapitän Manuel de Sousa ist eines dieser Sklavenschiffe.

Der Kreuzer hält sich immer in Sicht der Küste, man sieht deutlich die Drachenberge über der waldigen Küstenebene stehen. Am Nachmittag quellen am Horizont gefährliche blaue Wolkentürme empor, ballen sich schnell zur Gewitterwand und verdunkeln den Himmel. De Sousa gibt dem Rudergänger neuen Kurs auf hohe See, fort von der gefährlichen Küstenbrandung, aber es ist bereits zu spät. Ein jäh aufspringender, landein wehender Sturmwind und eine starke, ebenfalls in Richtung auf die Küste laufende Unterwasserströmung verhindern die befohlenen Manöver. Immer näher kommt das Donnern der Brandung, lauter wird das Heulen des Sturmes und das Prasseln der Regengüsse. Die »Sankt Johannes« ist nur noch ein hilfloser Spielball der Riesenwogen. Die Besatzung hat den Kampf aufgegeben und kniet betend an Deck. Der Kapitän erwartet zusammen mit seiner Familie das unvermeidliche Ende.

Manuel de Sousa macht zum erstenmal die Fahrt mit. In seiner

Gesellschaft befinden sich seine Gattin, die zierliche Doña Leonora, und seine beiden Söhne im Alter von sechs und acht Jahren, weil er nach beendeter Reise das Kommando einem Nachfolger übergeben und sich selbst als Kaufmann an einem günstigen Platz Afrikas oder Indiens niederlassen wollte. All sein Hab und Gut führt er mit sich.

Ohrenbetäubend ist das Krachen der splitternden Spanten und Planken, schrecklich das Schieflegen des mächtigen Schiffes, als es gegen Morgen auf den Strand geworfen wird. Im ersten Tageslicht erkennen die Gestrandeten, daß sie nördlich einer Flußmündung auf einer Sandbarre festsitzen. Als sich der Sturm gelegt hat, gelangen schließlich die hundertachtzig Portugiesen und die Sklaven durch das Stillwasser an Land.

Trotz der Rettung aus Seenot ist ihre Lage fast hoffnungslos. Am unbekannten wilden Strand sind sie von aller Hilfe abgeschnitten. Nirgendwo zeigen sich Eingeborenendörfer.

Kapitän de Sousa geht von einer Gruppe der Schiffbrüchigen zur anderen, spricht den Verzweifelten Mut zu und ermahnt sie, ihre Waffen in Ordnung zu halten. Die Sklaven werden gezwungen, sich niederzusetzen, Posten mit brennenden Lunten umschließen sie im Kreis.

Der Plan der Offiziere ist es, auf dem Landwege die nördlich gelegene Delagoabai zu erreichen – sie mag knapp fünfhundert Meilen vom Ort der Strandung entfernt sein. Dort nehmen erfahrungsgemäß manche Ostindienfahrer Frischwasser an Bord.

Am 7. Juli 1552 beginnen die Schiffbrüchigen ihren Marsch nach Nordosten.

Der Fluß mündet nicht direkt ins Meer, sondern ist von der offenen See durch eine Kette von Sandbänken getrennt. Die Brandung des Meeres hat so hohe Dünen aufgeworfen, daß sich hinter diesen natürlichen Barren das Wasser des Flusses anstaut und das von Schilf, Mangroven und Sykomoren bedeckte Land weithin überschwemmt. In diesem Gewirr von Schilf, Baumgruppen und dürrem Treibholz nisten unzählige weiße Reiher, in den Sümpfen ertönt das ohrenbetäubende Quarren der Ochsenfrösche, und Myriaden von Moskitos schweben wie Schleier über dem Stillwasser.

Weit jenseits der Lagunen aber erhebt sich die grün-dunkle Wand des Urwaldes, undurchdringlich, wegelos, von ewiger Däm-

merung erfüllt. Wie soll die verlorene Schar sich durch diese Hölle Bahn brechen, mit knapp einem Dutzend Äxten, geringen Vorräten und mit Frauen und Kindern!

Der Marsch längs der Fieberküste, durch Lagunen, Sümpfe, Urwälder und Gestrüpp, dauert drei Monate. Viele sinken erschöpft zu Boden und sterben verlassen im Schatten eines Gebüsches, andere fallen dem Durst, dem Fieber, den Schlangen, dem Skorbut zum Opfer. Selbst die an das mörderische Klima gewöhnten Sklaven haben hohe Verluste.

Kapitän de Sousa ist zum Skelett abgemagert. Trotzdem hält er sich aufrecht und spricht seinen Leuten Mut zu. Zwei riesige Kongoneger tragen die Kinder.

Nach einem Elendsmarsch von mehr als hundert Tagen stehen die Überlebenden endlich an den Ufern des Maputaflusses, der weit unterhalb in die Delagoabai mündet. Sie werfen sich durstgequält an den blütenbedeckten Ufern nieder und beginnen gierig zu trinken.

Doch es ist noch nicht die Rettung. Mehr als hundert Meilen sind es noch bis zum Rande der Bai.

Während die Schiffbrüchigen Palmettobäume fällen, um Boote und Flöße zu bauen, wird der Wald unheimlich lebendig. Dumpfe Trommeln rollen und dröhnen, der Lärm kommt näher und näher. Aus Baumkulissen und Schilf brechen schwarze, nackte Gestalten hervor. Bemalte Lederschilde tauchen auf und dahinter Männer mit breitnasigen Gesichtern. Sie tragen seltsame Hauben aus Pelz und Federn; Ohrgehänge blitzen, Speere funkeln, Keulen werden geschwungen. Auf dem Fluß schießen lange, aus Baumstämmen gehöhlte Boote heran. Ein auf Raubzug befindlicher Kaffernstamm greift mit wildem Geschrei die Ermatteten an ...

Es kommt zum verzweifelten Kampf. Eisen klirrt gegen Eisen, der müde Schrei der Verlorenen steigt in den sonnenhellen Himmel.

Die Portugiesen verlieren ihre letzte Habe, ihre Waffen und Werkzeuge. Doña Leonora und die Kinder fallen vorübergehend den Kaffern in die Hände. Beherzte Männer sammeln sich um den Kapitän und kämpfen die Gefangenen frei. Als die Wilden überrascht den Angriff abbrechen und spurlos im Wald verschwin-

den, macht sich auch das europäische Gefolge de Sousas auf und davon.

Zu Tode erschöpft, nur noch von ein paar Getreuen und einigen Kongosklavinnen begleitet, schleppt sich die weiße Familie dahin.

Als de Sousa eines Tages von der Nahrungssuche zurückkehrt, findet er den Sechsjährigen tot, die Strapazen waren zu groß für ihn.

Am folgenden Tag macht sich der unbeugsame Mann abermals auf, um im Wald Früchte zu suchen, doch als er an den Lagerplatz zurückkommt, sind auch Doña Leonora und der Achtjährige den Entbehrungen zum Opfer gefallen.

Ein Matrose – einer der wenigen Überlebenden – hat später das Ende des tragischen Geschehens erzählt und aufgeschrieben:

»Als der Kapitän sah, daß seine Frau tot war, schickte er die Sklavinnen ein Stück weit weg und saß, sein Haupt auf die Hand gestützt, eine halbe Stunde lang neben der Leiche seiner Frau, ohne ein Wort zu sprechen. Nach einer halben Stunde stand er auf, machte mit Hilfe der Sklavinnen ein Grab im Sande und legte seine Frau und sein Söhnchen hinein, ohne ein Wort zu sagen. Hierauf ging er stillschweigend denselben Pfad, den er tags zuvor gegangen, um Früchte zu suchen, und ward nie mehr gesehen . . .[21]«

Von den fünfhundert Schiffbrüchigen, die im Juli 1552 den Urwaldmarsch zur Delagoabai angetreten haben, werden nur zweiundzwanzig portugiesische Soldaten und Matrosen und drei schwarze Sklavinnen gerettet.

Aus dem April des darauffolgenden Jahres stammt der Bericht einer weiteren Katastrophe. Damals scheiterte die »Santo Bento« an der Küste von Kaffraria; von ihren dreihundertdreiundzwanzig Besatzungsmitgliedern kommen nur fünfundzwanzig zur Delagoabai, wo sie von einem Indienfahrer aufgenommen werden.

Die häufigen Schiffbrüche veranlassen die portugiesische Admiralität, eine genaue Vermessung der Küstengewässer und die kartographische Aufnahme der Strandlinie vorzunehmen. Einer der Schiffbrüchigen von der »Santo Bento«, Schiffsleutnant Manuel de Mesquita Peresstrello, beginnt von Mozambique aus die mühse-

lige und zeitraubende Arbeit und vollbringt sie nach mehrjährigen Forschungsreisen zwischen Cap Corrientes und der Tafelbai.

In den folgenden Jahrzehnten versuchen die Portugiesen zwar an verschiedenen Punkten das Innere Afrikas auszukundschaften, doch verwenden sie die Hauptkraft ihres kleinen Staates auch weiterhin auf die Pflege des sicheren Gewinn versprechenden Ostindienhandels. Für die Erschließung des dunklen Kontinents stehen nur geringe Mittel aus der Staatskasse zu Verfügung.

Portugiesische Handelsplätze blühen im Schutze der Küstenforts auf und verschwinden wieder. Die Missionare und Beamten, Abenteurer und Eroberer, die in die unendlichen Wälder der Küstenrandgebiete einzudringen versuchen, sind wie Spreu, die im Wind des riesigen Kontinents spurlos verweht.

Weißes und schwarzes Elfenbein bleibt neben etwas Gewürzen, Gold, Edelholz, Zuckerrohr und Früchten wichtigster Ausfuhrartikel Westafrikas. Noch heute heißen die Landteile der Guineaküste zwischen Sierra Leone und Nigermündung Pfeffer-, Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste.

Die Berührung Afrikas mit der übrigen Welt und die Einbeziehung der weißen Niederlassungen an seinen Küsten in den Weltverkehr wirken sich indes auf den verschiedensten Gebieten aus. Da die Portugiesen viele afrikanische Handelswaren nach ihrer südamerikanischen Kolonie Brasilien oder nach dem spanischen Westindien verfrachten, ist es nur natürlich, daß von dort Gegengaben nach Afrika gebracht werden. Auf diesem Wege kommen im 16. Jahrhundert der Maniok, der Mais, die Süßkartoffel, die Erdnuß und die Tomate nach Guinea und dem Kongo. Portugiesische Pflanzer kultivieren die Eierfrucht, den Pfeffer, die Ananas und später auch den Tabak. Früher schon hatten Perser, Araber und Inder Reis, Bananen, Kolokasien, Baumwolle und Indigo sowie die indische Form des Mais nach Afrika verschifft. Von den Küsten wandern die neuen Kulturpflanzen langsam ins Innere. Erfolglos aber bleiben die Versuche, mit großen bewaffneten Expeditionen das Küstenhinterland zu erschließen und dort ähnlich ertragreiche Entdeckungen an Gold, Elfenbein oder anderen Naturschätzen zu machen, wie sie einem Cortez in Mexiko

oder einem Pizarro in Peru gelungen sind. Und doch gehen immer wieder Wagemutige in die Wildnis.

Im Jahre 1569 wird der frühere Generalgouverneur von Ostindien, Francisco Barreto, zum »Eroberer der Königreiche zwischen Kap Guardafui und Kap Corrientes« ernannt und läuft mit einer Flotte von zweiundzwanzig Schiffen, bemannt mit tausend Soldaten, den portugiesischen Hafen Mozambique an, der damals hundert Einwohner zählt. Von dort aus fährt die Expedition den Sambesi bis zur Mündung des Masoeflusses hinauf. Am Unterlauf des Sambesi erbauen die Europäer als Stützpunkt die Festung Sena. Die uralte Sage vom Gold der Königin von Saba, von Punt-Fahrt und König Salomos Schatzgruben spukt in den Köpfen. Aber statt des Goldes finden sie nur Not und Entbehrung, geraten schließlich in verlustreiche Kämpfe mit Bantukaffern, die aus ihren alten Wohnsitzen im Norden in breiter Wanderfront nach Südafrika vorstoßen.

Das Fieber wütet, das heiße, dunstige Land fordert viele Opfer, und so sieht sich Dom Francisco schließlich gezwungen, nach Sena zurückzukehren.

Unter Zurücklassung des Gros seiner Leute eilt er mit geringem Gefolge an die Küste nach Mozambique, um Verstärkungen zu holen. Als er im Mai 1573 nach Sena zurückkehrt, trifft er nur noch ein paar fiebernde Invaliden an, alle anderen sind elend zugrunde gegangen. Als auch Francisco Barreto stirbt, wird Sena geräumt und seinem Schicksal überlassen. Wie in Mozambique verlaufen ähnliche Unternehmungen am Kongo und an der Guineaküste. Vom Schwung der ersten Entdeckertage, als man nach dem Reich von Aksum suchte und sich kühn nach Ghana, Timbuktu, Benin und Melli wagte, ist nichts mehr zu spüren. Der profitreiche Handel mit Indien und das afrikanische Sklavengeschäft haben die portugiesischen Seefahrer und Händler satt und müde gemacht.

Die hohen Verdienste des Sklavenhandels wollen sich auch andere Nationen nicht entgehen lassen. Da in Ostafrika der Portugiese scharf über seinen Privilegien wacht, versuchen es die andern in Westafrika.

Einer der erfolgreichsten Sklavenhändler des nichtportugiesischen Europas ist der Engländer John Hawkins. Sein Handelsgebiet ist vornehmlich die westafrikanische Sierra Leone, die

Löwenküste. Er gewinnt zunächst durch Geschenke die Gunst der örtlichen Negerhäuptlinge, mit denen er nach langem Feilschen Verträge über die Anlieferung von Sklaven abschließt. Bei einer schnell improvisierten Fehde mit einem Nachbarstamm unterstützen die Musketen und Stahldegen der Sklavenhändler die verbündeten Neger. Es werden viele Gefangene gemacht. Die Beute an Menschen wird zur Küste getrieben und auf dem englischen Segler verladen.

John Hawkins fährt mit seinem Schiff die »Goldene Route«, deren Ruhm um diese Zeit groß ist auf allen Meeren. Man lädt in Bristol billigen Kattun, Spiegel, Nürnberger Tand, Glasperlen und Stahlwaren, segelt nach Westafrika und tauscht bei den Negerfürsten die Ladung gegen Sklaven ein. Wenn dann die niederen, glühend heißen Zwischendecks gefüllt sind mit lebender Fracht, nehmen die Sklavenschiffe Kurs nach Westindien oder Virginia, wo die schwarze Ware auf die Märkte kommt und gegen Zuckerrohr, Tabak oder Silber verkauft wird. Mit diesen begehrten Kolonialprodukten geht es dann über den Nordatlantik zurück nach Bristol. Der gewinnbringende Kreislauf kann von neuem beginnen.

Die weltpolitischen Krisen der beginnenden Neuzeit werfen ihre Schatten auch über Afrika.

Von Europa her weitet sich der Konfessionskrieg zum überseeischen Machtkampf der Großmächte aus. Spanien und das seit 1580 mit ihm vereinigte Portugal als die Führungsmächte der katholischen Welt gegen den germanisch-protestantischen Norden sehen sich gezwungen, ihren über den Erdball verstreuten Kolonialbesitz zu verteidigen.

Zunächst geht es um die Länder der Gold-, Silber- und Gewürzeinfuhren, um Amerika und Ostindien. Mit der unglücklichen Seeschlacht von 1588, die zwischen der spanischen Armada und den wendigen englischen Kreuzern ausgetragen wird, zerbricht auf den Ozeanen die Vorherrschaft Spaniens und Portugals. Die neuen Mächte, allen voran England und Holland, melden gebieterisch Ansprüche auf die überseeischen Gebiete an. Immer häufiger kreuzen auch an den afrikanischen Küsten Schiffe mit dem Banner Britanniens oder der Niederlande.

Im Jahre 1601 – unter der großen Königin Elisabeth Tudor – ankert zum erstenmal eine Flotte der neugegründeten englischen Ostindienkompanie in der Tafelbai am Kap der Guten Hoffnung. Die Briten tauschen bei den Hottentotten Schafe und Rinder ein und füllen ihre Wasservorräte auf. Seither benutzen die englischen Kapitäne mit Vorliebe diesen von den Portugiesen gemiedenen Hafen. Auch Holländer laufen mit ihren Geschwadern die Tafelbai an. Ihre hochbordigen Kriegsschiffe sind es auch, die in den Jahren 1604, 1607 und 1608 die Festung von Mozambique berennen; Mozambique wird holländische Kolonie; die Portugiesen sind völlig in die Verteidigung gedrängt.

Auch der portugiesische Inselstützpunkt Sankt Helena im Südatlantik wird von den Holländern erobert und im Jahre 1650 an die Engländer abgetreten, die den wichtigen Hafen stark befestigen. Im Jahre 1661 müssen die Portugiesen auch auf Bombay in Ostindien verzichten, das den Engländern zufällt.

Kernstücke des portugiesischen Kolonialreiches erhalten sich zwar noch am Rande der entstehenden großen Imperien, versinken aber immer mehr in Korruption und Gleichgültigkeit. Alle Kommandanturen, Statthalterposten und Kolonialbeamtenstellen, alle Monopole, Handelsrechte und Ausfuhrlizenzen werden zugunsten der immer leeren Staatskassen an die Meistbietenden verkauft.

England greift, nachdem es sich in Indien und im Fernen Osten festgesetzt hat, auch nach Afrika hinüber. 1651 erhält die »Company of Royal Adventurers« von der britischen Krone das Besitzrecht auf Land an der Sierra Leone zugesprochen. Hier entsteht die älteste afrikanische Kolonie Englands.

Bald gibt es auch holländische und dänische Niederlassungen an der Guineaküste. Selbst das kleine Kurbrandenburg pflanzt seine Flagge am afrikanischen Strand auf. Unter dem Seeländer Benjamin Raule segeln zwei Brandenburger Schiffe bis in die Gegend von Kapo de Tres Puntas, nehmen Verbindung mit den örtlichen Stammeshäuptlingen auf und schließen einen günstigen Landabtretungsvertrag. 1682 trifft die eigentliche Gründerexpedition unter dem erfahrenen Major Otto Friedrich von der Gröben an dem erworbenen Küstenstreifen ein. Der Major baut eine Anzahl Forts, die von einer kleinen Festung überragt werden.

»Und weil Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller

Welt groß ist, nannte ich den Berg und die Feste Großfriedrichsburg«, schreibt der Major in seinem Bericht.

Um einen Stützpunkt für die lange Meerreise zu gewinnen, nimmt eine kurbrandenburgische Fregatte 1685 die ehemals portugiesische Inselfeste Arguin am Kap Blanco in Besitz.

Den Kolonien der kleinen Mächte – zu denen auch Kurbrandenburg zählt – fehlt es jedoch an ausreichender Seeverbindung mit dem Mutterland und an wirksamem Schutz durch eine starke Flotte. Sie sind Übergriffen der Engländer, Holländer und Spanier hilflos preisgegeben.

Nach dem Tode des Großen Kurfürsten erlahmt deshalb das preußische Interesse. Der Spanische Erbfolgekrieg unterbricht für lange Zeit die Verbindungen, und am 18. Dezember 1717 verkauft Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dem eine schlagkräftige Landstreitmacht und eine gefüllte Kriegskasse mehr am Herzen liegen als die afrikanische Kolonie, Großfriedrichsburg an die Holländisch-Ostindische Kompanie. Der Preis beträgt »17 200 Dukaten und zwölf Mohren, von denen sechs eine güldene Kette tragen sollen . . .«

Nach der Abreise des letzten preußischen Kommandanten verteidigt ein schwarzer Häuptling zwar noch sieben Jahre lang Fort und Kolonie, erliegt dann aber der holländischen Übermacht. Der preußische Kapitän Jan Wynen hält den zweiten preußischen Stützpunkt, die Festung Arguin, mit einer Besatzung von drei Weißen und vierzig Negern sogar bis zum Jahre 1721.

Inzwischen haben sich auch die Franzosen in das afrikanische Abenteuer gestürzt. 1697 landet Ambrosius Brun mit einer französischen Flotte am Senegal und gründet eine Kolonie unter dem Lilienbanner des Sonnenkönigs. Sklavenhandel ist die Triebfeder des Unternehmens.

Im Gegeneinander der Kolonialmächte werden die Gefahren der Schiffahrt an den afrikanischen Küsten immer bedrohlicher. Zu der Furcht vor Sturm und Schiffbruch, vor Skorbut, vor Durst und Seuchen, tritt jetzt der Zwang zur erhöhten Wachsamkeit. Nach der Vertreibung der Piraten aus den westindischen Gewässern haben die Freibeuter sich in den Schlupfwinkeln an der afrikanischen Guineaküste zwischen der Gambiamündung und dem Kamerunberg festgesetzt. Gabun, die Sierra-Leone-Buchten und die Insel Gorée sind zu berüchtigten Piratenstationen gewor-

den. Seeräuber lauern hier unter schwarzer Flagge auf die mit Elfenbein, Goldstaub, Edelholz und Sklaven schwerbeladenen Schiffe der Briten, Holländer, Dänen und Franzosen.

Da die Freibeuter häufig eingeborene Frauen nehmen, entsteht in den Piratengebieten eine Mischlingsbevölkerung von zwielichtigem Charakter. Dieses Bevölkerungsproblem wird verschärft, als 1787 im Zusammenhang mit den Bemühungen einer aufgeklärten Welt um die Abschaffung der Sklaverei befreite Negersklaven wiederholt an der Sierra Leone und der übrigen Guineaküste angesiedelt werden und man diesen Schwarzen deportierte weiße Frauen aus den Gefängnissen Londons, Liverpools und Bristals als Ehefrauen überläßt.

All das ereignet sich am Rande des Schwarzen Erdteils. Die Geschehnisse bleiben insgesamt ohne Einfluß auf das Leben jenes Afrikas, das im Schutz seiner Wüsten, Steppen, Gebirge und Urwälder noch immer wie in den Tagen der Königin Hatschepsut oder des Königs Salomo seinen eigenen Gesetzen folgt.

Neue Heimat am Kap

Am 8. März des Jahres 1652 stampfen drei Fregatten in Kiellinie durch die Dünung des Atlantik. Sie haben alle Segel gesetzt, um den stetigen Wind des Tages auszunutzen. Vor mehr als einer Woche haben sie auf ihrer Südfahrt den Äquator überquert, jetzt befinden sie sich auf der Höhe der Angolaküste. Kreischend ziehen riesige Fregattvögel ihre Kreise um die Türme aus Leinwand, die hoch über den geschnitzten Galerien und geschwungenen Decksaufbauten der Schiffe stehen. Voraus bahnt sich die »Dromedaris«, das Flaggschiff, ihren Pfad durch die aufschäumenden Wogen. Tümmler spielen um den vergoldeten Bug mit der bemalten Galionsfigur, und manchmal springt ein grünsilberner Fischleib empor, als wolle er das Bugspriet erreichen, an dessen Flagstock das große Banner der niederländischen Generalstaaten im Winde flattert.

Mynheer Johann van Riebeeck sitzt auf der Kapitänsgalerie des stockwerkhoch ragenden Hinterkastells der »Dromedaris«. Hinter ihm glänzen die Butzenscheiben der Kajütfenster im Gegen-

licht, die Bemalung der geschnitzten Galerie ist von Wind und Regen verwaschen. Der Holländer hat sich einen bequemen Scherenstuhl auf den Umgang gerückt und die Beine mit den Stulpstiefeln und den braunsamtenen Pluderhosen auf die Brüstung gelegt. Durch die Lücke zwischen Groß- und Besansegel blickt er auf das wehende Banner, das dem Schiff den Weg über den Ozean zu weisen scheint.

Schritte kommen näher, Mynheer Jan Wintervogel, ein deutscher Offizier in Diensten der Holländisch-Ostindischen Kompanie, ein weitbefahrener Mann, der vor Jahren ertragreiche Silberminen in Brasilien entdeckt hat, rückt sich einen Deckstuhl neben den »Oberkaufmann und Oberherrn« der kleinen Flotte.

»Mit Verlaub, Mynheer van Riebeeck! Darf man Euch Gesellschaft leisten, oder störe ich Eure Gedanken?«

»Nehmt Platz, Wintervogel! Man kann zu zweit gründlicher sinnieren. Ich hab' meine Nachdenklichkeit heut wie eine Girlande um das Banner am Bug, um das Wappen unserer Generalstaaten, gewunden.«

Der Deutsche pafft behaglich duftende Tabakwolken aus seiner langstieligen Tonpfeife in den lauwarmen Fahrtwind.

»Ist's nicht ein Gotteswunder«, fährt van Riebeeck wie im Selbstgespräch fort, »daß der Löwe von Holland über die Weltmeere jagt? Die Pfeile in seiner Pranke sind wie ein Symbol der Fernsehnsucht; denn weithin über Meere und Kontinente zieht es den Wassergeusen, den seebefahrenen Niederländer. Das Schwert aber, das der Löwe in seiner anderen Pranke trägt, hat dieser Sehnsucht die Bahn gebrochen.«

Jan Wintervogel, den wie so viele seiner niederdeutschen Landsleute das dreißigjährige Morden und Brandschatzen des Großen Krieges in die Welt hinausgetrieben hat, nickt ohne Begeisterung. Er hat kein Vaterland mehr. Das Reich ist zerschlagen, auch die Niederlande haben sich als Republik vom Körper des sterbenden Heiligen Römischen Reichs gelöst, als vor vier Jahren der Westfälische Friede geschlossen worden ist.

»Uns Niederländern«, sagt van Riebeeck lächelnd, »sind die turbulenten Zeiten gut angeschlagen. Beim Himmel! Wenn man denkt, daß vor mehr als achtzig Jahren der Freiheitskampf der sieben Provinzen gegen die spanischen Herren begann und was daraus erwachsen ist . . . 1581 wurden wir freie Republik, ein Dut-

zend Jahre später steckten wir bereits unsere neugierigen Nasen in fremde Länder und Kolonien. Amsterdamer Handelsherren gründeten die ›Companie van Verre‹ und entsandten eine Übersee-Expedition nach Ostindien. Die auf dieser Reise abgeschlossenen Verträge mit den Fürsten von Java waren so aussichtsreich, daß in den Niederlanden die Ostindiengesellschaften wie die Pilze nach dem Regen aus dem Boden schossen. Dieser Gründergeist und diese Zersplitterung waren natürlich nicht günstig, denn gegenüber der spanisch-portugiesischen Konkurrenz konnte nur die Zusammenfassung Erfolg haben. Im Jahre 1602 entstand endlich aus der Vereinigung der kleinen Gesellschaften die große Holländisch-Ostindische Kompanie. Die Generalstaaten erteilten durch Freibrief unserer Kompanie Hoheits- und Handelsrechte, das alleinige Recht zur Koloniegründung in Afrika, auf den Inseln und in Ostindien, ja das Recht, Krieg zu führen, Festungen zu bauen und Staatsverträge zu schließen. Mit sechseinhalb Millionen Gulden stiegen die großen Handelshäuser in die Kompanie ein – eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß die Engländer, als sie Anno 1600 ihre Ostindische Kompanie gründeten, nur 30 000 Pfund Grundkapital aufbrachten! Seit fünfzig Jahren besteht nun die Kompanie; die ›Heeren Seventien‹ – die siebzehn Direktoren – leiten ihre Geschicke von Amsterdam aus, aber auch wir beide sind ein kleines Stückchen Kompanie und können, weiß der Himmel, dankbar dafür sein!«

Der Deutsche schüttelt ärgerlich den Kopf.

»Viel Ehre mag wohl dabei sein, Mynheer van Riebeeck, aber auch eine ganze Menge dickes Pech, daß wir Unglücksraben von der hochmächtigen Kompanie ausgerechnet an einen so öden und abgelegenen Platz versetzt werden sollen. Als ich mich dem Dienst der löblichen Gesellschaft verdingte, dachte ich an Malakka, Java, Indien oder Japan. Dort kann man überall schnell zu einem Vermögen kommen. Was uns jedoch am letzten Zipfel von Afrika Gutes erwarten soll, kann ich mir nicht vorstellen. Da laufen drei so schöne Schiffe wie die ›Dromedaris‹, die ›Reyger‹ und ›Goede Hoop‹ mit mehr als zweihundert Menschen und vielen Geräten und Saatgut den weiten Weg von Amsterdam zum Kap der Guten Hoffnung, das man lieber ›Kap der verlorenen Hoffnung‹ nennen sollte, um dort in der Verlassenheit ein Fort zu errichten und den Acker zu bebauen. Dabei gibt es auf dem wei-

ten Erdball so viele Inseln und Strande, die von Reichtum und Früchten überquellen. Aber – nein! An das verlassene Felsenkap setzen sie uns, zum Tafelberg schicken sie uns arme Schelme, an einen Ort, den sogar die Portugiesen seit hundert Jahren wie die Pest meiden!«

Van Riebeeck nimmt die Beine von der Balustrade und ruft einem vom unteren Deck heraufsteigenden Küchenjungen zu, eine Kanne Wein vom Kellermeister zu holen. Er schiebt den hohen Zylinderhut in den Nacken und steckt sich ebenfalls eine Pfeife an.

»Die Portugiesen«, sagt er verächtlich, »haben die Hosen voll, seit Anno 1510 ihr Gouverneur Almeida dort von den Wilden erschlagen worden ist. Dabei gibt es keinen besseren Stützpunkt für Indienfahrer. Jeder Engländer und jeder Holländer pflegt an der Tafelbai anzulegen, und weil so viele Schiffe am Kap ankern, gibt es dort schon lange so etwas wie eine Poststation. Die Seeleute hinterlegen ihre Briefe unter Steinen, damit vorüberkommende Schiffe sie mit in die Heimat nehmen.«

»Und für diese Briefe sollen wir wohl die Posthalter spielen, auf sie aufpassen und sie durch ein paar Forts schützen?« erwidert spöttisch der Deutsche.

»Redet keinen Unsinn, Wintervogel! Das Kap ist ein strategischer Punkt von höchster Bedeutung, das weiß man in Amsterdam seit langem. 1620 ankerten bereits niederländische Schiffe unter dem Tafelberg, und man steckte den Platz für ein Fort ab. Zu gleicher Zeit lief ein englischer Flottenverband von sechs Kreuzern unter den Kapitänen Shillings und Fitzherbert in die Bai ein, ankerte und wartete ab, bis die Holländer wieder Segel setzten. Kaum waren die Mynheers am Horizont verschwunden, als die Engländer ihre Fahne aufzogen und das Kap für ihre Krone mit Beschlag belegten. Es war ein Glück für die Kompanie, daß damals der englische König die Besitzergreifung nicht bestätigte.«

»Wahrscheinlich hat man ihm dieses verflixte Kapland in den richtigen Farben geschildert«, murrt Wintervogel und spuckt zielsicher über die Brüstung. »Wenn die Hälfte von dem stimmt, was mir die Matrosen erzählt haben, die dort unten angelegt haben, so frage ich mich, was Kaufleute an solch einem Platz suchen!«

Van Riebeeck schenkt von dem Wein, den der Küchenjunge gebracht hat, zwei Silberbecher voll und reicht einen dem Offizier:

»Spült Euren Ärger hinunter, Wintervogel«, sagt er, »und überlegt einmal, was der Besitz des Kaps für uns bedeutet. Ihr wißt, daß wir Besitzungen in der Südsee haben, daß unsere Kaufleute auf Java die Faktorei Batavia gegründet haben, daß sie in Malakka und auf Ceylon Niederlassungen betreiben und daß sich ihr Handel bis nach Japan erstreckt. Was aber macht den Schiffsverkehr auf solch ungeheuer weiten und gefahrvollen Strecken besonders riskant? Die Ausfälle unter den Schiffsmannschaften, die beinahe sicheren Skorbuterkrankungen durch die eintönige Reisekost, den ewigen Zwieback, das Pökelfleisch und den Hering! Welch ein Gewinn, wenn da auf halbem Wege nach Indien ein Stützpunkt wäre, an dem Frischfleisch, Gemüse und Obst ergänzt werden könnten? Doppelter Vorteil, wenn dieser Platz mit seinen Kanonen den Wendepunkt der Schiffsroute beherrscht, wenn er einen durch Molendämme geschützten Hafen bietet und den Postaustausch zwischen den Indienfahrern und der Retourflotte ermöglicht! Daß man selbst ohne die vielen Hilfsmittel, die uns zur Verfügung stehen werden, am Kap leben kann, haben die Männer der ›Haarlem‹ vor fünf Jahren bewiesen. Ihr wißt, es war im März 1648. Ich kehrte mit der holländischen Flotte eben aus Indien zurück, wo ich meine Kenntnisse im Gewürzhandel erweitert hatte. Wir liefen die Tafelbai an, als alles an die Reling rannte und auf die Küste wies. Da sahen wir die Wrackstücke eines großen Handelsfahrers in den Klippen liegen, und oben am Hang stand etwas, was es bisher am Tafelberg noch nicht gegeben hatte: ein Palisadenfort, einige Hütten und Gärten. Wir ankerten und gingen an Land. Dort wurden wir von den sechzig Überlebenden der gestrandeten ›Haarlem‹ unter Führung von Unterkaufmann Leendert Janszen freudig begrüßt. Wir nahmen die Schiffbrüchigen, die über ein halbes Jahr auf die Ankunft der Retourflotte gewartet hatten, mit nach Amsterdam.

Mynheer Leendert Janszen hat seither mit Eingaben und Vorschlägen nicht geruht, bis die ›Heeren Seventien‹ einsahen, daß eine Festung, eine Verpflegungsstation und eine Sturmzuflucht am Kap eine Notwendigkeit seien. Und deshalb befinden wir uns – wie Ihr wißt – auf dem Weg zum Kap, um dort eine solche Station zu gründen, ich als Oberhaupt und Ihr als Offizier der Soldaten der Fortwachmannschaft.«

Freitag, den 5. April 1625, liegen die drei Schiffe im Windschutz einer großen Insel vor den Ankerketten. Das Kap ist erreicht.

Das Wetter war günstig geblieben, und sie vermochten die Landspitze Afrikas mit dem Westwind anzulaufen. Seit dem Mittag des 5. April stiegen die blauen Schatten der Berge immer höher über den Horizont, bis deutlich der Tafelberg auszumachen war.

Für eine Landung im nicht vermessenen und nicht ausgeloteten Gewässer war es schon zu spät, und deshalb ließen die Kapitäne draußen Anker werfen.

Nun stehen Schiffsvolk und Passagiere an der Reling oder hängen in den Wanten, starren zur Küste hinüber und unterhalten sich über das Land, das für lange Zeit ihre Heimat werden soll und das vielleicht für viele von ihnen der Platz sein wird, an dem sie und ihre Nachkommen leben und sterben werden.

Van Riebeeck und seine Frau Maria sind auf die Kapitänsgalerie der »Dromedaris« gestiegen; der »Siechentröster« – der leitende Beamte des anzulegenden Hospitals für kranke Seeleute – und seine Frau, der Garteninspektor, die Offiziere, die beiden Zahlmeister und ein halbes Dutzend andere Beamte der Kompanie mit ihren Ehefrauen betrachten die Küste von den Umgängen der Kastelle, während die Bauleute, Matrosen, Gärtner und Soldaten in Gruppen auf dem Vordeck und mittschiffs beim gestifteten Freibier zusammenhocken.

Die deutschen Vertragsangestellten der Kompanie – auf der »Dromedaris« allein zwei Dutzend – haben sich um den Kompanieleutnant Jan Wintervogel und den Korporal Willem Müller geschart. Jan Wintervogel hat sich vom Steuermann ein Perspektiv ausgeborgt und blickt lange zu dem Ort hinüber, an dem man morgen landen will.

Die Bucht bietet ein landschaftlich schönes Bild. Ganz in der Nähe ragt ein Kegel empor, den die Eingeborenen »Löwenberg« nennen; am Scheitel des Bogens, den die Küste in die Bai zieht, erhebt sich, alles überragend, das Plateau des Tafelberges, zu seiner Linken gleich einem Wächter der düstere Block des »Teufelsberges«. Nach Süden zu scheint die Halbinsel gebirgig. Gegenüber einer der Küste vorgelagerten Insel, dem »Robbeneiland«, steigt als finstere, von niederem Buschwerk bedeckte Wand das »Tigergebirge« empor.

Wenig Bäume gibt es, meist nur Gesträuch, Dornhecken und büscheliges Gras.

»Dort drüben sehe ich Menschen!« ruft Jan Wintervogel, der das Perspektiv ans Auge gepreßt hält. »Am Strand stehen Wilde!«

Korporal Willem Müller, der schon einmal das Kap umfahren hat, erklärt den Umstehenden, daß diese Wilden die von den Holländern so gefürchteten Hottentotten seien, gelbbraune Menschen, denen niemand trauen dürfe. Sie seien ebenso schlau wie unberechenbar, ebenso intelligent wie unzuverlässig.

Die Offiziere und Beamten auf der Galerie sind inzwischen einer Aufforderung von Riebeeck gefolgt und haben sich in die große Kapitänskajüte begeben. Riebeeck möchte mit seinen Männern noch einmal die Aufbaupläne beraten.

Die Dienstanweisungen der Kompanie bestimmen in allen Einzelheiten Aufgabe und Zweck der Expedition. Die Vorschriften sind wohlüberlegt und regeln das Leben bis ins einzelne. Es ist angeordnet, daß gutes Land gesucht und daß Gärten angelegt werden, die Vorschriften benennen sogar die Pflanzen, die kultiviert, und auch die Fruchtbäume, die gepflanzt werden müssen. Das Vieh soll allabendlich in die Umzäunung der Feste getrieben werden. Auf dem schweren eichenen Tisch breitet van Riebeeck die großen Rollen aus, auf denen die Pläne der künftigen Siedlung und der Befestigungsanlage aufgezeichnet sind. Jedermann hat seine scharf umrissene Aufgabe, alles ist bis ins kleinste vorbereitet.

Der Morgen des 6. April bricht mit wolkenloser Bläue an. Die See ist glatt, und mit beginnender Flut hieven die drei Schiffe die Anker und gehen mit geringem Tuch näher an die Küste heran, die Bugwache lotet und ruft die Tiefen aus. Es ist gutes Fahrwasser bis zur Mündung des »Frischen Riviers«, eines kleinen Süßwasserflusses, der vom Tafelberg herabschäumt.

»Hier werden wir das Fort bauen«, sagt van Riebeeck, »denn das Kap soll zuallererst ein sicherer Schutz für die Indienfahrer sein.«

Der »Geburtstag Südafrikas« ist angebrochen. Zur Feier des Tages öffnen sich in der untersten Geschützgalerie der »Dromeda-

ris« die Luken, die mattschimmernden Rohre fahren aus den Flanken vor, und dumpf polternd erschüttern Salutschüsse das Schiff. Weißgrauer Rauch qualmt auf, unter Blitz und Donner werden Boote zu Wasser gelassen, bemannt und beladen. Über dem Kapitänsboot van Riebeecks weht das Banner der Generalstaaten, er selber steht in festlicher Kleidung, das breite Bandelier über der Brust und den Degen an der Seite, neben der Flagge, die Jan Wintervogel hält. Der Leutnant trägt Brustharnisch und Eisenhaube. Auf den Ruderbänken sitzen Musketiere mit Steinschloßgewehren und Gabelstützen, Pulverhörnern und Kurzdegen neben den Matrosen, die sich im Takt in die Riemen legen.

Rasch pullt die Bootsflottille an Land. Auch von den Rümpfen der »Reyger« und der »Goede Hoop« lösen sich Boote.

Es ist van Riebeecks Vorrecht als Oberkaufmann und Kommandant, als erster den neuen Strand zu betreten. Geleitet von Wintervogel und den hohen Beamten geht er festen Schrittes über den Sand zu der kleinen Anhöhe am »Frischen Rivier«, die er schon gestern mit dem Perspektiv als den Ort der künftigen Festung ausersehen hat. Dort nimmt er dem Leutnant das Banner ab, stößt es in die Erde und erklärt mit lauter Stimme, daß er im Namen Gottes und der Holländisch-Ostindischen Kompanie von diesem Lande für ewige Zeiten Besitz ergreife.

Die Männer nehmen Hut und Eisenhelm ab und sprechen ein kurzes Gebet. Von den Schiffen trägt der Wind den Jubelschrei der Zurückgebliebenen herüber.

Samstag und Sonntag gehen in harter Arbeit dahin. Die Schiffe müssen ausgeladen werden. Am Strand türmen sich Säcke, Kisten, Werkzeuge, Waffen, Zeltausrüstungen, Saatgut, Munition und Gerät.

Kleine Trupps sammeln Dorngesträuch und ziehen einen ersten, notdürftigen Schutzring um das Lager am Fluß. Andere schleppen angeschwemmtes Holz heran, und bald prasseln die ersten Feuer unter den Kesseln. Unablässig fahren die Boote zwischen den Fregatten und dem Strand hin und her.

Die Kanonenschüsse bei der ersten Landung haben die Eingeborenen zunächst verscheucht, aber schon am Sonntagvormittag kehren sie in ängstlich zögernden Gruppen wieder. Sie sind mit

Schurzfellen und spitzen Fellhüten bekleidet; ihre Waffen – Bogen und Pfeile, Speere mit eisernen Spitzen – halten sie zum Zeichen des Friedens quer über die Köpfe.

Diese Hottentotten haben schon öfter weiße Männer gesehen, und ihre Scheu ist daher bald geschwunden. Einer von ihnen trägt eine zerrissene Seemannshose und einen alten Filzhut europäischer Herkunft. Er schreit am lautesten, und die Niederländer hören zu ihrem Erstaunen: »Very good!« ruft er. »Wonderful! I am wonderful children!«

Van Riebeeck hat Anweisung, sich mit den Eingeborenen gut zu stellen und begrüßt »Kapitän Harry«, wie sich der Häuptling der Hottentotten voller Stolz selbst nennt, mit großer Freundlichkeit. Er lädt ihn und zwei andere Wilde an Bord der »Dromedaris« ein, wo sich die Gelben die Bäuche mit Essen und Trinken vollschlagen, bis sie erschöpft einschlafen.

Die Beziehungen zu den Landeseinwohnern scheinen schon zu Beginn auf eine gutnachbarliche Basis gestellt, man darf hoffen, die Hilfe der Eingeborenen zu gewinnen und mit ihnen ins Geschäft zu kommen.

Am Montag, dem 8. April, beginnen hundert Mann mit dem Ausschachten der Fundamente für das Fort »Goede Hoop«, andere Trupps errichten aus Schiffsholz und entwurzelten Stämmen, die am Fuß des Tafelberges gefunden werden, primitive Holzhütten.

Beim Essenfassen am Mittag des 8. April verliest van Riebeeck der kleinen Kolonie seine erste Verordnung und läßt anschließend Abschriften am Bauplatz von »Goede Hoop« und an den Hauptmasten der drei Schiffe anschlagen.

Für die des Holländischen unkundigen Deutschen übersetzt Korporal Willem Müller den Text:

»Jan van Riebeeck, von den Edeln Herren Machthabern der Privilegierten Niederländischen Ostindischen Kompanie zum Oberkaufmann und Oberhaupt des zu erbauenden Forts, der Schiffe und des Umschlags, wie auch der auszusuchenden Besitzungen am Kap der Guten Hoffnung bestellt, und der beigegebene Rat lassen wissen:
In Ansehung der Tatsache, daß wir zur Sicherung des Besitz-

tums der Kompanie am Kap ein Fort errichten sollen, daß hierbei aber, insbesondere wegen der wilden Eingeborenen, sehr vorsichtig vorzugehen sei, damit diese uns auf Grund eines herzlichen Verkehrs mit Vieh aller Art versorgen und uns in unserer landwirtschaftlichen Betätigung zwecks Auffrischung der Kompanieschiffe, die gegenwärtig die Hauptsorge der Herren Machthaber ist, nicht behindern, geben wir folgendes Dienstreglement:
Seeleute und Soldaten werden angewiesen, am Bau der Siedlung mit allem Eifer zu werken und zu arbeiten, wie es sich für ehrliche Diener nach schuldiger Pflicht ziemt. Und da das wilde Volk sehr keck, diebisch und gar nicht vertrauenswürdig ist, soll jeder wohl zusehen, daß er sein Gewehr und sein Werkzeug wohl verwahrt. Wer einem Wilden übel begegnet, ihn schlägt oder stößt, ob er im Recht oder Unrecht, erhält fünfzig Hiebe.
Ferner soll jeder sorgen und auf der Hut sein, ohne sich unter die Wilden zu begeben oder sich ihnen anzuvertrauen, daß sie jemanden von uns übermannen, massakrieren oder wegführen können.
Fischen ist nur mit Genehmigung des Kommandanten erlaubt.
Allen aber – gleichgültig wie ihr Rang sei – ist jegliches Tauschgeschäft mit den Eingeborenen strengstens verboten ...
Gegeben vom Rat an Bord der ›Dromedaris‹ am 9. April 1652.
Johann van Riebeeck ...[22]«

[23] Das junge Unternehmen läßt sich gut an. Schon am 12. Juni 1652 schreibt van Riebeeck in sein Tagebuch: »Nun können wir täglich unseren Tisch und den der Siechen mit Radieschen, Lattich und Kresse bereichern ...«

Die bitteren Tage aber lassen nicht auf sich warten. Ende Mai setzen die Winterregen mit solcher Heftigkeit ein, daß die Arbeit am Fort und in den Gärten zur Plage wird. Die einfachen Holzhütten der Siedler halten den Wassergüssen nicht stand, Stürme decken die Laub- und Zeltdächer ab. Im September werden die Nahrungsmittel knapp; Hirse, Erbsen und Brot werden streng rationiert. Es fehlt an Frischfleisch und Gemüse, denn die Hottentotten haben ihre Zusagen auf Viehlieferungen bisher nicht eingehalten.

Die »Goede Hoop« läuft aus und entdeckt eine Vogelinsel, von der sie hundert frischgeschossene Tauchervögel und dreitausend Eier mitbringt.

Die im Oktober eintreffende Retourflotte aus Ostindien will Gemüse, Früchte und Fleisch laden, findet aber statt dessen nur eine murrende, hungernde Besatzung vor und muß ihre Reise mit bedrohlich geringen Vorräten fortsetzen. Van Riebeeck, der den Mut keine Sekunde lang verliert, gibt den Schiffen eine Bestellung auf ostasiatischen Reis mit; denn es ist abzusehen, daß die Kolonie am Kap noch lange Zeit der Hilfe von außen bedürfen wird.

Im südafrikanischen Sommer 1652/53 essen die Soldaten und Arbeiter in Kapstadt Pavian- und Pinguinfleisch, und van Riebeeck muß, um der drohenden Hungersnot zu steuern, durch seine Schiffe in Madagaskar und St. Helena Proviant kaufen lassen. Trotzdem wird unter unsäglichen Mühen das Fort zu Füßen des Tafelberges fertig. Es steht mit hohen Wällen, tiefen Gräben und Palisadenwänden auf einer abgeschrägten Anhöhe und birgt eine Anzahl starker Blockhütten. Kanonen drohen über die Sternschanzen und beherrschen die Bai.

In unregelmäßigen Abständen erscheint der englisch sprechende »Kapitän Harry« mit seinem Anhang von Strandläufer-Hottentotten und unternimmt mehr oder weniger erfolgreiche Bettelversuche. Die hungernden Kolonisten geben den Wilden reichlich zu essen, um sie bei guter Laune zu halten. Denn der Häuptling hat verkündet, daß mit Sommerbeginn einige Hottentottenstämme mit ihren Viehherden die Weiden am Kap aufsuchen werden.

Gegen Ende Oktober tauchen die ersten Viehherden in der weiten Grasebene zu Füßen der Tigerberge auf, gefolgt von den wandernden Hottentotten. »Kapitän Harry« führt eine Abordnung zu der Niederlassung der Holländer, in deren Mitte auf einer Art Traggestell ein übermäßig fetter Hottentott – der großmächtige »Kapitän« Gogosoa – mitgeschleppt wird.

Gogosoa ist das Stammeshaupt der Hirten, er betrachtet mit Neugierde Fort und Hütten der Weißen, seine Begleiter nützen jede Gelegenheit, mitgehen zu lassen, was nicht niet- und nagelfest ist. Doch van Riebeeck, der unter allen Umständen freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarn aufrechterhalten will, verbietet jede Strafverfolgung des Diebesvolkes.

Mit Gogosoa wird nach langwierigen Verhandlungen ein Vertrag geschlossen, in dem sich der Hottentott verpflichtet, gegen Kupferplatten, Draht, Glasperlen und Tabak zweihundertfünfzig Stück Großvieh und sechshundert Schafe zu tauschen.

Nun endlich scheint die Kolonie wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen. Als im März 1653 eine Indienflotte vor dem Kap ankert, kann sie hinreichend mit frischem Gemüse und Fleisch versehen werden.

Das erfreuliche, friedliche Wachstum der Kolonie wird jäh durch das schwere Unglück vom 19. Oktober 1653 unterbrochen.

Jan van Riebeeck sitzt an diesem friedlichen Sonntag mit seiner Gattin Maria und den beiden Nichten im Kommandanturgebäude beim Mittagessen, als Jan Wintervogel unangemeldet hereinstürzt und meldet, ein blutüberströmter Wachtposten sei soeben von den Viehweiden am Frischen Rivier im Lager eingetroffen und berichte von einem Überfall der Hottentotten. Der Verwundete stehe draußen.

Van Riebeeck springt auf und ruft den Mann, der – völlig verstört und entsetzt – kaum zu sprechen vermag, herein. Aus einer Kopfwunde, die nur dürftig verbunden ist, sickert Blut übers Gesicht.

Der Überfall ist das Werk des guten Freundes Harry, der die wachsende Rinderherde schon immer mit verdächtigem Wohlgefallen betrachtet hat. Mit einem Schwarm Hottentotten ist er plötzlich aus den Dornbüschen hervorgebrochen. Einen Soldaten, der sich mit dem Degen zur Wehr setzte, haben sie totgeschlagen, die übrigen Wächter sind entronnen. Das Vieh – die Existenzgrundlage der Kolonie – haben die Räuber in den Busch getrieben.

Als van Riebeeck mit bewaffneten Trupps die Gegend durchkämmt und nach versprengtem Vieh sucht, ist das Ergebnis niederschmetternd: Die Kolonie Kapstadt besitzt nur noch sechzig Schafe und kein einziges Rind.

Trotzdem wird beschlossen, auf Strafe und Vergeltung zu verzichten. Um leben und die Kolonie halten zu können, darf das Verhältnis zu den Eingeborenen nicht gestört werden. Fortan pflügen und arbeiten die Siedler mit den geladenen Gewehren in Griffnähe und dem Degen an der Seite.

Harry besitzt die Frechheit, sich nach einiger Zeit wieder im Fort einzufinden und so zu tun, als sei nichts geschehen. Er verlangt Tabak und Wein und beteuert mit scheinheiligem Gesicht seine Liebe zu den Weißen.

Eines ist durch dieses schwerwiegende Ereignis ganz klar

geworden, daß man auf die Freundschaft von Eingeborenen keine Kolonialsiedlung aufbauen kann. Van Riebeeck, der voll guten Willens ist und auf jede Vergeltung verzichtet hat, macht die bittere Erfahrung des weißen Mannes, der, durch Meere und Kontinente von seiner eigenen Rasse getrennt, einsam inmitten fremder Stämme der Willkür und dem guten Willen der Eingeborenen ausgeliefert ist. Er schreibt darüber: »Wir bemerken, je länger, um so mehr, daß diese Schelme durch Güte nur frecher gemacht und durch Wohltun nur kecker werden.«

Die Handelsverbindung mit dem dicken Kapitän Gogosoa ist so unsicher und so unzuverlässig, daß die Fleischversorgung der Kolonie und der einlaufenden holländischen Schiffe immer wieder aufs schwerste gefährdet wird. Darum faßt van Riebeeck den Entschluß, eine Expedition ins Innere des Landes zu entsenden. Vielleicht leben weiter im Norden oder im Nordosten Stämme, deren Handelsmoral und reichliche Viehbestände ein besseres Geschäft versprechen.

Eine Expeditionstruppe von sieben Freiwilligen unter dem Kommando von Jan Wintervogel wird aufgestellt, und van Riebeeck notiert:

»Man darf ihm das Kommando wohl anvertrauen, da er ein listiger Buschläufer von einiger Erfahrung aus Brasilien ist. Mag er sehen, ob er hier herum einige andere Völker und vielleicht bessere Rohstoffe als in unserer Gegend auftreiben kann . . .«

Am 12. März 1655 verläßt der Erkundungstrupp Kapstadt und marschiert mit Richtung Nordosten ins Unbekannte.

Fast auf den Tag genau zwei Jahre später versammelt sich der Rat der Kolonie unter seinem Oberhaupt Jan van Riebeeck an dem inzwischen durch eine Steinmole verbesserten Naturhafen, der zu Füßen von Fort »Goede Hoop« liegt. Das große Banner der Kompanie knattert im Morgenwind, die vier Straßen des kleinen Dorfes haben Festschmuck angelegt und sich mit den letzten Blumen des zu Ende gehenden südafrikanischen Sommers bekränzt.

Van Riebeeck trägt sein Staatsgewand, in gebührendem Ab-

stand stehen wartend die Mitglieder des Politischen Rates Kapstadts, unter ihnen Joachim Blanck aus Lübeck, der Aufseher der Kompaniemagazine und Kontrolleur der Schiffslieferungen, Adelborst Dankaert van Nynhoven, Stellvertreter des Kommandanten, und der Kompaniesekretär, alle mit ihren Frauen und Kindern.

Hinter einem Kordon von Soldaten drängen sich die zweihundert Einwohner – nur die Kranken sind in den Häusern geblieben.

Draußen auf der Reede liegt ein großer Dreimaster mit reichbemalten und vergoldeten Galerien und Schanzverkleidungen; seine dreifache Reihe von Kanonen mag auch den tapfersten Gegner zurückschrecken. Hell dringt das Anschlagen der Schiffsglocke herüber, als dort drüben drei Boote ablegen und sich, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, schnell dem Strand nähern. Die vorderste Schaluppe führt die Farben der Kompanie.

Der wohledle Generalinspekteur der Niederländisch-Ostindischen Kompanie, Mynheer Ryklof van Goens, macht mit seinem Stabe der jungen Niederlassung einen seit langem angemeldeten und erwarteten Staatsbesuch.

Van Riebeeck hat in den letzten fünf Jahren viel geleistet. Die rühmenden Meldungen der in Kapstadt Proviant einnehmenden Kapitäne, die zahlreichen Briefe van Riebeecks und nicht zuletzt seine neuesten Vorschläge über die Weiterentwicklung der Kolonie haben die Direktion in Amsterdam veranlaßt, den Generalinspekteur nach Kapstadt zu senden, damit er sich persönlich von den Fortschritten in der Kapkolonie unterrichte.

Die Boote gleiten auf den Strand, Jan Wintervogel gibt dem Ehrenzug seiner Musketiere mit lauter Stimme ein Kommando, man sieht, wie die Männer die Hähne mit den Feuersteinen aufziehen und die Büchsen auf die Gabelstützen legen. Krachend entlädt sich die Salve, Trommelwirbel ertönt, Mynheer van Riebeeck tritt vor, zieht den Hut und begrüßt den hohen Gast.

Als der offizielle Teil der Begrüßung vorbei ist, wünscht der Generalinspekteur das Fort und die Siedlung zu besichtigen. Der Politische Rat gibt dem hohen Gast Geleit, als er über die Bohlenbrücke des Haupttores schreitet und prüfend stehenbleibt, um die Anlage der Fortifikation zu begutachten.

Van Goens versteht eine ganze Menge von Befestigungskunst; er mißt die Winkel der sternförmig vorspringenden Bastionen mit

den Augen, bemerkt zufrieden, daß die Flanken senkrecht zum Mittelwall stehen und daß die kleine vorgeschobene Mittelbastion den Wall wiederum mit Flankenfeuer zu decken vermag.

»Mit Verlaub, Mynheer«, sagt van Riebeeck, »als wir damals vor zwei Jahren im Krieg mit England waren, habe ich nach Amsterdam geschrieben: ›Sollte Mister Cromwell seine Schiffe gegen das holländische Kap schicken, so wird der Engländer an dieser Feste wohl eine Katze finden, die nicht ohne Handschuhe anzufassen ist! Es wird jedem Angreifer übel bekommen, wenn er sich in den Schußbereich unserer Kanonen wagt.‹«

Stolz blickt van Riebeeck auf die zwölf Fuß hohen Erdwälle und die tiefen Gräben. Der Generalinspekteur nickt befriedigt und sagt mit freundlicher Anerkennung: »Ihr habt der Kompanie einen hohen Dienst erwiesen, van Riebeeck!«

Im Innenhof liegen eng beieinander die Schlaf-, Speise-, Kranken- und Lagerräume der Besatzung, der Saal für den Gottesdienst und das Gouverneurshaus. Von dort führt eine breite Treppe auf den hölzernen Ausguckturm des Forts. Weit geht von hier der Blick über die Ebene zu den grünen Berghängen. Van Goens betrachtet durch sein Perspektiv aufmerksam alle Einzelheiten und hört sich die Erläuterungen des Platzkommandanten an.

»Hört, van Riebeeck«, unterbricht er den Redefluß des Beamten, ohne das Glas vom Auge zu nehmen, »warum umkreisen dort im Süden bewaffnete Reiter das weidende Vieh? Wozu diese Vorsicht? Habt ihr Streit mit den Eingeborenen?«

»Wir müssen vorsichtig sein, Euer Gnaden. Deshalb bemerken Euer Wohlgeboren auch, daß wir unsere Gärten dort unten am Frischen Rivier durch Dornhecken geschützt haben. Man darf weder Vieh noch Feldfrüchte ohne Aufsicht lassen. Das Hottentottenvolk ist von Natur aus diebisch. Das einzige Gesetz, das sie achten, ist das der Macht.«

Van Goens lächelt mit schmalen Lippen, seine weiße, feinnervige Hand spielt mit der Schaumünze und der Ehrenkette, die er auf dem dunklen Tuchrock trägt.

»Darin, lieber van Riebeeck, gleichen die Hottentotten den meisten Menschen. Aber berichtet mir jetzt von Eurem Plan, verdiente ehemalige Angestellte und Diener der Kompanie mit Land auszustatten und als freie Bauern anzusiedeln!«

»Ich bin bei meinen Überlegungen«, sagt van Riebeeck, »vor allem von der Erwägung ausgegangen, daß im Interesse der wohllöblichen Kompanie die Unterhaltskosten unserer Kolonie verringert werden müssen. Das wird aber nur gelingen, wenn wir den Getreideanbau am Kap vermehren. Die notwendigen Kultivierungsarbeiten übersteigen jedoch die Kräfte der Verwaltung. Sie können nur durch das Gewinnstreben freier Bauern und ihrer Familien geleistet werden.«

Der Generalinspekteur wiegt nachdenklich das Haupt.

»Darüber werden wir noch Konferenz halten, van Riebeeck, Eure Gedanken sind der Überlegung wert. Aber sagt mir, wie steht es dort im Hinterland? Besteht Gefahr durch die Wilden? Gibt es keine Stämme, die willens und in der Lage wären, mit uns auf ehrlicher Basis Handel zu treiben?«

Van Riebeeck winkt mit einer Handbewegung den Leutnant Jan Wintervogel und den Korporal Willem Müller heran.

»Darüber, Euer Edeln, mag am besten Bescheid geben, wer das Hinterland unter eigener Gefahr durchzogen hat. Leutnant Jan Wintervogel war der erste, der eine Erkundung bis zur Saldanhabai durchgeführt hat.«

Der Leutnant zieht den Federhut und verbeugt sich tief vor dem hohen Beamten.

»Jawohl, Euer Wohledeln, ich bin vor zwei Jahren mit sieben Freiwilligen hundertfünfzig Meilen weit in den Norden gelangt, weit hinter den Gebirgen, die Euer Gnaden dort drüben im Blauen sehen. Es ist größtenteils wildes, gebirgiges Buschland, aber es gibt auch weite Grasflächen und grüne Täler mit schönen Flüssen. Drei Wochen waren wir unterwegs, bis wir nahe der Saldanhabucht auf die Lager eines starken Hottentottenstammes stießen. Wir fanden die üblichen bienenkorbartigen Hütten, die aus Stangengerüst und Matten wie Zelte erbaut sind und die die Wilden bei ihren Wanderungen auf Packochsen verladen.«

»Sie besitzen also Viehherden?«

»Die Hottentotten sind reich an Vieh, Euer Gnaden, und ich glaube, daß man ein vernünftiges Handelsgespräch mit ihnen führen kann, wenn man es richtig anfängt. Sie sind überhaupt nicht so primitiv, wie man meinen möchte. Ich habe in ihren Dörfern kleine Hochöfen gesehen, in denen sie Eisen ausschmelzen; ihre Schmiede fertigen daraus schöne Speerblätter und Pfeil-

Eingeborene bei der Eisengewinnung

spitzen. Natürlich muß man immer auf der Hut sein, denn sie sind von Natur aus unehrlich und lügnerisch.«

»Angriffslustig erschienen sie Euch nicht?«

»Im Gegenteil, Euer Edlen, sie haben mir erzählt, daß ihre Stämme vorzeiten weit im Nordosten saßen, wo sie schöne Weidegebiete hatten, daß sie aber durch kriegerische Kaffernstämme – Bantu nennen sie ihre heute noch gehaßten Feinde – nach Süden und Südwesten abgedrängt worden sind. Sie kämpfen nur, wenn es nicht anders geht, wenn sie etwa beim Stehlen überrascht werden, aber auch dann mehr aus Furcht als aus Kampfesmut. Noch weit weniger als die Hottentotten ist ein anderes Volk zu fürchten, das seine Wohnsitze in den nördlichen Gebirgen hat. Die Erwachsenen sind bei diesen ›Buschmännern‹ so klein wie bei uns die Kinder. Sie führen ein armseliges Leben, haben so gut wie kein Eigentum, gehen fast unbekleidet und kennen weder Ackerbau noch Viehzucht.«

Die Buschmänner, so berichtet er weiter, lebten primitiv von ihrer Jagd mit Steinwerkzeugen und allerhand Fallen, von Wurzeln, Früchten und Heuschrecken. Ihr einziger Wetterschutz seien Windschirme aus Astwerk; Feuer machten sie durch Quirlen von Hölzern. Wahrscheinlich seien sie die Urbevölkerung des Landes.

»Bei ihrer Armut ist sicherlich kein Geschäft zu machen«, sagt Leutnant Wintervogel abschließend und tritt mit tiefer Verbeugung zurück. Ein anderer, der ebenfalls im Norden war, ergreift das Wort.

Willem Müller, der im September 1655 mit neun Freiwilligen nach den nördlichen Gebirgen aufgebrochen war, weiß nur wenig Neues zu berichten. Sein Streifzug stieß auf wandernde Hottentottenhirten, und es gelang ihm, die anfänglich Mißtrauischen zu überreden, ihre Herden in die Kapebene zu treiben. Zwischen den Nomaden und den Holländern entwickelte sich alsbald ein gedeihlicher Viehhandel.

»Wir vermehrten damals«, wirft van Riebeeck ein, »unsere Viehbestände mit einem Schlag auf vierhundert Rinder und sechshundert Schafe und sind seitdem gottlob wieder in der Lage, jedes unseren Hafen anlaufende holländische Schiff mit Frischfleisch zu versorgen.«

Am Nachmittag reitet der Generalinspekteur mit seinem Stab in Begleitung van Riebeecks nach Rondebosch, einem günstig gelegenen und windgeschützten Gebirgstal. Inmitten der idyllischen,

fast europäisch anmutenden Landschaft liegt eine kleine, frisch ausgehauene und beackerte Rodung. Vor der primitiven Blockhütte, an der die Kavalkade der hohen Beamten ihre Pferde pariert, steht mit demütig gezogener Kappe ein hagerer, bäuerlich gekleideter Mann in mittleren Jahren.

»Das ist der erste Freibauer von Südafrika, Euer Gnaden«, sagt van Riebeeck. »Der Mann war Kompaniebediensteter, hat seine Zeit fast abgeleistet und bekam mit Erlaß des Gouvernements die Erlaubnis, sich als Bauer anzusiedeln. Sein Name ist Hermann Remajenne, er stammt aus Köln.«

Van Goens reicht dem Bauern gnädig die Hand. »Habt Ihr schon einen Namen für diesen Platz?« wendet er sich an den Gouverneur.

»Entreas-Hermanns-Kolonie nach unserem Siedlerfreund oder Grünfeld, Euer Gnaden! Eine andere Siedlung, die weiter unten im Rondeboschtal gerade jetzt abgesteckt wird, soll Stevens-Kolonie oder Holländischer Garten heißen.«

»Und sind schon weitere Bauern für die Siedlungen bestimmt?«

24 »Jawohl, Euer Gnaden, es sind der Kadett Hendrik Elberts aus Osnabrück, der Soldat Otto Jansz aus Vreden und der Büchsenschütze Martens de Wacht aus Friedland. Sie sind ebenfalls um die Erlaubnis eingekommen, sich als freie Bauern am Kap niederlassen zu dürfen. Euer Wohledeln werden sie in der Blockhütte vorfinden. Außerdem wartet dort der Leiter der im Entstehen begriffenen zweiten Kolonie im Rondeboschtal, Steven Janssen aus Wageningen bei Arnhem. Die Männer erhoffen sich durch Euere Güte den Landbrief.«

»Werden sehen, was sich tun läßt!«

Neugierig sieht van Goens sich auf dem armseligen Gehöft um. Für jede der beiden geplanten Talsiedlungen gibt es vorläufig nur einen einzigen Eisenpflug, ein paar Hacken und Schaufeln; Zäune und Schuppen sind ohne Nägel und Eisenbänder errichtet. Schweine quieken in den Koben aus Baumwurzeln, Hühner scharren im Feld, und ein bereits abgeernteter Stoppelacker wartet auf das Umpflügen. Hermann Remajenne zeigt mit Stolz seine Gemüsebeete und den Kartoffelacker. Die neue Knollenfrucht, deren Saatgut er auf einem englischen Schiff eingetauscht hat, ist in den Niederlanden noch so gut wie unbekannt. Zwei kleine Felder sind sogar mit Tabak und Mais bestellt. Man erhofft eine gute Ernte.

Dem Generalinspekteur der Großen Kompanie scheint es, als ob hier ein vielversprechender Anfang zum Nutzen der Kompanie gemacht würde.

In den folgenden Tagen und Wochen führen Generalinspekteur und Gouverneur lange und eingehende Besprechungen. Die Richtlinien für die künftige Politik müssen sorgfältig festgelegt werden.

Sie einigen sich darauf, daß nur Siedler mit gutem Leumund und ausschließlich niederländischer oder deutscher Herkunft am Kap Grundbesitz erhalten sollen. Auf Antrag werden ihre Frauen, Bräute oder Kinder aus Europa durch Schiffe der Kompanie nachgeholt.

Jedem Freibürger werden 13,3 Kapmorgen, das sind etwa elf Hektar Land, zugeteilt und Steuerfreiheit auf zwölf Jahre zugesichert. Ihren Lebensbedarf decken die Siedler aus den Magazinen der Kompanie zu verbilligten Preisen, auch sollen sie das Recht haben, von den Hottentotten Vieh zu erwerben. Dafür müssen sie sich verpflichten, wenigstens zwanzig Jahre am Kap zu bleiben und das geerntete Getreide und die Früchte ausschließlich an holländische Schiffe weiterzuverkaufen.

Da die vergrößerten Farmen in kurzer Zeit Arbeitermangel haben werden, der von der Kapkolonie nicht zu decken ist, stimmen van Riebeeck und van Goens darin überein, daß schwarze Sklaven in der Landarbeit eingesetzt werden. Die Heimat wird außerdem dringend benötigte Handwerker schicken.

Am 11. April 1657 wird Hermann Remajenne aus Köln der erste Freibrief der Kolonie feierlich erteilt. Der Text lautet:

»Da Hermann Remajenne aus Köln, Seemann im Dienst der Gesellschaft, uns ersucht hat, aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen und freigestellt zu werden, so haben wir – obwohl er noch zehn Monate zu dienen hätte (wozu er jederzeit wieder verpflichtet werden kann) – sein Gesuch bewilligt und ihm erlaubt, als freier Siedler am Kap in Gehorsam und unter der Herrschaft des Staates der Vereinigten Niederlande zu wohnen, sich einen Wohnplatz hier zu wählen und sich durch Ackerbau und rechtmäßigen Handel zu ernähren, sich hierbei allen Verfügungen und Artikeln

zu unterwerfen, wie sie aufgestellt sind und zum Dienst der Gesellschaft veröffentlicht werden, vorausgesetzt, daß er wenigstens zwanzig Jahre Freibürger bleibt gemäß dem mit ihm geschlossenen Vertrag . . .[25]«

Auch die übrigen Siedler erhalten die Urkunden, die sie zu freien Männern auf freiem Boden machen. Als der Generalinspekteur sich wieder zur Abfahrt rüstet, ertönen auf den Dorfplätzen in Rondebosch bereits die Axtschläge.

Noch vor seiner Abreise läßt Mynheer van Goens den Kommandanten den Inspektionsbericht lesen, den er für die Herren in Amsterdam über den Zustand der Gesamtkolonie abgefaßt hat.

»Ich bin zufrieden mit den Fortschritten. Die Angestellten der Kompanie suchen einander bei den landwirtschaftlichen Arbeiten auszustechen, aber es mangelt an Sämereien, Zugochsen und Pflügen. Das Saatgut reicht nur für 60 Morgen. Insgesamt besitzen wir etwa 8 000 Morgen Getreideland und 100 Morgen Weiden. Von den ersteren eignen sich 2 700 für Weizen, 2 000 für Roggen, 2 000 für Reis und die restlichen zum Anbau von Buchweizen, Hanf, Hafer und Gerste . . .«

Über die Tätigkeit Jan van Riebeecks berichtet der Generalinspekteur:

»Ich finde besagten Kommandeur eifrig und lebhaft genug in Euer Edlen Diensten, dabei von gutem Lebenswandel[26].«

Die angeforderte Unterstützung der Kompanie läßt nicht lange auf sich warten. Im Frühjahr 1658 kapert das Kompanieschiff »Amersfort« einen portugiesischen Sklavenhändler vor der Angolaküste und läuft mit der Prise das Kap an. Hundertsiebzig Kongoneger, die in der Landwirtschaft eingesetzt werden sollen, gehen an Land. Andere Kompanieschiffe bringen Siedler aus der Heimat, Saatgut und Arbeitsgerät. Unter den Neuangekommenen sind viele Auswanderer aus dem im Dreißigjährigen Krieg verarmten Deutschland. Van Riebeeck läßt seine eigenen Schiffe nach Delagoabai, Madagaskar, ja sogar nach Ostindien auslaufen und schafft weitere Sklaven und Rohstoffe heran.

Die Siedlungen im Rondeboschtal und andere Neurodungen wachsen zu stattlichen Dörfern heran, immer tiefer greift das Kulturland in die Kapebene hinein. Als die Hottentottenhirten im Februar 1659 – im südafrikanischen Sommer – mit ihren zahlreichen Viehherden von den Bergen herabwandern, finden sie die Grasebene von Getreidefeldern und Gärten bedeckt; fremde Rinder grasen dort, wo vordem ihr Weideland gewesen ist. Es kommt zu nächtlichen Überfällen auf die Viehkoppeln; Schafe und Rinder werden fortgetrieben, ein abgelegenes Gehöft geht in Flammen auf.

Auf ihre dringenden Hilferufe erhalten schließlich die Bauern die Erlaubnis der Kommandantur zu einem Straffeldzug. Mit hundert bewaffneten Männern und einem Dutzend gepanzerter Reiter überfallen sie das unbewachte Lager der Hottentotten. Aber vermutlich sind die Viehräuber gewarnt worden; denn die Angreifer finden den Kral verlassen und die Herden fortgetrieben.

Ein fortschwelender Kleinkrieg mit dem Hottentottenvolk macht den Ansiedlern das Leben schwer; van Riebeeck sieht sich schließlich gezwungen, das gesamte Verteidigungswesen der Kolonie neu zu organisieren. Alles Kulturland wird von Dornhecken umgehen, die Retourflotte aus Ostindien bringt riesige Wachhunde von Batavia mit, und in allen gefährdeten Tälern und an Bachläufen werden feste Blockhäuser errichtet, die bezeichnende Namen tragen: »Lugaus«, »Kehr die Kuh«, »Halt den Bullen«.

Trotz aller Abwehrmaßnahmen erleidet die Viehwirtschaft der Kolonie durch nächtliche Einbrüche der Wilden und Mißernten empfindlichen Schaden. Wie sollen die Bauern am Kap alljährlich mehr als fünfundzwanzig Kompanieschiffe mit jeweils zweihundert Mann an Bord mit Frischfleisch und Gemüse versorgen, wenn ihnen die Hottentotten die besten Rinder stehlen und die Sonne die jungen Pflanzen versengt?

Als im März 1660 wieder einmal die große Flotte auf ihrem Weg von Ostindien in die Heimat im Hafen liegt, versuchen Teile der Besatzung die Kolonisten zur offenen Rebellion aufzuwiegeln. Betrunkene Matrosen durchziehen die Straßen von Kapstadt und brüllen: »Macht Schluß hier! Warum bleibt ihr in der Hölle? Steigt in die Boote, steigt ein! Nur Narren bleiben am Teufelskap!«

Aber die Erde ihrer Äcker, die sie mit ihrem Schweiß gedüngt haben; die milden Lüfte des Kaps, das klare Wasser der Bäche und ein in den Jahren des Aufbaus und Wachsens gewonnenes Heimatgefühl hält die Siedler zurück. Was sollen sie in dem engen, von Krieg, Haß und Neid zerrissenen Europa? Die Freiheit wohnt in der neugewonnenen Heimat am Kap . . .!

Nicht einer der Kolonisten folgt dem Lockruf der Matrosen.

Sie bleiben am Kap, sie sind seßhaft geworden und nennen sich selbst stolz »Buren« – freie, unabhängige Bauern auf eigener Scholle.

Manchmal treibt es ein paar Neuangekommene, die noch nicht Fuß gefaßt haben im Burenland des Kaps, hinauszuziehen in die Wildnis, um nach sagenhaften Schätzen zu suchen. Von Eingeborenen haben sie das Gerücht über ein fernes Land Monomotapa und über die Goldstadt Simbabwe vernommen.

Zwei dieser Expeditionen gelangen bis zum Elefantenfluß, an dessen Ufern volkreiche Dörfer der Namaquahottentotten liegen. Es kommt zu Viehhandel und Palaver, aber Gold gibt es auch hier nicht.

Die hoffnungsfroh ausgezogenen Entdecker kehren enttäuscht zurück und werden Buren wie die anderen.

Die Kolonie dringt langsam, aber stetig vor, indem sie immer mehr Land unter den Pflug nimmt. Ihr Gold ist der Weizen, den die fruchtbare Erde trägt.

Van Riebeeck, der immer noch die Geschicke der Kapkolonie leitet, treibt seine Buren an, mehr und Größeres zu leisten, sich nicht mit dem Erreichten zufriedenzugeben:

»Wenn ich euch raten darf, so tut euer Bestes mit dem Pflug in eurem eigenen Interesse; denn ihr erinnert euch wohl an Mynheer van Goens' Warnung, daß den Müßigen ihr Land genommen werde. Wie ihr wißt, warten bereits genug darauf, im Falle der Beschlagnahme in eure Schuhe zu treten . . . Jetzt an den Pflug! Und laßt die Dreschtenne nicht kalt werden! Und gebt acht, daß ich euch mit der Kompaniefarm und mit meiner eigenen Farm nicht übertrumpfe, denn in diesem Jahr will ich herausholen, was nur möglich ist!«

Im März 1662 ankert überraschend ein großer Ostindienfahrer im Hafen. Der Kapitän übergibt dem Kommandanten eine An-

zahl Briefe; einer davon ist an van Riebeeck gerichtet und trägt das Siegel der »Heeren Seventien«.

Mit innerer Bewegung liest Jan van Riebeeck die Nachricht, auf die er seit zehn Jahren gewartet hat – die ersehnte Beförderung und Versetzung. Er ist zum neuen Leiter der Faktorei Malakka ernannt, eines Platzes, an dem man schnell reich wird.

Das ist die Erfüllung seiner Träume und der Lohn für treu geleistete Dienste – und doch, die Freude und das Glücksgefühl wollen sich nicht einstellen. Er tritt an das winzige Fenster des Kommandantenhauses und blickt hinüber auf seine Farm »Boschheuvel«, die am Hang des Tafelberges liegt. Dieser Abschied von einem Werk tut weh und hinterläßt eine nie ganz zuheilende Wunde. Zwölfhundert Obstbäume hat er mühevoll dort auf den künstlich angelegten Terrassen gepflanzt. Nun, da sie Frucht tragen sollen, muß er gehen ...

Den vergangenen Winter über hat van Riebeeck an dem »Kapschen Gärtner-Almanach«, einer Gartenbauanweisung für Boden und Klima des Kaps, geschrieben. Die Fertigstellung der wichtigen Arbeit wird er nun seinem Nachfolger überlassen müssen. Die Tausende von Weinstöcken, die er gesetzt hat, die mächtigen Rinder, die er gezüchtet, die Gärten, die er angelegt, und die Wege, die er gebaut hat: Er wird sie hinter sich lassen wie etwas, das niemals wirklich gewesen ist.

Und doch war es ihm und seiner Frau ein schöner Teil des Lebens.

Für Südafrika aber war es der Beginn seiner Geschichte ...

Es pocht an die Tür des Hauses. Der Kapitän der »Zeeland« stellt seinen Begleiter im feierlichen schwarzen Rock vor: Mynheer Zacharias Wagenaar, den Nachfolger auf dem Posten des Kommandanten von Kapstadt.

Unter dem Kreuz des Südens

Mynheer Starrenburg, der Landdrost von Stellenbosch, läßt sein Pferd in Schritt fallen, als sich die holprige Straße bergauf zum neuen Kastell wendet. Zwischen den blühenden Hecken und den über die Mauern hängenden Bougainvillea taucht das barocke

Torwerk mit den Pilastern, dem wappengeschmückten Dreiecksgiebel und dem achteckigen Glockenturm auf.

Der Beamte setzt sich bequem im Sattel zurecht und läßt die Blicke wandern. Die hölzernen Blockhäuser und Steinbauten der Siedlung ducken sich in den Schutz der großen Bäume, kaum irgendwo ist zu dieser abendlichen Stunde noch ein Lichtschimmer hinter den Läden zu sehen, die wenigen Gassen sind ausgestorben. Der Strand liegt öde und verlassen, und das Wasser der Bucht schimmert wie polierter Basalt. Deutlich erkennt man die großen Rümpfe der Flotte, die draußen auf der Reede ankert, die Positionslaternen funkeln gleich fernen Gestirnen.

Der einsame Reiter hebt das Haupt und blickt zum nächtlichen, sternenbedeckten Firmament empor. Die glitzernde Pracht der Milchstraße zieht über den Scheitel des Himmels; dort, wo ein dunkler Fleck inmitten des Gefunkels liegt, glüht ruhig und strahlend jenes Sternbild, das als Wahrzeichen Südafrikas gilt: das Kreuz des Südens.

Das Pferd trottet schnaubend bergauf, seine Hufe klappern auf den Steinen. Über den niederen Gebäuden der Festung steht als breiter Schatten, mächtig und düster unter dem Rand der Sterne, der Tafelberg.

Dumpf poltern die Bohlen der Fallbrücke, ein Posten tritt mit gefälltem Gewehr aus dem Torweg.

»Zum Gouverneur!« ruft der Landdrost, und der Soldat salutiert, als er den Beamten erkennt.

Was mag geschehen sein, daß ihn der »Herr Außerordentliche Rat von Indien«, Willem Adriaan van der Stel, so spät am Abend durch einen reitenden Boten aus Stellenbosch hierherbefohlen hat? Sicherlich hat die Retourflotte, die dort unten im Hafen ankert, eilige Post gebracht. Hoffentlich gibt es nicht wieder Krieg mit Frankreich oder England ...

»Herein mit Euch, Starrenburg!« ruft Mynheer van der Stel dem Ankömmling zu, als der Landdrost durch die geschnitzte Tür die Ratsstube betritt. »Alles wartet nur noch auf Euch!«

Samuel Elsevier, der Vertreter des Gouverneurs, und Ehrwürden Pfarrer Petrus Kalden sitzen bereits in den steifen Ratssesseln, Junker Franz, der Bruder des Gouverneurs, hat es sich am

Kamin bequem gemacht. Seine Hand zupft an den blütenweißen Spitzeneskarpins seines reichgestickten Versailler Fracks. Als Starrenburg Platz genommen hat, greift van der Stel zu einem vor ihm liegenden Brief und schwenkt ihn wie eine Sturm- und Rennfahne.

»Diese freche Gesellschaft von Stellenbosch hat es tatsächlich gewagt, uns anzuschwärzen!« sagt er in atemlosem Zorn. »Mein Freund Isbrand van der Dyle schickt mir diese Nachricht aus Batavia! Die Rebellenbande von Stellenbosch treibt die Angelegenheit auf die Spitze. Jetzt haben sie es fertiggebracht, hinter meinem Rücken einen Beschwerdebrief an die Ostindische Regierung in Batavia zu schmuggeln. Und der Höhepunkt ist –: Die Herren in Batavia haben nichts Besseres zu tun, als eine Untersuchung anzuordnen. So schreibt mein guter Freund Isbrand!«

»Mit Verlaub«, wirft der Pfarrer ein, »Euer Gnaden wurden bereits vergangenen Oktober gewarnt, als der Brief des Euch verbundenen Bürgermeisters von Amsterdam kam, der uns mitteilte, daß ein Protest der Kapstadter Freibürger bei den Heeren Seventien eingegangen sei. Nach dieser neuerlichen Beschwerde wird man in Amsterdam und in Batavia auf einer Klärung bestehen!«

Van der Stels Gesicht rötet sich vor Erregung. »Leider müssen wir damit rechnen, Ehrwürden! Es gilt deshalb zu raten, wie wir den Burschen ihre frechen Mäuler stopfen!«

»Laß sie doch durchpeitschen und deportieren!« sagt der Junker mit unbewegter, gleichgültiger Stimme. »Du hast als Gouverneur das Recht und die Macht dazu.«

Adriaan van der Stel zuckt gereizt mit den Schultern und wendet sich an den eben angekommenen Landdrost. »Gewalt anzuwenden wäre natürlich Unsinn, was meint Ihr, Starrenburg? In Eurem Bezirk sitzen die Verschwörer!«

»Nicht nur in Stellenbosch, Euer Gnaden, wenn es erlaubt ist, das zu sagen. Aber es ist wahr, auch die Stellenboscher Buren sind unzufrieden.«

»Wer sind die Rädelsführer?«

Der Landdrost zögert, er möchte nicht die Namen seiner Mitbürger preisgeben. Aber der Gouverneur stampft ungeduldig auf: »Ihr habt vor Gott und der Kompanie die Pflicht, die Namen dieser Rebellen zu nennen, Landdrost!«

»Schon gut, Euer Gnaden!« sagt Starrenburg unmutig. »Da ist Henning Hüsing, einer der vier Räte von Stellenbosch, und der Bur Adam Tas, der nahe bei Stellenbosch seine Farm hat. Auch unter den Hugenotten ist Unruhe, ihr Sprecher dürfte Guillaume du Toit sein. Die drei sind vermutlich die treibenden Köpfe . . .«

»Ihr werdet die Genannten für morgen zur Vernehmung ins Fort bestellen – oder nein, sie sollen auf meine Farm Vergelegen kommen. Morgen bin ich nicht in der Stadt, hab' mit meinen Gütern zuviel zu tun.«

»Wie Euer Gnaden befehlen!«

»Wie denkt Ihr dem Angriff zu begegnen, Euer Edlen?« forscht Samuel Elsevier. »Da man die Rebellen wohl kaum zum Widerruf zu bewegen vermag, schlage ich in aller Bescheidenheit vor, daß der wohlgesinnte Teil der Kapbevölkerung eine Lobschrift auf die Verwaltung des Gouverneurs und seiner Beamten verfaßt und unterschreibt.«

Der Vorschlag findet allgemeine Billigung, und man setzt sogleich eine Schrift auf, in welcher der Eifer des Gouverneurs und sein Bemühen um das Wohl der ihm anvertrauten Kolonie gebührend gewürdigt werden. Die Anwesenden unterzeichnen und versprechen, ihre Freunde und Bekannten als Unterzeichner zu gewinnen.

Noch in der Nacht hat Landdrost Starrenburg die drei Rädelsführer der unzufriedenen Buren, den Deutschen Henning Hüsing, den Niederländer Adam Tas und den französischen Hugenotten Guillaume du Toit, benachrichtigt, und heute in der Morgenfrühe des 20. Februar 1706 reiten die drei Beklagten im Trab den ausgefurchten Ziehweg, der von der Siedlung Stellenbosch hinüber zur Gouverneursfarm Verlegen führt, entlang. Der Blick geht weit über die im Nordosten verlaufende Ebene. Am Rand des Horizonts, wo schon die ersten Hügel zu den Bergen emporsteigen, wehen lange Staubfahnen. Manchmal erkennt man die winzigen Silhouetten wandernder Ochsenwagen. Mit weißen Planen bedeckt, schwanken die schwerfälligen Fahrzeuge dahin, Reiter traben nebenher, Viehherden schwärmen über das Grasland und trotten langsam als dunkle, staubumwölkte Masse den Gebirgspässen zu.

»Das sind treckende Viehburen«, sagt Adam Tas. »Sie treiben

ihre Herden jetzt schon über die Berge ins Hottentottenrevier. Die Kolonie wächst.«

»Recht haben sie«, bemerkt Henning Hüsing, »wer sollte denn noch Lust haben, den Kapburen zu spielen? Früher waren die Weiden in der Kapebene unentgeltlich und frei für jeden Ansiedler. Seit neuestem braucht man eine Weidelizenz, und die gibt natürlich der Herr Gouverneur aus. Wer sich nicht gut mit der van-der-Stel-Sippschaft stellt, geht leer aus oder bezahlt ein Heidengeld. Vor fünf Jahren habe ich noch die Weiden von Stellenbosch bis zum Großen Bery-River bei Paarl zur Nutzung gehabt, und bei der Versteigerung der Fleischverträge für die Belieferung der Kompanieschiffe, Siechenhäuser und der Garnison bin ich zum Zug gekommen – vergangenes Jahr im Oktober hat der Gouverneur den Fleischkontrakt einem Vetter zugespielt, und den Weinkontrakt hat er Jan van Brügge gegeben, obschon der Kerl wegen Betrugs vorbestraft ist und selber nur vier Morgen verrottete und verunkrautete Weingärten bestellt. Aber wir kennen die Gründe: Mynheer van der Stel hat an die vierhunderttausend Reben vom Rhein, aus der Champagne und aus Spanien angepflanzt, das ist ein Drittel von allem Wein, den die Kapkolonie anbaut. Verständlich, daß er einen Strohmann braucht, dem er die Weinkontrakte der Kompanie zuschiebt. Wir können uns ja damit trösten, daß wir Steuern zahlen.«

Der schmale Ziehweg windet sich jetzt zwischen hügeligen Weingärten hindurch, in denen überall Neger arbeiten. Dann folgt wieder eine ebene Strecke, die von umzäumten Wiesen bedeckt ist.

In der Grasebene weiden ein paar hundert Stück Großvieh; eine Schafherde wird vorübergetrieben, der Hirt reitet nebenher und pfeift den großen grauen Hunden.

»Zehntausend Schafe und mehr besitzt Adriaan van der Stel!« schimpft Hüsing. »Wenigstens die Hälfte davon hat er von den Hottentotten für billige Kupferringe und Glasperlen gekauft, uns Kolonisten verbietet man solche Geschäfte.«

Zwischen den Bäumen werden jetzt in einem Hügelausschnitt die Baulichkeiten der Großfarm sichtbar. Das Herrenhaus ist aus Stein errichtet, weißgekalkt und im Geschmack der Zeit mit weitgeschwungenen Giebeln und Portalen geschmückt. Es steht abseits am Ende einer frischgepflanzten Eichenallee. Mynheer van

der Stel liebt Eichen und hat schon im ersten Jahr seiner Amtszeit zwanzigtausend junge Bäume in den Tälern von Stellenbosch und Drakenstein setzen lassen. Die Landdroste wurden angewiesen, Alleen und Eichenwäldchen anzulegen. Stellenbosch wird deshalb auch scherzhaft die »Eichenstadt« genannt.

Gegenüber dem Herrenhaus von Vergelegen breitet sich der mächtige Gutshof mit seinen Stallungen, Lagerhäusern, mit Getreidemühle, Werkstätten und Ledergerberei. Eine Anzahl kleiner Hütten im Windschatten des Gutes ist mit hohen Zäunen umgeben. Dort hausen mehr als hundert Kompaniesklaven unter der Fuchtel ihrer Aufseher. Daneben erhebt sich ein kasernenartiges Haus für die Kompanieangestellten, die aber ebenso wie die Sklaven nicht für die Kompanie, sondern für den höchsten Beamten der Kolonie, Mynheer van der Stel, arbeiten müssen.

»Ein ganz schönes Besitztum«, sagt Adam Tas bitter, »besonders wenn man bedenkt, daß es die Kompanie und wir bezahlt haben. Und noch schöner, wenn man sich erinnert, daß der Junker Franz und der Vater unseres Kapkönigs, der Altgouverneur Simon van der Plat, auf der kaum kleineren Farm Konstanzia ebenfalls recht warm sitzen. Landdrost, Oberchirurg, Fiskal, Sekretär und Garnisonshauptmann sind auf ihren Großfarmen nicht weniger gut versorgt, was man von uns Buren ja nicht eben sagen kann . . .«

»Komm, Bruder Adam«, lächelt der Hugenotte, »schimpf nicht hier, sag dort drinnen deine Meinung, beim höchst ungnädigen Gouverneur!«

Der Empfang bei dem allerhöchsten Herrn ist mehr als frostig. Kaum hat er die drei Buren zum Sitzen aufgefordert, räsoniert er los:

»Nun heraus mit der Sprache, ihr Herren! Rebellieren, das könnt ihr, Beschwerdebriefe an die wohledlen Heeren Seventien und an die Regierung in Batavia schreiben – ja, das geht euch von der Hand! Aber Rede und Antwort stehen – nein, das nicht!«

Er schlägt mit der Faust auf den Mahagonitisch und kommt keinen Augenblick auf den Gedanken, daß die drei Buren angesichts seines zornigen Redeschwalls noch gar nicht die Möglichkeit hatten, ihre Meinung zu äußern.

»Seid ihr euch niemals bewußt geworden, wie undankbar es von euch ist, gegen die von der Kompanie eingesetzte Regierung

zu meutern? Fünfzig Jahre – kaum ein Menschenleben lang – ist es nun her, daß der alte van Riebeeck am Kap die erste jämmerliche Hütte gebaut hat. Und noch unter seinen Nachfolgern Zacharias Wagenaar, Quaelberg, Borghorst, Hackius oder Isbrand Goske war das Kap nichts anderes als die ›Taverne zum Indischen Ozean‹ – eine armselige Proviantstation für die Indienfahrer und eine Ansammlung kläglicher Schenken, in denen das Schiffsvolk sich mit Kapwein betrank. Und das, was man damals Fort nannte, war ein so zerbrechlich Ding, daß es die Engländer wohl genauso genommen hätten, wie sie unser Neu-Amsterdam genommen haben, das nun New York heißt, hätten nicht die Heeren Seventien das Kap als Grenzbefestigung von Indien erkannt und stark befestigt. Aber von den alten Zeiten wißt ihr Bauernköpfe ja nichts mehr. Bereits eure Väter hatten vergessen, wie arm und notdürftig der Anfang hier am Kap gewesen. Wie lange meint ihr denn, daß an unserer Festung gearbeitet worden ist? Unter welchen Mühen und Opfern? Und was wißt ihr davon, wie unsicher die ersten Pflüge durch diese Erde fuhren, die uns nicht gehörte? Ja, heute ist leicht rechten! Seit Kommissar Arnold van Averbeke alles Land zwischen der Saldanhabei und der St.-Helena-Bai durch Kaufvertrag erworben, seit er den Hottentottenhäuptling Gonnema besiegt und zum jährlichen Tribut gezwungen hat, seither lebt ihr Buren ruhig und sicher im Schatten der Kompanie. Vergeßt niemals, daß ihr von Gnaden der Kompanie lebt und daß ich ihr höchster Vertreter bin . . .!«

Dem Bauernrat Henning Hüsing reißt die Geduld, er unterbricht den Redeschwall des Gouverneurs:

»Wir Buren wissen ebensoviel von der Vergangenheit wir ihr Herren von der Kompanie«, sagt er hart. »Uns ist es ad exemplum bekannt, daß die Kompanie vor noch nicht dreißig Jahren das Weideland, das wir von den Hottentotten kauften, den Siedlern kostenlos in Pacht gab und daß den Freibürgern erlaubt wurde, einen Politischen Rat zu bilden, der dem Gouverneur zur Seite stand. Man hat damals die Bürger zur Verwaltung der Kirchengemeinde, zum Kommando der Bürgermiliz, bei der Inspektion der Landbezirke, ja sogar bei den Friedensverhandlungen mit Häuptling Gonnema herangezogen – davon ist heute nicht mehr die Rede, wie Euer Gnaden wohl zugeben müssen!«

»Da also drückt euch der Schuh? Man läßt euch zu wenig mit-

regieren, ihr habt die Glocken von London läuten hören und schwört auf Mister Cromwell und seine Puritaner? Das klingt verdammt nach Rebellion, meine Herren Buren!«

»Wir verharren durchaus im schuldigen Gehorsam, Euer Gnaden«, sagt der Bur Adam Tas mit nüchterner Sachlichkeit, »jedoch gestehen wir zu, der Meinung zu sein, die Regierung der Kompanie handle übel an den Bürgern der Kapkolonie durch ihr System, Monopole zu versteigern und den freien Handel der Bürger zu verbieten. Seit man unter Gouverneur Goske begonnen hat, die Lieferungsverträge für Fleisch, Getreide, Salz und Tabak jeweils an einen einzigen Meistbietenden zu versteigern, seit es ein Privileg geworden ist, Brot und Wein für die Kolonie oder die Indienschiffe zu liefern, gerät der kleine Bur oder der Neubürger, der sich erst hocharbeiten muß, in Nachteil gegenüber den Großfarmen. Zudem, Euer Gnaden: Wie soll Gerechtigkeit bestehen, wenn die Herren Beamten selber Großbauern sind und wenn sie sich die besten Waren aus den Kompanielagerhäusern zu den billigsten Preisen zuschreiben? Wie kann der Viehbur droben in den Bergen oder der Kapbur in Stellenbosch oder Drakenstein, der nur mit seinen und seiner Familie Hände arbeitet, konkurrenzfähig sein, wenn die Herren Beamten die Kompanieangestellten und die Kompaniesklaven kostenlos auf ihren Besitzungen werken lassen? Außerdem haben wir Beweise und Zeugen dafür, daß diese selben Herren Beamten sich die Monopole gegenseitig zuspielen.«

»Das ist die Sprache von Meuterern und Verleumdern«, braust van der Stel auf, »das ist derselbe freche und unverschämte Ton wie in dem Brief, den gewisse üble Subjekte an die Regierung von Batavia gerichtet haben . . .«

Er weist auf das Schreiben, das vor ihm auf dem Tisch liegt.

»Da wagen eure Rebellen zu behaupten, ›der Gouverneur zwingt in erpresserischer Weise die Kolonisten zu Geschenken und Dienstleistungen, er entnimmt für sich und seine Freunde das beste Holz, Eisen und sonstiges Material aus den Lagerhäusern, er spielt alle Lieferungsverträge den eigenen Farmen und denen seiner Clique zu, und die besten Freunde Mynheer van der Stels sind lumpige Schufte . . .‹

Und in dieser Melodie geht es weiter. Hört nur:

›Der Gouverneur, der sich um das Wohl der Kompanie kümmern sollte, verbringt Tage und Wochen auf seiner Farm, der Pfarrer bemüht sich mehr um seine Ländereien als um den Predigtstuhl. Wenn die gegenwärtige tyrannische Regierung noch länger besteht, sind die Kolonisten vom völligen Ruin bedroht . . .[27]‹«

Adriaan van der Stel läßt das Schreiben sinken und blickt die vor ihm sitzenden Männer an. Sein Antlitz ist bleich vor Zorn und Haß.

»Ich weiß, wem ich diese Schrift zu danken habe, und – glaubt mir – an Dank wird es nicht fehlen!«

Mit einer Handbewegung sind die Buren entlassen.

Am Morgen des 28. Februar 1706 trabt eine Reiterpatrouille auf den Hof der Farm des Buren Adam Tas, besetzt die Eingänge und dringt in das Wohnhaus ein. Der Landdrost Starrenburg nötigt die protestierende Familie in einen Raum und beginnt mit der Hausdurchsuchung. Im Schreibtisch des Hausherrn findet man das Konzept der Beschwerdeschrift und die Liste der protestierenden Freibürger.

Adam Tas wird gefesselt nach Kapstadt gebracht und in eine Arrestzelle der Festung gesperrt.

Der Gouverneur setzt unter dem treu ergebenen Starrenburg eine Untersuchungskommission ein, die jeden der in der Protestliste aufgeführten Bürger einzeln verhört. Unter Drohung mit Folter und Verbannung erreicht der Landdrost, daß viele der Betroffenen ihre Unterschrift zurückziehen und statt dessen die für Amsterdam bestimmte Lobschrift unterzeichnen.

Aber der Kern der Fronde bleibt starrköpfig. Mynheer van der Stel bricht ihren Widerstand mit Gewalt. Die Buren Jacob von der Heiden und Wessel Pretorius werden ins Gefängnis geworfen, Guillaume du Toit kommt unter Polizeiaufsicht, und der alte Bur Jan Rotterdam, der beim sonntäglichen feierlichen Einzug des Gouverneurs in die Kapstädter Kirche unter Hinweis auf seine Altersschwäche stets sitzen blieb, wird auf einem vor Anker liegenden Indienfahrer nach der Insel Mauritius deportiert. Die

Unbeugsamsten von allen, die Buren Henning Hüsing, Ferdinand Apel, Jan van Meerland und Pieter van der Byl bringt eine starke Soldateneskorte an Bord eines Schiffes der Retourflotte. Sie sollen in Amsterdam wegen Rebellion vor Gericht gestellt werden.

Die Zeit bis zur Abfahrt der Schiffe nützt Adriaan van der Stel, die Bürgerschaft unter starkem Druck zum Widerruf der Beschwerde und zur Unterzeichnung der Lobschrift zu bewegen. Am 4. April lichtet die Flotte die Anker und geht in See.

Als die hochgetürmten Segel am Horizont verschwinden, trifft Junker Franz, der Bruder des Gouverneurs, von einer Inspektionsreise, die ihn wochenlang ins Innere geführt hat, in Kapstadt ein. Als er von den letzten Ereignissen erfährt, wird sein Gesicht ernst.

»Du hast einen entscheidenden Fehler gemacht, Adriaan!« sagt er bestürzt. »Deine hartnäckigsten Ankläger schickst du selbst den Heeren Seventien zu.«

Im September 1706 kommt es in Stellenbosch zu Unruhen. Es ist die Zeit, in der in den vergangenen Jahren überall Volksfeste stattfanden, doch diesmal sind alle Festlichkeiten wegen der Gefahr von Zusammenstößen untersagt worden. In heller Empörung rotten sich die Buren zusammen, ziehen bewaffnet vor das Amtshaus des Landdrosts, und als er die Menschen zu beschwichtigen sucht, wird er mit einer Flut von Beschimpfungen überschüttet.

Die Entscheidung in dem Streit zwischen Bürgerschaft und Regierung fällt am 16. April 1707. Im Hafen von Kapstadt ankert das viermastige Kompanieschiff »Kattendyk« und setzt Boote aus. Ein Kommissar der Direktion, begleitet von einer Abteilung Soldaten, überbringt dem Gouverneur ein amtliches Schreiben, das das Schicksal Adriaan van der Stels besiegelt.

Noch am selben Abend wird auf der Terrasse der Festung durch Trommelwirbel die Freibürgerschaft zusammengerufen und mit dem Inhalt der Entscheidung der Kompanie bekannt gemacht.

»Abgesetzt und ihrer Ämter enthoben werden der Gouverneur, Mynheer Willem Adriaan van der Stel, der Herr Stellvertretende Gouverneur Samuel Elsevier, Pfarrer Petrus Kalden und Mynheer

Starrenburg, ehedem Landdrost zu Stellenbosch. Die vorgenannten Personen sind angewiesen, mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Amsterdam zurückzukehren und sich den Heeren Seventien zu stellen.
Junker Franz van der Stel, der Bruder des Gouverneurs, wird aus der Kolonie ausgewiesen und hat selbige sogleich mit dem Schiff zu verlassen. Alle Verfolgungen der Bürger wegen angeblichen Hochverrats und Aufstandes sind sofort einzustellen, die Inhaftierten müssen in Freiheit gesetzt werden, und die Deportierten werden auf Kosten der Kompanie in ihre Heimat am Kap zurückbefördert ...«

Ungeheurer Jubel bricht los, die Bürger von Kapstadt fallen sich, überströmend vor Glück, in die Arme. Auch jene zeigen ihre Freude, die das Lob- und Rechtfertigungsschreiben der Gouverneursclique mehr oder weniger gezwungen unterzeichnet haben.

Die Begeisterung steigt noch, als die weiteren Bestimmungen der Heeren Seventien bekanntwerden. Die gemaßregelten Beamten müssen ihre Großfarmen aufgeben, und künftig ist es den Kompaniebeamten untersagt, sich in der Landwirtschaft oder im Handel zu betätigen. Nur der im Ruhestand lebende Altgouverneur Simon van der Plat darf seine Farm Konstanzia behalten. »Vergelegen«, »Sandvliet«, »Elsenburg« und die anderen Großwirtschaften, die von den Mitgliedern der Kolonialregierung betrieben wurden, werden unter den Buren aufgeteilt. Auch der gesamte Besitz des Junkers Franz wird parzelliert.

Die Kapkolonie erhält neuen Auftrieb, bald entstehen frische Rodungen, wie »Groenekloof«, »Piketberg« und »Zu den vierundzwanzig Revieren«.

Ins heiße Afrika

Die Entwicklung nimmt wieder den ruhigen und gleichmäßigen Verlauf wie in den vergangenen Jahren. Die Ereignisse in Europa, der Spanische Erbfolgekrieg und Englands Aufstieg zur Königin der Meere, berühren vorerst die afrikanische Niederlassung der Europäer am Kap nur am Rande. Immer mehr »Viehburen« wan-

dern mit Planwagen, Ochsengespannen, Viehherden und Hunden über die »Pads«, die ausgefahrenen und breitgetrampelten Herdenwechsel, die schon seit unendlichen Zeiten von den wandernden Hottentottenhirten benützt worden sind. Da es genügend Weideland gibt und die Raumsehnsucht der Niederländer und Deutschen, die aus dem eng gewordenen Europa kommen, nach immer ferneren Horizonten greift, gibt es bald eine Reihe ins Bergland und längs der Ostküste hingestreute Farmen, die weitab von den Siedlungen der Weißen im Gebiet der Hottentotten und Buschleute liegen. Das bedeutet gefährliche Reibungen mit den Ureinwohnern des Landes; Viehdiebstähle und nächtliche Überfälle auf Farmen nehmen erschreckend zu.

Als im August 1715 einem Buren aus Drakenstein 700 Schafe von der Weide fortgetrieben werden und die Spuren deutlich auf Buschmänner hinweisen, gibt der Gouverneur die Erlaubnis, daß der betroffene Großbur Hermann Potgieter aus hilfsbereiten Nachbarn ein bewaffnetes Kommando zur Wiederbeschaffung der wertvollen Herde bildet. Mit dreißig Berittenen nimmt Potgieter die Verfolgung auf; aber alle Suche bleibt vergeblich, die Spuren verlieren sich nach achtstündigem Ritt im steinigen »Velt«. Diese erste nachbarliche Gemeinschaftshilfe bleibt jedoch nicht ohne Folgen. Künftig bilden sich stets in Augenblicken der Gefahr, zur Verfolgung von flüchtigen Sklaven, zur Niederwerfung aufsässiger Eingeborener und bei ähnlichen Anlässen, berittene Burenkommandos, aus denen sich später die berühmte, schlagkräftige Bürgermiliz entwickelt.

Mitten hinein in diese aufstrebende Entfaltung der Kolonie schlägt die Faust des Schicksals ...

Wieder einmal liegt die Retourflotte aus Ostindien auf der Reede, und Ruderboote fahren eifrig zwischen dem Strand und den großen Pötten hin und her. Breitbeinig stolzieren die Teerjacken mit ihren runden Lackhüten oder quastengeschmückten Mützen durch die vier winzigen Gassen von Kapstadt, kaufen in den Läden Kapwein, Elfenbein, Ambra und Walbarten, die sie in der Heimat mit gutem Gewinn wieder verkaufen können.

Schon gestern, als die ersten Boote der Retourflotte an Land liefen, haben die Seeleute wie gewöhnlich Packen mit schmut-

ziger Wäsche mitgebracht und den Waschfrauen, vor allem den Frauen der einfachen Soldaten, zur Reinigung übergeben. Das ist seit langem Brauch, wenn eine Flotte im Hafen ankert.

Am Abend findet eine reiche Bürgerhochzeit statt, und die Kapstädter drängen sich zusammen mit den Matrosen um den geschmückten Wirtsgarten. Plötzlich gibt es Tumult vor dem Gartentor. Fast zur selben Minute sind dort ein Matrose und sein Mädchen bewußtlos umgefallen. Während die meisten Umstehenden lachen – glauben sie doch an die Folgen zuviel genossenen Alkohols –, weichen die beiden Seeleute, die ihren Kameraden aufheben und wegtragen wollen, mit allen Zeichen des Schreckens zurück. »Die Blattern . . .«, geht es mit Blitzeseile von Mund zu Mund, »die schwarzen Blattern . . .!«

Wenige Minuten später ist der Platz vor dem Wirtshaus leer von Menschen.

Am nächsten Morgen weiß es ganz Kapstadt: An Bord eines der im Hafen liegenden Linienschiffe haben auf hoher See die schwarzen Pocken gewütet, und unter der Wäsche, die gestern nach Kapstadt gebracht wurde, war auch die Wäsche der Kranken und Gestorbenen.

Und nun mäht der Tod durch die junge Kolonie.

Am schwersten wütet die Seuche im Barackenlager der Kompaniesklaven. Dort liegen dreihundert Kongoneger, die auf einen der großen Märkte in Amerika gebracht werden sollen, eng zusammengepfercht in den Blockhütten. Die Epidemie rafft zweihundert von ihnen innerhalb von vier Wochen fort.

Im Turm der kleinen Holzkirche bimmelt Tag und Nacht die Sterbeglocke. Wer Verwandte und Freunde auf entlegenen Farmen hat, verläßt die Stadt und flüchtet dorthin. So kommen die Pocken auch nach Drakenstein, Stellenbosch und zu den weiter entfernten Farmen. Schließlich greift die Seuche auf die Hottentottenstämme über, und da die Wilden anscheinend weniger Abwehrstoffe haben als die Europäer, rast die Krankheit unter den Kaphottentotten so furchtbar, daß eine Anzahl von Stämmen zu bestehen aufhört.

Die Geißel der schwarzen Blattern wird in den folgenden Jahrzehnten noch mehrmals die Kolonie heimsuchen und ihr schwere Einbußen an Menschenleben auferlegen. Immer wieder werden – besonders in den schrecklichen Jahren 1755 und 1767 – große

Pockenepidemien ausbrechen, bis endlich auch in Südafrika die Schutzimpfung Jenners Abhilfe bringt.

Im Jahre 1743 sendet die Kompanie ihren höchsten Außenbeamten, den Generalgouverneur von Batavia, Baron Gustav Willem van Imhoff, nach dem Kapland mit dem Auftrag, einen eingehenden Bericht über die Zustände in der Kolonie anzufertigen.

Imhoff ist erfreut über die Größe der Niederlassung, die inzwischen durch natürliche Vermehrung der weißen Einwohner auf mehr als viertausend Bürger angewachsen ist. Der Generalgouverneur erkennt jedoch auch viele Gefahren, die die Zukunft des Landes bedrohen. Bedenklich kritisiert er, daß im Kapgebiet noch nicht die Hälfte des kultivierbaren Bodens in Bewirtschaftung genommen wurde und daß trotzdem unablässig die Ochsenkarren der Viehburen über die Berge in weite, fast menschenleere Gebiete des Innern wandern. Das herrliche, gemäßigte Klima Südafrikas veranlaßt die Buren zu nomadenhaftem Leben. Wie einst die Hottentottenstämme ziehen nun auch sie hinter ihren Herden durch die Täler und Hochebenen, grasen die Weiden ab, um eines Tages, wenn das Gras abgefressen und niedergetrampelt ist, hundert Meilen weiter zu trecken.

In seinem Bericht an die Amsterdamer Direktion schreibt Imhoff darüber:

»Dadurch entziehen sich viele der Aufsicht durch Regierung, Kirche und Schule und werden sehr selbstgefällig, widerspenstig und starrköpfig.
Ein weiteres Übel ist die hier allgemein üblich gewordene Sklavenarbeit. Es ist sehr zu bedauern, daß man unter Gouverneur de Chavonnes angefangen hat, schwarze Sklaven in größerer Anzahl nach Südafrika zu bringen, anstatt das Land von Anfang an durch die Arbeit der Weißen zu erschließen . . .[28]«

Die Folgen dieser kurzsichtigen Politik, die auf der einen Seite die Einwanderung von weißen Siedlern drosselt und auf der anderen Seite jedes Jahr Tausende von Sklaven einführt, machen sich bereits bemerkbar. Die Buren sind keine Bauern geworden, wie es ihre Vorfahren in Holland und Deutschland waren, son-

dern Plantagenbesitzer und Rancher wie in Amerika. Die Verrichtung jeder schweren und niederen Arbeit durch Sklaven fördert zudem den Hang zur Bequemlichkeit. Der Weiße will nur noch Aufseher und Patriarch, nicht aber Kolonist sein.

Kurz nach der Visitation van Imhoffs fragen die Direktoren aus Amsterdam in der Kolonie an, ob man sich nicht doch zur Aufnahme einer größeren Anzahl weißer Neusiedler entschließen wolle. Die Räte von Stellenbosch, Drakenstein, Paarl und den anderen größeren Orten lehnen übereinstimmend ab; es seien jetzt schon zuviel Weiße im Land. Die Buren fürchten, daß die Weite und Unberührtheit ihres Landes beengt und ihren Kindern der Lebensraum beschnitten werden könne.

Als man im Jahre 1752 die Hundertjahrfeier des Kaplandes begeht, regiert Ryk Tulbagh als Gouverneur in der Festung von Kapstadt. Unter ihm werden neue Kirchen, Amtsgebäude und Lagerhäuser errichtet, die Straßen verbessert und die geschlossenen Ortschaften durch Grünanlagen verschönt.

Viel Geld ist im Land, es wird mehr verdient als je zuvor. Der Siebenjährige Krieg, die Auseinandersetzung zwischen den Seemächten Frankreich und England, die vor allem auf den Schauplätzen Amerika und Indien abrollt, führt dem Hafen von Kapstadt große Flotten von Franzosen und Briten zu. Wochenlang liegen die bewaffneten Viermaster in der Bucht von Kapstadt oder vor Simonstown, verproviantieren sich, reparieren die Gefechts- und Seeschäden und fragen nicht viel nach der Höhe des Preises in den Magazinen und Werften.

Ein Deutscher aus Rostock, Nicolaus von Tessin, gründet in diesen Jahren die erste öffentliche Bücherei in Kapstadt; andere Deutsche – wie der Dinkelsbühler Fähnrich August Friedrich Beutler und etwas später der Hannoveraner Hendrik Hop, der Berliner Kartograph Friedrich Brink und der Leiter des Kompaniegartens, Botaniker Andreas Auge aus Stolberg – erforschen in langwierigen Expeditionen das Landesinnere bis an den Großen Fischfluß, den Löwen- und Kleinen Fischfluß.

Auf ihrer Reise treffen sie die ihnen schon bekannten Viehhottentotten und einige lagernde Bantugruppen, die sich immer noch auf der großen Wanderung nach Süden befinden.

Durch die ständigen Zufuhren von Sklaven ist das schwarze und braune Bevölkerungselement der Kapkolonie inzwischen so

stark angewachsen, daß drakonische Gesetze gegen jede Disziplinlosigkeit der Sklaven erlassen werden müssen. Niemals darf in einem Sklavenhirn ein rebellischer Gedanke aufkommen. Obschon das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven am Kap immer mehr patriarchalisch gewesen ist und obwohl Grausamkeit nicht im Charakter der Buren liegt, sind die Sklavengesetze doch von eiserner Härte.

Schon das drohende Erheben der Hand gegen den Burenherrn wird mit Todesstrafe geahndet. Das Herumlungern vor den Kirchentüren, auf Friedhöfen oder zu später Abendstunde zieht empfindliche Prügelstrafe nach sich.

Die Viehburen ziehen von Jahr zu Jahr weiter ins Kaffernland hinein. Von Elefantenjägern holen sie Nachrichten ein über die Beschaffenheit der Länder, die hinter dem nächsten Gebirgszug liegen; und da ihnen das ungebundene, freie Leben im wandernden Ochsenwagen gefällt, treiben sie in kleinen Gruppen von Tal zu Tal, von Hochfläche zu Hochfläche. Der vom Bezirk Swellendam nach Osten führende Pad liegt meist unter Staubwolken, weil Tag für Tag Herden treckender Buren dort entlangziehen.

Trotz aller Bemühung der Väter und Mütter wachsen die Kinder dieser Treckfamilien wie wilde Buschläufer auf, kaum, daß sie ein wenig lesen und schreiben lernen. Ein trutziges, hartes und selbstgerechtes Geschlecht wird in der Einsamkeit des grenzenlosen Gebirgslandes groß.

Alle Verordnungen der Gouverneure oder Landdroste nützen nichts. Immer weiter spannt sich der Wanderbereich der Viehburen.

Während der Regierungszeit des Gouverneurs Tulbagh stehen die Ochsenkarren bereits an der Mosselbai, einzelne prellen bis zu den Abhängen der Drakensberge vor; bald gibt es auch zwischen dem Kleinen Fischfluß und dem Buschmannsfluß Viehposten.

Als Gouverneur van Plettenberg, der Nachfolger Tulbaghs, im Jahre 1778 eine Inspektionsreise in das Innere unternimmt, gelangt er bis zum Oranjestrom. Dort läßt er zum Zeichen, daß dieser Punkt für alle Zeiten die Grenze des Kompaniegebietes sein soll, eine steinerne Säule mit dem Kompaniewappen errichten.

Auch hier oben im flüssereichen Vorland der Küstengebirge haben sich seit einiger Zeit wandernde Burenfamilien niedergelassen. Die bärtigen Familienväter kommen in das Lager van Plettenbergs geritten, grüßen ehrerbietig, aber ohne jede Unterwürfigkeit und bitten um Entsendung eines Pfarrers, eines Lehrers und – wenn möglich – eines Truppenpostens. Ihre Hauptklage in dem schönen, savannenartigen, von fetten Weiden strotzenden Lande gilt den Viehdiebstählen der »kleinen Chinesen«, wie sie die Buschmänner nennen, und den Überfällen von Negerstämmen, die in immer stärkerer Zahl über den Oranjestrom herüberwandern. Die Negerhorden greifen nicht nur die Buschmänner und Hottentotten an, rauben nicht nur den Eingeborenen Schafe und Rinder, Weiber und Vorräte, sondern treiben ebenso unbekümmert die Herden der weißen Buren fort, wenn sie nicht stark genug bewacht sind.

Die Araber haben ihnen den Namen Xosakaffern gegeben, das heißt soviel wie Ungläubige. Sie gehören zu der Bantuvölkergruppe, den unruhigen Nordsüdwanderern Innerafrikas.

Der Gouverneur hört aufmerksam dem Bericht der Patriarchen mit den wallenden Bärten und den blankgeputzten Flinten zu und verspricht ihnen nach reiflicher Überlegung, er werde einen Offizier mit einem Trupp Soldaten heraufschicken.

Zwei große Wanderbewegungen stoßen hier am Oranjefluß aufeinander: Von Süden und Osten dringen die Weißen, die bisher in der Kapebene als Nachbarn verstreuter Buschmänner und Hottentottenstämme gewohnt haben, vor, von Norden herab aber fluten die Ausläufer der Bantuwanderung.

Die Sage berichtet von einer Bantuurheimat an großen Seen, die weit gegen Mitternacht liegen sollen. Arabische Quellen aus dem 10. Jahrhundert berichten bereits, Bantustämme seien in Sofala und am Sambesi aufgetaucht. Die Wanderung der Schwarzen mag sich also über viele Jahrhunderte hingezogen haben; die Gründe für ihren Aufbruch sind unbekannt. Vielleicht waren es Angriffe stärkerer Völker, Seuchen, der Befehl von Zauberpriestern oder Naturkatastrophen.

Von Fluß zu Fluß, von Tal zu Tal schob sich langsam die stumme Woge der zahlreichen Bantustämme vor – der Rolong, Nguni,

Legoya und Digoya, der Kwene und der »Krokodilleute«. Jeder Stamm teilte sich wieder in Untergruppen auf. So wanderten die Nguni in drei Etappen: zuerst die Lala, dann die Mbo und zuletzt die Xosa. Weil aber die Xosa spät unterwegs waren, mußten sie an all den Ngunikrals, die schon errichtet waren, vorüberziehen und sich weiter im Süden nach Weideland für ihre Herden umsehen. Endlich fanden sie an dem Südufer des Großen Flusses, des Oranje, fette, nahrhafte Wiesen. Es war ein schönes und reiches Land; aber es gab dort Hottentotten, Buschmänner und bärtige Krieger weißer Hautfarbe, die Blitz und Donner in Rohren mit sich führten.

Vor Hottentotten und Buschmännern fürchteten sich die tapferen Bantukrieger nicht. Das Volk hatte auf seiner Wandersuche nach neuem Land genug fremde Völker vertrieben oder erschlagen; schlimmer als alle Neger aber erschienen ihnen die Weißen mit ihren Donnerrohren.

Am Ufer des Großen Flusses, des Oranje, liegt der Königskral der Xosa, die Residenz des »Großinkosi« Galeka. Sie besteht aus vielen halbkugeligen, großen Hütten, deren Stangengerüst mit feingewebten Bastmatten bedeckt ist. Einige Hütten prunken mit ornamentierten Matten als Zeichen dafür, daß dort ein Obmann oder ein Mitglied des Ältestenrates wohnt.

Abgesetzt von den Dorfhütten, breitet sich der Häuptlingskral mit seinen fünf Halbkugelhäusern, dem »Großen Haus«, dem »Haus zur Rechten«, dem »Kleinen Haus des Großen Hauses«, dem »Kleinen Haus des Hauses zur Rechten« und dem »Haus zur Linken«.

Längs der Dorfstraßen sind Felsbrocken aus dem Bett des Stromes zu Bruchsteinmauern geschichtet. Auf diesen Steinwällen kauern die Kinder, während die Mädchen und Frauen – nur mit dem Lendenschurz bekleidet, bunte Muschel- und Perlgehänge um Hals und Arm – vor den Hütten warten. Geschnatter und Geschrei rumort durch den Kral. Die Krieger der Xosa sammeln sich auf dem Platz vor dem »Großen Haus«, dem Sitz des Großen Rates.

Die Männer tragen Halskragen aus Federn und kurze Leinenschurze, die ebenfalls in bunten Federquasten enden; die Tapfersten der Tapferen haben sich Leoparden- und Gazellenfelle um die

Schultern geschlungen, auf den wolligen Rundschädeln wehen die steilen Federbüsche, die zur Kriegstracht gehören. In wildem Rhythmus stampfen die Tanzenden die Erde und schwingen die Keulen aus Hartholz, die Bündel schlanker, eisenbewehrter Wurfspeere und die fellbespannten Ovalschilde. Ein Zauberer, behangen mit Amuletten und Medizinen, tanzt mit dem rasselnden Medizinstab, um die Geister der Verstorbenen zu beschwören.

Jungmänner schlagen dröhnend die hohlen Baumstammtrommeln.

Eine wichtige Beratung ist angesagt: Boten vom Großen Fluß haben berichtet, daß weiße Männer mit allen Zeichen des Friedens den Buschpfad heraufkommen, um mit dem mächtigen König der Xosa zu reden.

Als die kleine Gruppe holländischer Soldaten in ihren Stulpenstiefeln, mit breitrandigen Hüten und auf der Brust gekreuzten Bandelieren aus dem Waldpfad kommt und die Dorflichtung betritt, geht ein bewunderndes Murmeln durch die Masse der Schwarzen. Die weißen Soldaten halten die Flinten schußfertig, an der Spitze stapft ein Bur, bärtig und sonnengebräunt, mit einem Stock, an dem ein weißes Tuch hängt.

Den Schluß des wehrhaften Zuges bildet Hauptmann Gordon, der Abgesandte des Gouverneurs, mit Federhut und Lederrock, den Degen in der orangeweißen Schärpe. Die Xosakrieger schütteln die Speere, dann öffnet sich die bunte Matte an der halbkugelförmigen Hütte, die alle anderen überragt. Der Induna, der allmächtige Minister König Galekas, verneigt sich, ein freundliches Lächeln auf dem schwarzglänzenden Gesicht, und bittet die Fremden einzutreten.

Auf dem mit kunstvoll geflochtenen Bastmatten bedeckten Boden der Hütte sitzen im Kreise die Mitglieder des Ältestenrates der Xosa. Die Verhandlungen können beginnen.

König Galeka und Hauptmann Gordon vereinbaren, daß der Oranjefluß künftig als Grenze zwischen dem weißen und dem schwarzen Volke gelten möge. Aller Streit soll in seinen gelbbraunen Wassern begraben sein.

Die holländische Abordnung kehrt befriedigt in das Burenland jenseits des Flusses zurück.

Doch der Friede währt nicht lange.

Schon im Winter 1779 melden reitende Boten aus dem Gebirge den Viehburen, daß die Xosa den Vertrag gebrochen hätten und in Scharen den Oranjefluß überschritten. Als Ursache wird eine innere Fehde angegeben; ein Teil des Stammes sei gezwungen worden, seine Weiden weiter südlich zu verlegen.

Tausende von Bantu kommen mit Familien, Viehherden und abgebrochenen Hütten über den Strom. Die Hottentotten fliehen nach Süden, und auch die weit verstreut wohnenden Burenpatriarchen der Grenze lassen aufladen und wenden die Ochsenwagen den Gebirgspässen zu. Sie beginnen, das schöne Land jenseits der Drakensberge aufzugeben.

Die Hilferufe des Grenzlandes verhallten ungehört. Der Politische Rat und der Gouverneur in Kapstadt sitzen zu weit vom Schuß, um sofort und energisch zu handeln. Während des ganzen Jahres 1779 liegt die Hauptlast der Abwehr bei den Grenzburen, die aus allen Männern, die fähig sind, eine Flinte zu halten, berittene Kommandos bilden und den Xosa entgegenstellen.

Im Oktober 1780 endlich entschließt man sich in Kapstadt zum Handeln. Ein erfahrener Buschläufer, der Bur Adriaan van Jaarsveld, wird zum Feldkommandanten der Ostgrenze und zum Führer im Ersten Bantukrieg ernannt.

Jaarsveld sammelt eine kleine berittene Streitmacht von zweiundneunzig Buren und vierzig Hottentotten um sich. Jeder Mann ist mit Büchse und Munition wohl versehen und kennt Land und Leute genau.

Die Buren führen den Buschkrieg auf eine ganz neue Art, die später als klassische Taktik im Kampf mit Eingeborenen gilt. Die Reiterschar zieht mit ihren Ochsenkarren kreuz und quer durchs bedrohte Land. Gelangt man in die Nähe eines Xosakrals oder erfährt man von dem Herannahen eines feindlichen Heerhaufens, so werden die Planwagen in engem Kreis aufgefahren und die Zwischenräume in den Rädern und bei den zusammengeketteten Deichseln mit dichtem Dornbusch ausgefüllt. Die Wagenburg umschließt die Zugtiere, die Vorräte und ein paar Männer als Verteidiger.

Der berittene Angriffstrupp aber jagt mit donnerndem Galopp in den Kral. Ist die Übermacht zu groß, so ist immer die Wagenburg da, in die man sich retten kann.

Als die Buren die zahlenmäßig weit überlegenen Xosa auch im offenen Gefecht gestellt und geschlagen, ihnen zudem mehr als fünftausend Stück Großvieh abgenommen haben, brechen die Schwarzen den Vormarsch nach Süden ab und fluten auf das Nordufer des Flusses zurück. Die Viehburen können ihre Weiden wieder in Besitz nehmen.

Ereignisse, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Welt in Unruhe versetzen, greifen auch auf die Kapkolonie über. Ausgangspunkt sind die amerikanischen Kolonien Englands.

Die Bürgerschaft von Boston – einer Kolonialstadt wie Kapstadt – hat aus Zorn über die ungerechtfertigten Steuern der britischen Regierung und aus Protest dagegen, daß sie zwar Steuern zahlen, dem Parlament jedoch nicht angehören soll, Schiffe der englischen Ostindienkompanie gestürmt und sich gegen die Truppen Seiner Majestät mit Erfolg zur Wehr gesetzt. Trotz der laufend nach Amerika verschifften Truppenverstärkungen ist es den Engländern bisher nicht möglich gewesen, den Aufstand der Kolonisten zu unterdrücken.

Als im September 1776 ein holländischer Indiensegler die Kunde von der »Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika« nach Südafrika bringt und ein Auszug aus dem Protokoll der berühmten Kongreßsitzung des 4. Juli 1776 veröffentlicht wird, feiert man in Kapstadt ein Freudenfest mit Fackelzug und Feuerwerk.

Überall wird der Freiheitskampf Amerikas diskutiert, die Gebildeten schließen sich zu liberalen, demokratischen Klubs zusammen, selbst auf den entlegensten Farmen erregt man sich über das Problem der Volkssouveränität, über das Recht der Bürger, sich von einer mißliebigen und schlechten Regierungsform selbst zu befreien. Begehrteste Bücher sind nicht mehr wie früher modische Romane aus Paris, sondern die revolutionär-philosophischen Werke von Montesquieu und Rousseau. Der Drang nach persönlicher Freiheit, der in der kräftigen Luft des Kaplandes und angesichts der ungebundenen Weite der Landschaft niemals erstorben ist, wird immer aggressiver, oppositioneller und rebellischer. Es bedarf nur eines äußeren Anstoßes, die gärenden Kräfte in der Kapkolonie zum Ausbruch zu bringen. Wie immer in der

Geschichte der Völker ist dieser Anstoß geringfügig und wenig folgerichtig.

Da lebt in der Nähe von Stellenbosch der Nachfahre eines in Kompaniediensten zum Kap gesegelten deutschen Soldaten, Karl Hendrik Buitendag. Der Mann taugt nicht viel, er säuft, verprügelt in der Trunkenheit seine Familie und macht ein paarmal mit der Polizei Bekanntschaft. Das ändert sich, als ihn eines Tages einige der alttestamentarisch gerechten und über sein schlechtes Vorbild empörten Nachbarn aufsuchen. Nach der zwei Stunden währenden, ziemlich handgreiflichen Unterhaltung mit den hochgewachsenen kräftigen Männern bessert sich das Verhalten Buitendags. Fast über ein Jahr führt er ein solides, ordentliches Leben.

In dieser Zeit gerät dem Fiskal Boers, einem in der Bürgerschaft übel angesehenen Beamten, durch Zufall der alte Polizeiakt Buitendags in die Hände. Ohne weitere Untersuchungen anzustellen, beschließt er, die Kolonie von diesem üblen Subjekt zu befreien. Am Morgen des 20. Januar 1779 umstellen schwarze Gerichtsdiener das kleine Gehöft Buitendags und verhaften den Hausherrn. Unter dem Protest der Nachbarn wird der Festgenommene in Fesseln nach Kapstadt abgeführt und mit dem nächsten Schiff nach Batavia auf Java verbannt.

Das Ereignis wühlt die ganze Kolonie auf. Es geht nicht um den vielleicht fragwürdigen Mitbürger Buitendag, es geht um die Wahrung der »Grundrechte«, um den Widerstreit von Gesetz und Willkür, um die Sicherheit jedes einzelnen Bürgers.

Die Kolonisten wählen vier angesehene Männer aus ihrer Mitte, verfassen eine wütende Beschwerdeschrift und schicken die Abordnung nach Holland zur Direktion der Kompanie. Die Tage des Willem Adriaan van der Stel scheinen wiedergekehrt.

Bei den Forderungen, welche die Südafrikaner in Amsterdam vorbringen, haben die Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung Pate gestanden. Die Kapkolonie verlangt: verfassungsmäßige Festlegung der Gesetze, Neuformulierung des unverständlichen römischen Rechts in einer dem Volke begreiflichen Sprache und Form, Schutz vor willkürlicher Festnahme und das Verbot, daß ein Weißer von farbigen Gerichtsdienern abgeführt wird.

Die Kolonisten bestehen zusätzlich auf freiem Handel; wenigstens zwei bis drei Schiffe im Jahr wollen sie unabhängig von

der Kompanie auf eigene Rechnung zum Tauschhandel nach Ostindien, Madagaskar und Ostafrika entsenden. Sie bitten um ständige Vertretung durch freigewählte Bürgerräte im Politischen Rat und beim Kolonialgericht.

Die Heeren Seventien ordnen zwar die sofortige Rückführung des verbannten Buitendag an, der auf der Heimreise an Skorbut stirbt, aber die übrigen revolutionären Forderungen der Kolonie lehnen sie ab.

Bevor noch die Nachricht von dem Mißerfolg der Gesandtschaft nach Kapstadt kommt, tritt ein Ereignis ein, das den Fall Buitendag in Vergessenheit geraten läßt: Ein Schnellsegler bringt im März 1781 die Kunde vom Kriegsausbruch zwischen Frankreich-Holland einerseits und dem englischen Weltreich anderseits.

Mit Recht befürchtet man am Kap, daß England, das zur beherrschenden Macht in Ostindien geworden ist, den wichtigen Stützpunkt an der Südspitze Afrikas, der ihm noch in der Kette seiner Etappenstationen zwischen Gibraltar und Bombay fehlt, nicht unbehelligt lassen wird. Die Lage ist bedrohlich. Von den fünfhundertdreißig Mann der Garnison sind mehr als ein Viertel als Arbeiter draußen auf den Farmen beschäftigt, und die dreitausend Mann zählende Bürgerwehr ist über den riesigen Bezirk zwischen dem Oranjefluß und dem Großen Fischfluß verstreut.

Unter Commodore Johnstone läuft eine englische Flotte mit dreitausend Mann Marinetruppen gegen das Kap aus. Aber die Franzosen holen mit einer von Admiral André de Suffren geführten Flotte die Briten an den Kapverdischen Inseln ein, schlagen sie in einem Gefecht vorübergehend zurück und erreichen Kapstadt. Als die britischen Kreuzer nachfolgen und an der Tafelbai auftauchen, marschieren die französischen Regimenter mit klingendem Spiel am Strand auf, und die großen Franzosenschiffe zeigen drohend ihre Kanonen.

Noch einmal ist die Kapkolonie gerettet. Eine französische Besatzung von mehr als dreitausend Mann bleibt bis zum Kriegsende im Jahre 1784 in Kapstadt und Simonstown.

Ein stiller Herbsttag des Jahres 1787 blaut über dem Tafelberg, als drei der großen Linienschiffe der Ostindienkompanie in der Bai vor Anker gehen. Der Strand und die Landekais sind schwarz

von Gaffern, die seit einer Stunde die Landemanöver der Flotte verfolgen. Die neue Festung zieht die Flagge der Generalstaaten und die der Kompanie auf, weißgrau wolkt der Rauch von den Bastionen, und der Donner des Geschützsaluts rollt grollend über die Dächer der Stadt. Sekunden später antwortet das Flaggschiff auf der Reede.

Mit freiem Auge ist zu erkennen, wie blauuniformierte Soldaten mit weißen Bandelieren und messingschimmernden Beschlägen in Linien auf dem Vordeck der Schiffe antreten und über die Steignetze in die Boote klettern.

Ein halbes Dutzend schwarze Vorreiter in der Livree des Gouverneurs Mynheer van den Graaffs sprengt aus der Hauptstraße zum Anlegeplatz. Unwillig machen die Bürger Platz für die vierspännige Prunkkutsche, in welcher der Gouverneur und sein Stellvertreter, Johannes Isaak Rhenius, sitzen. Die Equipagen einiger hoher Kompaniebeamten folgen und reihen sich am Kai zum Empfang auf.

Von der Bergstraße, die zum Fort hinaufführt, klingt Militärmusik auf. Trommeln rasseln, Querpfeifen schrillen, und die Zimbeln erklingen.

In weiß-roten Uniformen rückt eine Kompanie des Schweizer Mietregiments de Meuron heran. Die Kapstädter Bürger kennen den Hauptmann, der sie hoch zu Roß mit hochmütiger Miene anführt. Das ist der Deutsche Graf von York, der wegen Befehlsverweigerung bei den Preußen kassiert worden ist und nun sein Glück in den Kolonien versucht.

Die ersten Boote mit den ausgeladenen Soldaten legen an und werfen ihre Menschenfracht auf die Mole. Die Soldaten sind Württemberger, die ihr Landesfürst Karl Eugen an die Niederländische Kompanie verkauft hat, Regimentskommandeur ist der Oberst Theobald von Hügel.

»Sind Brandenburger unter euch?« fragt Landdrost Hermann Otto Woeke, der selber Anno 1769 als Soldat der Kompanie zum Kapland gekommen ist.

»Ich glaube ja, Herr«, antwortet einer der jungen, verstört aussehenden Uniformierten. »Wir haben einen preußischen Landarbeiter bei der Kompanie und einen Hallenser Studenten. Ich selber heiße Heiner Schöllkopf und stamme aus Forst an der Haardt, wo meine Eltern ein Wirtshaus betreiben. Mich haben

die Häscher auf dem Weg zur Hochzeit aufgegriffen, und so wartet mir daheim eine Braut, die sich die Augen ausweint . . .«

»Heul' Er den guten Leuten nichts vor!« schimpft ein Korporal und tritt mit geschwungenem Stock herzu, »reih' Er sich ein, Schöllkopf, sonst kommt das Donnerwetter über Ihn!«

Die Kompanien formieren sich rasch, Fahnen werden entrollt, Offiziere salutieren, der Gouverneur begrüßt Oberst von Hügel.

Ein Stabskapitän übernimmt das Kommando, während die höheren Offiziere sich neben die Equipage des Gouverneurs verfügen.

Scharfe Kommandos! Die lange Linie aus blauem Tuch und weißem Leder erstarrt, die Gewehre werden geschultert, dumpf dröhnt der Boden unter dem Marschtritt des defilierenden Regiments. Sie ziehen – achthundert Mann stark – an den hohen Offizieren und Besuchern vorüber und schwenken in die Straße zur Festung ein.

Plötzlich klingt eine Melodie über dem Wald von Gewehren auf. Es ist eine schwermütige, traurige und klagende Weise – das Lied der durch die Willkür ihres souveränen Fürsten in die Fremde verschacherten deutschen Soldaten:

»Und wenn Soldat und Offizier
gesund ans Ufer springt,
dann jubeln wir, ihr Brüder, ha,
nun sind wir ja in Afrika!
Und alles dankt und singt!

Wir leben drauf in fernem Land
als Deutsche brav und gut.
Und sagen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind doch brave Leut!
Sie haben Geist und Mut.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
wir seinen Götterwein:
So denken wir vor Sehnsucht weich,
ihr fernen Freunde, dann an euch,
und Tränen fließen drein . . .«

Das Lied, dessen letzte Strophe die Württemberger angestimmt haben, ist ihnen von einem Landsmann, dem auf dem schrecklichen Hohenasperg gefangenen Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, zu ihrem Auszug aus Ludwigsburg geschrieben worden.

Bald nach der Landung des neuen Regiments fordert Woeke, der Landdrost des neuen Distriktes Graaff-Reinet, dringend Soldaten zum Schutz der Fischflußgrenze gegen die unruhigen Bantus. Auch die Hottentotten und Buschmänner haben wieder zu Speer und Giftpfeil gegriffen.

Dort oben in den Bergen, auf den fernen Hochflächen mit ihren Wildweiden und entlegenen Tälern, tobt seit langem ein harter Grenz- und Rassenkampf. Fortgesetzte Viehdiebstähle, Überfälle auf Frauen und kampierende Jäger und Hirten halten die Buren in ständiger Aufregung. Jeder Versuch, mit den Ureinwohnern des Landes in ein gutnachbarliches Verhältnis zu kommen, scheitert.

Schlimmer aber als dieser »häusliche« Streit ist die wieder zunehmende Unruhe der Bantustämme jenseits des Großen Fischflusses. Nach einem Besuch im Kral eines Xosahäuptlings gewinnt Woeke die Überzeugung, daß die Bantu einen neuen Vorstoß ins Burenland vorbereiten. Besorgte Hilferufe gehen nach Kapstadt und fordern von neuem militärische Sicherheitsmaßnahmen. Aber nichts geschieht. Die Regierung, von den bürokratischen unteren Verwaltungsstellen falsch unterrichtet, lehnt jede Hilfe ab. Man möge gefälligst freundschaftliche Verbindungen mit den Eingeborenen aufnehmen und bedenken, daß der Bantu der eigentliche Herr des Landes sei, antwortet der Gouverneur verärgert und mit scharfer Zurechtweisung.

Als im März 1789 reitende Boten auf abgehetzten Pferden in Kapstadt melden, die Xosastämme hätten in großen Kampfgruppen den Fischfluß überquert und trieben die Herden der Buren davon, ist man im Kapstadter Politischen Rat völlig überrascht. Nach kurzer Beratung geht schließlich der Befehl an den Landdrost Woeke, den bereits begonnenen Grenzkampf einzustellen und zu versuchen, Frieden und Abzug der Bantu durch Geschenke zu erkaufen. Das geraubte Vieh möge man ihnen belassen.

Die Männer der Bürgermiliz haben indessen bereits den größten Teil der Neger über den Fischfluß zurückgeworfen; zähne-

knirschend gehorchen sie dem unverständlichen Befehl. Von diesem Tage an gilt an der Grenze das Gouvernement nichts mehr. Die wettergegerbten Buren des wilden Weidelandes wissen nun, daß sie nichts mehr von der bankerotten Niederländischen Kompanie zu erwarten haben.

Um diese Zeit hört man auch in Südafrika vom Ausbruch der Französischen Revolution, von der Erstürmung der Bastille und der Verkündung der »allgemeinen, unveräußerlichen Menschenrechte«. Die neuen Ideen fahren wie der Kapsturm in glimmendes Steppengras und tragen die zündenden Funken weit übers Land.

Die Ereignisse überstürzen sich.

Am Großen Fischfluß und am Kowie-Rivier brechen die Xosa von neuem in langen Kolonnen federgeschmückter Kriegshaufen in den inneren Distrikt Graaff-Reinet ein. Auch zwischen Kowie- und Swartkopffluß brennt die Grenze, von hundertzwanzig Bauerngehöften gehen hundertsechzehn in Flammen auf. Eine wilde Flucht der weißen Familien nach Süden und Westen setzt ein. Burenkommandos suchen die Xosa in offenen Gefechten zu stellen – doch die Eingeborenen sind schlau geworden, weichen aus und beschränken sich auf Buschkrieg und nächtliche Überfälle.

Erst als die Bürgermiliz wieder mobilisiert und organisiert ist, wendet sich das Blatt. Die vereinten Heerhaufen der Siedler, die jetzt unter eigener Führung und unabhängig von der ohnmächtigen Regierung in Kapstadt operieren, führen den Krieg mit schonungsloser Härte und treiben die Bantu in mächtigem Ansturm über den Großen Fischfluß zurück. Doch während noch die Hochebenen und Täler des Grenzlandes von Schüssen und Kriegsrufen widerhallen und der Qualm der brennenden Gehöfte und Negerkrale über den Gebirgen weht, treten neue aufwühlende Ereignisse ein.

Am 1. Februar 1793 erklären England und die Niederlande, daß sie sich im Krieg mit dem Französischen Nationalkonvent befinden. Die niederländischen Grenzfestungen vermögen dem revolutionären Elan der angreifenden Franzosen nicht zu widerstehen.

Truppen des Konvents unter General Pichegru fallen im Winter 1794/95 über die gefrorenen Kanäle in die Niederlande ein. Am 17. Januar 1795 flieht der Statthalter Wilhelm von Oranien nach England, und die Generalstaaten proklamieren einige Tage später die Batavische Republik von Frankreichs Gnaden.

Die Kapkolonie spaltet sich nach Bekanntwerden der Ereignisse in zwei Lager. Die Partei der »Patrioten« verlangt die Anerkennung der Batavischen Republik und bekennt sich zu den Idealen Frankreichs; die »Oranjemannen« wünschen Wiederherstellung des alten Zustandes und hoffen auf das rettende England, dessen Flotten immer noch die Meere beherrschen.

Südafrika ist innerlich zerrissen, durch den fortdauernden Bantukrieg geschwächt und seiner regulären Truppen entblößt. Als im Juni 1795 die Flotte des englischen Admirals Elphinstones vor der Tafelbai aufkreuzt, ist an Widerstand nicht zu denken. Wenige Tage später ankert das Geschwader vor Simonstown und landet dort séchzehnhundert Mann Gardeinfanterie unter General Craig. Der Politische Rat bietet die Kapitulation an. Die Kapbürger behalten ihren Besitz, die Waffen und die Freiheit; die wenigen Kompaniesoldaten zahlen die Zeche und werden zu Gefangenen gemacht.

Die Barbaresken Nordafrikas

Durch den breiten Wüstengürtel von Zentral- und Südafrika getrennt, nimmt der am Mittelmeer gelegene Küstenstreifen des Kontinents eine Entwicklung, die vornehmlich vom mittelmeerischen Kulturkreis bestimmt wird. Wenngleich durch die Karawanenstraßen der Sahara und der Libyschen Wüste eine ständig hin und her fließende Verbindung mit den Niger-, Tschadsee- und östlichen Sudanstaaten besteht und immer wieder durch Eroberungszüge der Nordafrikaner oder durch herangeführte Sklavenscharen oder Händler ein Bluts- und Kulturaustausch zwischen Nord und Süd stattfindet, wird das Schicksal der staatlichen Gebilde Afrikas, soweit sie an das Mittelmeer angrenzen, doch vorwiegend von den mächtigen Staaten des Mittelmeerraumes bestimmt: von Europa, von der Türkei oder von Ägypten.

Es waren die Römer, die bei ihrem Bestreben, das »Mare nostrum« zum Binnensee ihres Imperiums zu machen, die Mittelmeerkultur auch nach Nordafrika und bis nach Mauretanien-Marokko trugen. Aber auch sie mußten erst das ältere, semitisch-phönikische Staatsgebilde der Karthager stürzen, ehe sie ihre Legionen gegen Cirta-Constantine oder gar nach Tingis-Tanger in Marsch setzen konnten. Dort war das wilde Grenzland bewohnt von Barbaren, die, in tausend Stämme zerfallen, unter dem Sammelnamen der Berber vom Atlantischen Ozean bis tief in die südlichen Wüsten und an die Grenzen Ägyptens hausten und von Viehzucht, ein wenig Ackerbau, von Räuberei und Krieg lebten.

Die Römer betrachteten diese afrikanischen Provinzen, so weit sie über das von den Karthagern in ein Plantagenparadies verwandelte Libyphönikien (Tunesien) oder über die von den Griechen kultivierte Pentapolis – die Cyrenaika – hinausreichten, als Pufferräume, die den Frieden sicherten und für den Krieg in anderen Weltgegenden kampftüchtige Reiterscharen lieferten. Im übrigen ließ man jene barbarischen Völkerschaften unangetastet. Die römischen Statthalter waren froh, wenn Friede an den Grenzen herrschte.

Die Berberei blieb – abgesehen von einzelnen Stadtgründungen in Meeresnähe und Ansiedlungsversuchen römischer Bauern – sich selbst überlassen. Kein Wunder, daß diese kaum jemals völlig erschlossenen Landstriche sofort in ihren ursprünglichen Zustand zurückfielen, als Roms Schicksalsstunde nahte und das Imperium unter dem Anprall der Nordvölker zusammenbrach.

Nach dieser welthistorischen Wende verläuft die nordafrikanische Geschichte für lange Zeit nach dem Gesetz des Wüstensandes, der keine festen Formen kennt; sie erschöpft sich in Stammesfehden, müht sich unter einzelnen großen Persönlichkeiten um vorübergehende Zusammenschlüsse, um doch immer wieder zurückzusinken in die Teilung und Verästelung der Täler, Gebirgszüge, Ebenen und Bezirke. Wie kurze, heftige Stürme geht der Eroberungszug der Vandalen, ihre Unterwerfung, Ausrottung oder Vertreibung durch die Byzantiner und das ewige Geflacker der Aufstände über den weiten Raum hin.

Der große Anstoß der Geschichte erfolgt im 7. nachchristlichen Jahrhundert. Von Ägypten herüber erfaßt die Flamme des Is-

lams, getragen von arabischen Heeren, ganz Nordafrika. Das Weltreich der Kalifen greift mit seinem westlichen Arm bis nach Spanien, ja zeitweise bis vor die Tore von Paris.

Das Kalifenreich spaltet sich, der christliche Gegenangriff von Spanien her setzt schon in den Tagen Karls des Großen ein und wird in den Jahrhunderten des spanischen Kreuzzugskampfes fortgeführt, bis endlich der Boden der Iberischen Halbinsel von den Mauren gesäubert ist und eine klare Front zwischen Europa und Nordafrika verläuft.

Das Herrschergeschlecht der Meriniden in Marokko hält lange Zeit an dem Plan fest, Spanien für den Islam zurückzuerobern, während die Kastilier und bald auch die zur Selbständigkeit gelangten Portugiesen zur Attacke auf afrikanisches Gebiet übergreifen. Doch den europäischen Christen ergeht es beim Angriff auf Nordafrika ebenso, wie es vordem den Mauren, Berbern und Arabern bei ihrem Vorstoß nach Europa geschehen ist: Sie gelangen nicht über einzelne eroberte Gebiete des fremden Erdteils hinaus, und es bleibt ihnen versagt, die gewonnenen Zonen auf die Dauer zu besiedeln und festzuhalten.

Marokko, dessen Fürsten einst in Spanien geherrscht haben, verliert nicht nur seine Eroberungen auf der Iberischen Halbinsel, sondern es wird auch auf ein Gebiet zurückgeworfen, aus dem es kein Ausbrechen mehr gibt. Da die Marokkaner kein seefahrendes Volk sind, verwehrt ihnen das Meer in Zukunft erneute Vorstöße nach Norden; nach Osten scheiden hohe Gebirge sie von der arabisch-berberischen Mischbevölkerung Algeriens, der ganze Süden ist von der Wüste umgrenzt. Einzelne marokkanischen Fürsten suchen zwar mit wilden Reiterheeren das sagenhafte Timbuktu zu erreichen; aber sie versagen alle an der Gewalt der Wüste.

Die Geschichte Marokkos entlädt sich in endlosen inneren Stammesfehden, in Fürstenmord und ewigen Unruhen; die übrige orientalische Welt blickt mit Geringschätzung und Ablehnung auf den Staat, der ihnen nur durch den gemeinsamen Glauben verwandt erscheint.

Anders ergeht es den Küstengebieten von Algier, Oran, Tunis und Libyen. Durch Zuwanderung der aus Spanien vertriebenen Mauren und Juden, durch Neger aus Innerafrika und abenteuerliche Existenzen aus dem gesamten Mittelmeergebiet erhält dieser

große Mischkessel eine ungewöhnlich starke Explosivkraft. Die Bewohner der algerischen und tunesischen Küsten gehen auf See und machen den Seeraub zum nationalen Gewerbe. Die ewige Belästigung der Schiffahrt veranlaßt die Spanier schließlich zur kriegerischen Landung in Ceuta, Melilla, Budschi und auf der Insel vor Algier; sie erobern 1509 Tunis und Tripolis und machen die räuberischen arabischen Scheichs zinsbar.

Das alles geschieht in einer Zeit des bedrohlich aufsteigenden Osmanenreichs, das seit Selims Tagen die Nachfolgeschaft der arabischen Kalifen angetreten hat. 1523 entsendet Suleiman der Prächtige Pascha Horuk und Pascha Chaireddin Barbarossa nach Nordafrika. Die arabischen Dynastien in Tripolis, Tunis und Algier werden gestürzt, Nordafrika wird türkische Provinz.

Vergeblich sind die Gegenstöße Kaiser Karls V., selbst die große Expedition von 1535 endet als Fehlschlag. Lange Zeit herrschen in Algier die Türkenpaschas. Als sich der beginnende Verfall des Osmanischen Reiches abzuzeichnen beginnt, wählen die wilden Horden in Algier und Tunis eigene Deis und kümmern sich den Teufel um die Anordnungen und Befehle aus Instanbul.

Die fast gesetzlosen Staaten der Piraten und Räuber lagern weiterhin gleich hungrigen Seewölfen vor den südlichen Pforten des Mittelmeeres.

Europa gibt den nordafrikanischen Seeräubern den Namen »Barbaresken«, eine Wortverbindung aus Berbern und Barbaren.

Trotz Seeraub und Plünderzügen der Barbaresken bestehen gewisse Handelsbeziehungen zu Frankreich, Spanien und Italien weiter: Korallenhändler, Schwammfischer und Kaufleute mit Orientwaren laufen Marseille, Genua, Barcelona und Venedig an; Renegaten aus Frankreich, Korsika und Italien lassen sich in Algier nieder.

Als die Piraterie zur unerträglichen Plage aller seefahrenden Nationen wird, nehmen Engländer, Genuesen, Neapolitaner, Spanier, Holländer und Franzosen den Kampf gegen die Barbaresken auf. Allein im 17. Jahrhundert bombardieren die Briten Algier in den Jahren 1622, 1655 und 1672, die Franzosen 1661, 1665, 1682, 1683 und 1687. Doch die Janitscharen und Barbaresken, die in dem Räubernest Algier herrschen, bleiben die Antwort nicht schuldig. Sie beantworten das Bombardement der Flotte Ludwigs XIV. im Jahre 1687 damit, daß sie alle in Algier weilenden

Franzosen, den Konsul an der Spitze, vor die Mündungen ihrer Kanonen binden.

Auf dem Mittelmeer weht weiterhin die Flagge der Piraten . . .

Die Schiffahrt ist zum Abenteuer geworden, und Europas südliche Ufer spähen Nacht für Nacht mit tausend wachsamen Augen hinüber nach Afrika, woher immer neue Gefahr heraufschwillt.

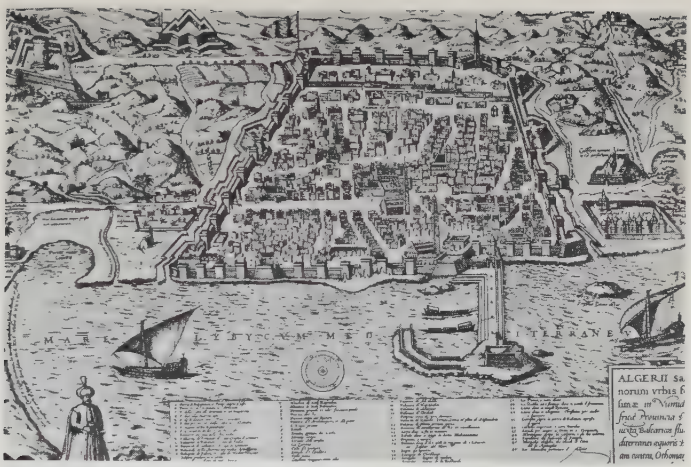
Zehntausende christlicher Seeleute, Bauern und Handwerker, von Barbaresken nach Algier, Oran oder Tunis verschleppt, fronen als Sklaven unter der glühenden Sonne Afrikas den grausamen Herren der Barbarenküste.

Einer dieser Unglücklichen ist der deutsche Matrose Johann Michael Kühn, der auf einer Handelsfahrt im Mittelmeer von einem algerischen Korsaren gefangengenommen und in das gefürchtete afrikanische Raubnest verschleppt wird. Vierzehn Jahre bleibt er in schrecklichster Sklaverei, lernt Land und Leute kennen und gibt in seiner im Jahre 1741 erschienenen Lebensbeschreibung ein lebendiges Bild der Zustände in Algier.

Algier – Freiheitsnest und Räuberburg, Hafen der Gestrandeten, letzte Zuflucht für den Auswurf zweier Welten. Aus Asien und Europa sammelt sich hier am afrikanischen Ufer die Spreu. Neger aus Innerafrika, die grausamen Häuptlingen oder den Sklavenjägern entkommen sind und die sich unter die schützenden Fittiche des Islams geflüchtet haben, berberische Urbevölkerung, Flüchtlinge aus Spanien, die von religiöser Unduldsamkeit vertrieben sind, Abschaum afrikanischer Häfen, alles drängt hier durcheinander, säumt die engen, fensterlosen Gassen, die mit bunten Sonnensegeln überspannt sind.

Hier strömen die gekaperten Waren aller Meere zusammen: Rosinen, Mandeln, Gewürze, Zucker und Seide, Bahreinperlen, Edelsteine aus Indien, Gold aus dem Orient, Teppiche aus Persien, kunstvolle sarazenische Leder- und Stahlwaren, Korallenschmuck aus Marseille oder Venedig, Hamburger Heringe und englische Gewebe.

Wenn ein gekapertes Schiff eingebracht wird, erblicken die gefangenen Seeleute aus den Luken ihres Gefängnisses unter Deck weiße Torbögen und grüne Vorgebirge, sie sehen die lilienschlanken Türme der Moscheen. Wenn sie an Land gebracht werden,



Ansicht der Stadt Algier im 16. Jahrhundert. (Kupferstich, 1574)

packt sie der ganze Jammer ihres Schicksals. Über steinerne Treppen werden sie vom Hafen zur eigentlichen Stadt emporgejagt. An den Kais und Molen, an den Straßen und Mauern werken in dürftigen Lumpen, von einer erbarmungslosen Sonne verbrannt, Tausende von Christensklaven unter den Nilpferdpeitschen dunkelhäutiger Aufseher, und nur die wenigsten dürfen auf Befreiung durch Lösegeld hoffen.

Fünfundzwanzigtausend Sklaven soll es zu dieser Zeit in Algier geben!

Manche tragen eiserne Ketten und Schellen an Händen und Füßen, andere ziehen schwere Kugelgewichte nach.

Johann Michael Kühn schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

»Etliche der bestialischen Begleiter brachten uns durch die Mulei oder Dammpforte in die Stadt, und wir kamen zum erstenmale auf den Badissan oder Menschenmarkt. Weil nun gerade Karfreitag war, seufzte ich zu meinem Erlöser von Herzen, tröstete mich mit seinen Leiden und fand dadurch viele Gelassenheit in mir selbst.

Ein Ausrufer führte mich sogleich auf dem Sammelplatz alles irdischen Jammers zum öffentlichen Verkauf herum und bot mich feil. Nun fanden sich zwar einige Kaufleute ein, die aber nicht genug geben wollten, weswegen der Räuber selbst ein gewisses Geld auf mich setzte. Der Telial oder Ausrufer führte mich dann noch einmal herum und schrie: ›Arache! Arache!‹ Als sich aber niemand fand, der mehr bezahlen wollte, wurde ich einstweilen mit schweren Ketten gebunden und in ein dunkles Loch gesteckt. Das war mein erstes Nachtquartier in dem verfluchten Algier . . .«

Am folgenden Tage, es ist der Ostersamstag, steht Johann Michael Kühn abermals auf dem Menschenmarkt. Ein Türke mit einem Makler läßt den Sklaven Sprünge und Läufe vorführen, sie greifen ihm ins Maul und betasten den Zustand seines Leibes wie bei einem Schlachtvieh. Schließlich ist der Türke bereit, den geforderten Preis zu bezahlen, und der Handel kommt zustande.

Kaum hat Johann Michael Kühn seinen Besitzer gewechselt, so wird ihm eine zwölfpfündige Kette um Hand- und Fußgelenke geschmiedet. Mit der eisernen Last beladen, muß der Gefangene hinter seinem Herrn nach Hause traben.

Die Wohnung des Türken liegt ungefähr zweihundert Schritt vor dem Tore Babal-Sand inmitten eines Gartens. Im rückwärtigen Teil des Parks öffnet sich eine finstere Erdhöhle – die von Ungeziefer aller Art belebte Behausung der Sklaven. Kühn hat Glück: Man glaubt ihm, daß er nur ein armer Matrose ist, von dessen Anverwandten kein Lösegeld erwartet werden kann. Andere haben es schwerer:

»Sobald die Sklaven auf den Badissan geführt werden, finden sich viele alte Sklaven ein, die sie genau besichtigen. Kennen sie einen darunter, geben sie es bei den vermögenden Türken an und raten, ihn zu erwerben. Er habe Mittel, stehe in guten Umständen und könne sich wohl loskaufen. Sie bekommen dafür ein Trinkgeld. Der arme Sklave aber wird, wenn er leugnen will, bald durch die Peitsche des Aufsehers zum Bekenntnis genötigt; er mag dann seinen Freikauf ernstlich betreiben, will er nicht die Hölle auf Erden haben.
Ja, die Türken rühmen sich, aus der Physiognomie unfehlbar zu erkennen, ob einer aus vornehmem Geschlecht sei oder nicht.

Dabei irren sie sich aber vielmals gewaltig. Mancher arme Schelm, der einen guten Empfehlungsbrief im Gesicht und sonst wohl nicht einen Heller Vermögen hat, läuft die größte Gefahr, über Gebühr von seinem Patron erhöht zu werden. Ich hatte das Glück, daß mein Patron meinem Geständnis, ich sei blutarm, gleich anfangs glaubte. Ich blieb also künftig von allen weiteren Fragen verschont.«

In den folgenden Wochen muß Kühn auf einer Werft als Zimmermann bei dem Neubau eines Schiffes für seinen Herrn arbeiten.

Als das Schiff von Stapel gelaufen und ausgerüstet ist, wird ihm befohlen, an Bord zu gehen, um Dienst als Matrose zu tun. Der Segler heißt »Die goldene Sonne«, führt vierundvierzig Kanonen und dreihundert Mann an Bord. In Gemeinschaft mit der Kriegsschaluppe »Das weiße Pferd« läuft der Pirat aus der Bucht.

Die Behandlung der dreißig bis vierzig Sklaven an Bord ist grausam und mitleidslos. Wegen geringer Verfehlungen werden die Christen mit dem Schiffstau verprügelt. Fünfzig oder hundert Schläge sind keine Seltenheit.

Endlich, nach langem Kreuzen in der spanischen See, begegnet den Türken vor Malaga eine spanische Bark; sie schneiden ihr den Weg ab, entern sie und machen die Mannschaft zu Sklaven.

Die Piraten nehmen wieder Kurs durch die Straße von Gibraltar, sie legen sich auf die Schiffahrtslinie nahe Kap St. Vincent und sichten Anfang September zwei Hamburger Kauffahrer, von denen sie einen einholen und kapern. Die Hamburger Brigg ist auf der Heimfahrt und hat Tabak und Zucker geladen, eine willkommene Beute für die Barbaresken. Die deutsche Besatzung wird übel mißhandelt und in die Zwischendecks geworfen.

Anfang Oktober segeln die Barbaresken wieder ins Mittelmeer, doch auf der Höhe von Gibraltar steigen die Segelgebirge von vier großen Kriegsschiffen über die Dünung herauf. Vom Großmast der Kreuzer weht die holländische Flagge.

Vergeblich suchen die Seeräuber zu entkommen, sie werden von den fächerförmig ausschwärmenden Holländern gestellt und vom Fluchtweg nach Algier abgeschnitten.

Bis auf Kanonenschußweite segeln die Verfolger heran und beginnen mit der Kanonade, während die Türken nur zaghaft und ohne viel Hoffnung auf ein Entkommen das Feuer erwidern.

Eingekreist und wie Ratten in die Ecke getrieben, greifen die Barbaresken zu alten afrikanischen Zaubermitteln. Ein Marabut beginnt am Heck eine feierliche Zeremonie, er beschwört das Meer und streut Rauchkörner, Asche und gestoßenes Glas in die Wellen. Tatsächlich frischt gleich darauf der Wind auf, Sturmgewölk treibt heran, und die Wogen beginnen kurz und heftig an die Planken zu schlagen. Mitten im aufkommenden Sturm setzen die gestellten Piraten alle Segel und laufen mit voller Fahrt zwischen den unbeweglichen und vom Sturm überraschten Holländern hindurch. In der grauen Dämmerung und von jagendem Sturmgewölk verhüllt, entrinnen sie in Richtung Algier.

Bei einer der folgenden Kaperfahrten laufen die Barbaresken eine Insel der Balearen an und werfen Anker in einer verborgenen Bucht, nahe einem großen Landgut. In der Nacht beginnen sie Mannschaft an Land zu setzen und sich zum Überfall bereit zu stellen. Ihre Absicht ist es, die fruchtbare Küstenebene auszuplündern und neue Sklaven einzubringen.

Darüber schreibt Johann Michael Kühn:

»Unser Patron begab sich selber an Land und marschierte zu seinen Leuten. Er mutmaßte aber, daß der Überfall ausgekundschaftet sei, deshalb stieg er auf einen unweit gelegenen Berg und beobachtete die Gegend, wurde aber gewahr, daß eine Meile davon dichtes Volk auf das Gut im Anzug war. Er schätzte diese Menge auf vierhundert, fünfhundert wehrhafte Leute. Außerdem hörten wir von allen umliegenden Flecken die Glocken läuten, was unserem Patron vollends den Mut nahm, länger auf dieser Insel auszuharren.

Jetzt eilte das ganze Türkenkorps verwirrt wieder den Berg herab zum Strande und begann schleunigst überzusetzen. Der Anker wurde geschwind aufgewunden und ein Stück seewärts gesegelt. Etliche Stunden hernach sahen wir, daß die Küste schwarz war von Leuten. Also hatte unser verzagtes Lumpengesindel bei diesem Unternehmen nur Schimpf und Schande geerntet . . .«

Volle vierzehn Jahre seines Lebens muß Johann Michael Kühn zusammen mit vielen Tausenden seiner Leidensgenossen bei den

afrikanischen Barbaresken als Sklave verbringen. Der Anblick der fortwährenden Grausamkeiten, die ständigen Mißhandlungen und die menschenunwürdigen Lebensbedingungen zermürben ihn gänzlich. Die Welt des islamitischen Nordafrika ist ohne Barmherzigkeit und Menschenrecht, ein Raum, in dem das harte Gesetz der Wüste, des Meeres und des wilden Gebirges gilt.

Auch in Europa leben leibeigene Bauern und unterdrückte Kleinbürger unter übermütigen, frivolen Fürsten, auch dort wird mit Menschen gehandelt, werden Landeskinder als Soldaten verkauft und in dynastischen Kriegen verbraucht, auch dort fallen die armen Leute vor Hunger auf den Straßen um, während die Privilegierten in Schlössern ein prunkvolles und großartiges Leben führen. Aber Christentum und Philosophie, Aufklärung und Humanismus haben auf dem Kontinent eines Platon, eines Franz von Assisi und eines Erasmus von Rotterdam, im Lande eines Leibniz, Voltaire und Rousseau, in der Welt, die, vom milden Lichte des Nazareners übergossen, sich seit vielen Jahrhunderten christlich nennt, doch wenigstens die Grundforderungen von Barmherzigkeit, Menschenbrüderlichkeit und Menschenrecht erhoben und das Bewußtsein geschaffen, daß das Gute gut, das Böse bös ist.

Afrika aber lebt unkontrolliert nach Urgesetzen, schwarze Fürsten verkaufen ihre Untertanen nach Willkür, Gefangene werden nicht selten zu Tausenden hingeschlachtet, so daß die Sklaverei unter den Weißen oftmals die einzige Rettung ist. Auch der Islam dieser Zeit kennt kein Menschenrecht für Ungläubige und Unfreie. Diese Welt ist gnadenlos und ohne Gefühl für die Barbarei ihres Verhaltens.

Sie zerstört nicht nur den Leib, sondern auch die Seele.

Unerwartet und kaum noch erhofft, erhält Kühn das kostbare Geschenk der Freiheit. Am Osterdienstag des Jahres 1738 teilt ihm der holländische Konsul mit, daß er mit einer großen Summe Geld, die Landsleute in seiner thüringischen Heimat gesammelt haben, freigekauft worden ist. Auf dem Schiff eines französischen Korallenhändlers tritt er die Heimfahrt an.

Das Buch, das der heimgekehrte Abenteurer über seine algerische Gefangenschaft herausgibt, rührt die empfindsamen Menschen

des Rokoko zu Tränen und heißen Mitleidsbezeigungen. Es gibt mancherlei ähnliche Schriften über die Grausamkeit der Barbaresken, Türken oder Tataren, und das Europa der Bürgerstuben und geistreichen Salons entrüstet sich über die Barbarei in fremden Erdteilen.

Nur wenige aber denken daran, daß es neben diesem grausamen Afrika eine ebenso grausame Welt der Weißen gibt, in der Hunderttausende von Schwarzen, die aus ihrer Heimat verschleppt wurden, unter der Peitsche gefühlloser Aufseher fronen.

Seit man auf Anraten des wohlmeinenden Bischofs Las Casas in den Tagen Karls V. begann, zur Rettung der körperlich verelendenden amerikanischen Indiosklaven kräftige Neger als Plantagen-, Bergwerks- und Haussklaven in die Neue Welt einzuführen, hat sich aus dem Handel mit »schwarzem Elfenbein« eines der großen Weltgeschäfte entwickelt, dem manches Patrizierhaus zu London, Liverpool, Lissabon, Amsterdam, New York und Habana seinen Prunk verdankt.

Europäische Seeräuber laufen immer noch die Senegal-, Niger- und Kongomündung an, um die schwarze Fracht von eingeborenen Häuptlingen zu kaufen oder sie gewaltsam durch bewaffnete Überfälle auf friedliche Negerdörfer zu beschaffen. Auf den Sklavenschiffen der Flamen, Spanier, Amerikaner und Briten wird die schwarze Ware im allgemeinen sorgsam behandelt, damit sie auf den Märkten von Vera Cruz, Habana, Charleston, Bahia oder Richmond vollwertig zu hohem Kurs verschachert werden kann.

Die ersten, die sich der Menschenrechte der Schwarzen annehmen, sind die frommen Quäker. Später wächst unter dem Einfluß der Aufklärer die Opposition gegen den Sklavenhandel. Der englische Staatsmann Pitt schließt sich den Gegnern des Sklavenhandels an, und die Stimme des Protestes in Europa wird so laut und fordernd, daß sie nicht mehr überhört werden kann. Der erste Ansturm wendet sich allerdings nicht gegen die Sklavenhalter, sondern gegen die arabischen Händler und die Negerhäuptlinge, von deren rücksichtslosen Menschenschlächtereien und Menschenjagden die Reisenden und Forscher berichten.

Die Forderung – einmal erhoben – wird nicht mehr verstummen. Der Tag, an dem die weiße und christliche Schwester Europa dem schwarzen, leidenden Afrika zu Hilfe eilen wird, rückt näher heran.

Abenteuer am Niger

Afrika ist – vom europäischen Standpunkt gesehen – bisher nichts weiter als eine riesige, von Marokko über das Kap bis zum Roten Meer sich erstreckende Küste, an deren Buchten und Hafenplätzen man Proviant, Frischwasser, auch Elfenbein, Sklaven oder ein wenig Gold an Bord nehmen kann. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts reicht die Kenntnis des Landesinnern nur an wenigen Punkten tiefer als hundert Meilen in die Festlandmasse. Selbst die Portugiesen, die Pioniere der Afrikaentdeckung, sind von ihren Missionen und Handelsstationen an Guineaküste, Kongo und in Mozambique nur selten weiter als ein paar Tagereisen in Urwald und Steppe vorgedrungen.

Wenn nun, nahe der Wende zum 19. Jahrhundert, vor allem in England Stimmen hörbar werden, man müsse mit der Erforschung des inneren Afrikas beginnen, so hat diese Sinnesänderung ihre guten Gründe. Es ist nicht nur der neuerwachte Geist der Aufklärung und der allgemeine Wissenschaftshunger, der die weißen Stellen auf der Afrikakarte beseitigen möchte; auch wirtschaftliche und politische Gründe fordern Aufklärung über die in Afrika bestehenden Gewinnmöglichkeiten.

Durch die endgültige Losreißung der reichen amerikanischen Kolonien mit dem Friedensvertrag von 1784 hat das Imperium Britannicum eine erste spürbare Einbuße erlitten. Die Kämpfe mit Frankreich schließen einen Teil der europäischen Häfen für die seit Erfindung der Dampfmaschine, des mechanischen Webstuhls, der Drehbank und des Puddelverfahrens immer umfangreicher produzierende englische Industrie. Wenn nicht Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Zusammenbruch über das Mutterland hereinbrechen sollen, muß man Ersatzmärkte und neue Rohstoffgebiete finden.

An einem Herbsttage des Jahres 1794 hält ein Cab, eine zweirädrige Mietkutsche, vor dem Clubgebäude der »African Association« in der Londoner City. Ein etwa fünfzigjähriger, gutaussehender Herr mit Dreispitz und Knaufstock entsteigt dem Fahrzeug und begibt sich mit raschen, elastischen Schritten ins Gebäude. Er nimmt den devoten Gruß des Clubdieners mit unmerklichem

Kopfnicken entgegen, reicht ihm Hut, Handschuhe und Stock und mustert seinen Anzug vor einem der Rokokospiegel der Eingangshalle.

Die hohe Halsbinde, Weste und Samtrock sitzen richtig, die Spitzenmanschetten werden aus den bordierten Ärmeln gezupft, während ein zweiter Diener mit einem Tuch die lackglänzenden Schnallenschuhe abstaubt.

Im anschließenden Vorraum des kleinen Sitzungssaales begrüßt der Gast die beiden Vorstandsmitglieder Mr. Renneh und Mr. William Young, zwei würdige, ältere Herren mit dem schmalen, vergeistigten Gesicht der Gelehrten.

»Wir wissen die Ehre zu schätzen«, sagt Mr. Renneh unter tiefer Verbeugung, »daß Sie, hochverehrter Sir Joseph, dieser wichtigen Sitzung unserer Gesellschaft präsidieren wollen!«

Baronet Sir Joseph Banks, Präsident der »Royal Society«, berühmter Naturforscher und Weltreisender, der in den Jahren 1768 bis 1771 Cook auf seiner Weltumsegelung begleitet hat und der seither als Autorität in allen geographischen, botanischen und ethnographischen Fragen gilt, schüttelt den beiden Herren die Hand und begibt sich mit liebenswürdigem Lächeln in den Saal, der fast bis zum letzten Platz gefüllt ist.

Wenig später betritt ein mehr als sechs Fuß hoher, stattlich gewachsener junger Mann mit kühnem, sonnenverbranntem Gesicht und ungepuderten Haaren die Halle des Afrika-Clubs. Dem Portier nennt er Namen und Stand – Mungo Park, Wundarzt; er beruft sich auf Sir Joseph Banks. Ein Diener führt ihn in den Sitzungssaal und weist ihm wortlos einen noch leeren Sessel am Kamin an.

Sir Joseph unterbricht seine eben begonnene Rede und grüßt zu dem Eintretenden hinüber.

»Ah, nehmen Sie Platz, Mungo!« sagt er. »Ich werde Sie den ehrenwerten Anwesenden später vorstellen. Vorerst habe ich einige Pflichten zu erledigen.«

Er wendet sich wieder seinen Notizen zu, zögert einen Augenblick, dann legt er die Papiere auf das Podium zurück und beginnt frei zu sprechen.

»Da ich das Vergnügen habe, einige neue Mitglieder unserer Gesellschaft zu begrüßen, und da es notwendig erscheint, auch unseren eben gekommenen Gast zu informieren, erlauben Sie

mir, meine Herren, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und zu rekapitulieren, welcher besondere Anlaß die Vorstandschaft veranlaßt hat, diese außerordentliche Sitzung einzuberufen.«

Sir Joseph nimmt einen Schluck aus dem vor ihm stehenden Wasserglas.

»Als wir vor nunmehr sechs Jahren diesen Club begründeten, geschah es, um der Wissenschaft selbstlos zu dienen und einige Beiträge zur weiteren Erforschung des Erdballs, auf dem wir leben, zu leisten. Da wir auf private Zuwendungen angewiesen sind und keinerlei staatliche Gelder erhalten, konnten wir nicht ein halbes Dutzend Probleme gleichzeitig anpacken, sondern wir mußten uns auf ein Spezialgebiet konzentrieren. Nach sorgfältigen Überlegungen entschieden wir uns, den Versuch zu unternehmen, das Nigerproblem zu lösen. Warum das Nigerproblem? Dieser Strom ist vorerst ein nebuloses Gewässer. Wir wissen durch unkontrollierte Berichte und Negeraussagen, daß es ihn gibt – aber wir wissen weder etwas über seinen Ursprung noch über seine Mündung. Wenn wir eines Tages jedoch in der Lage wären, seinen Lauf in eine Karte Afrikas einzuzeichnen und durch ihn eine Verbindung unserer Kolonie Senegambien mit dem afrikanischen Binnenland herzustellen, so besäßen wir eine Straße, die tief ins Innere des Kontinents führt. Denn in allen unerschlossenen Gebieten sind Ströme die ersten natürlichen Wege des Verkehrs. Wir waren also bereit, alle Kraft und alle unsere Mittel daran zu wenden, Näheres über den Niger zu erfahren. Das erste war, Männer zu finden, die als Vorposten in jene dunklen Wälder gingen, die der Niger durchfließen soll.

Nun«, Sir Joseph lächelt spöttisch, »Abenteurer meldeten sich genug, was die Gesellschaft aber brauchte, waren junge, kräftige Männer mit Tropenerfahrung, deren wissenschaftliche Ausbildung, Sprachbegabung und praktische Tüchtigkeit sie bevorzugt befähigte, eine Einmannexpedition mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Nach einigem Suchen fanden wir schließlich drei geeignete Personen. Und einer dieser drei weilt heute unter uns, es ist der sehr ehrenwerte Mr. Lucas, ehemals Vizekonsul Seiner Majestät in Tripolis.«

Lucas, der hager, eingefallen und leidend aussieht, dankt mit einer korrekten Verbeugung.

Die nüchterne, leidenschaftslose Stimme des Baronets füllt wieder den intimen, noch im Rokokogeschmack eingerichteten Saal.

»Fast drei Jahre dauerten die Vorbereitungen des Nigerunternehmens. Wir sammelten Nachrichten, entwarfen Kartenskizzen, studierten Eingeborenensprachen. Im Winter vergangenen Jahres brach unser unvergessener Major Houghton, Konsul in Marokko, von Gambia auf. Mr. Ledyard, dessen Aufgabe es war, den Niger vom oberen Nil aus zu suchen, begab sich nach Kairo, und Mr. Lucas segelte nach Tripolis, um den Vorstoß durch die Sahara zu versuchen. Das traurige Ergebnis kennen Sie: Major Houghton erreichte die Landschaft Kaarta nördlich vom Senegal, dort verlieren sich seine Spuren. Vielleicht fiel er den Strapazen zum Opfer, vielleicht aber – und das scheint das wahrscheinlichste – ist er ermordet worden. Unser Freund Ledyard geriet in Kairo in eine der regelmäßig ausbrechenden Choleraepidemien und starb ebenfalls fern der Heimat; Mr. Lucas aber war nach fünftägigem Vordringen im Sandmeer der Sahara gezwungen umzukehren. Er ist der einzige Überlebende unseres gescheiterten Versuchs.«

Sir Joseph macht eine kleine Pause, dann hebt er seine Stimme.

»Und nun, meine Herren, darf ich Sie mit Mr. Mungo Park bekannt machen. Er hat Medizin studiert und war Wundarzt in Sumatra, später Schiffsarzt auf einem unserer Ostindiensegler. Da Mr. Park auf der Universität Edinburgh auch bedeutende botanische Kenntnisse erworben hat, war er in der Lage, eine Sammlung von wertvollen Pflanzen aus dem Sundaarchipel anzulegen. Bei der Ausstellung seiner Herbarien in London hatte ich das Vergnügen, unseren Gast kennen- und schätzenzulernen. Ich glaube, in ihm den richtigen Mann gefunden zu haben, den wir ausschicken sollten, das Nigerproblem zu lösen. Ich habe mir bereits erlaubt, Mr. Park eingehend über die gesammelten Erfahrungen zu informieren, und er hatte die Freundlichkeit und den Mut zuzusagen. Herr Park wird jetzt das Wort an Sie richten.«

Alle Blicke wenden sich dem braungebrannten, hochgewachsenen Manne zu, der ruhig nach vorn geht, die Rechte des Präsidenten schüttelt und den Platz auf dem Rednerpodium einnimmt.

Zwei Diener bringen indessen eine große, auf Leinwand aufgezogene Afrikakarte und hängen sie an der Stirnwand des Saales auf. Die Karte zeigt Details nur im Niltal, in Südafrika und

in den Küstenstreifen, vor allem in Westafrika und an der Mittelmeerküste.

Die Flüsse sind kaum hundert Kilometer landeinwärts zu verfolgen, dann gehen sie in punktierte Linien über und verlieren sich in der großen weißen Fläche des Unbekannten. Zwischen Sahara und Guineaküste aber verläuft ein gestrichelter Fluß ohne Quelle und Mündung. Das Wort »Niger« steht darübergeschrieben, und zwei Pfeile in verschiedenen Richtungen deuten an, daß man sich nicht klar darüber ist, ob dieser mysteriöse Strom von Ost nach West oder von West nach Ost strömt. Die ehrlichste Eintragung der Karte an dieser Stelle ist ein großes Fragezeichen.

Mungo Park wartet, bis die Diener den Saal verlassen haben, dann beginnt er zu sprechen.

Er erinnert an Herodot und an seine Erzählungen von den fünf Jünglingen aus dem Volk der Nasomonen, die durch die Wüste vorgedrungen und über Sumpfseen zu einer großen Stadt gekommen seien, die nahe einem Strom liege, in dem es von Krokodilen wimmle. Dieser Strom sei von West nach Ost geflossen.

»Die Krokodile«, sagt Mungo Park lächelnd, »haben der wissenschaftlichen Geographie schon manchen Streich gespielt. Denken Sie nur daran, meine Herren, daß Aristoteles auf Grund der Berichte des Theophrast und des Onesikritos, die als Teilnehmer von Alexanders Indienfeldzug den Indus erreichten und dort Krokodile vorfanden, den Schluß zog, der Indus müsse mit dem Nilstrom in Verbindung stehen. Die Krokodile Herodots haben später die Geographen zu einer anderen Annahme verführt: Man glaubte, der geheimnisvolle Nigerstrom im Zentral- oder Westsudan sei ein westlicher Mündungsarm des Nils. Die Verwirrung der Begriffe scheint vollständig, wenn man weiß, daß auf Grund der arabischen Reiseberichte die Quellen des Nigers sowohl im Atlasgebirge wie in Abessinien, seine Mündung am Obernil, in einem sagenhaften Binnensee oder im westlichen Meer (und zwar unter dem Namen des uns bekannten Flusses Senegal) gesucht wurden. Dabei sieht es so aus, als hätten sowohl der alte Ibn Batuta wie Leo Africanus, der im 16. Jahrhundert lebende Reisende aus hohem maurischem Adel, tatsächlich die Ufer des Nigers bei Timbuktu erreicht – sofern es diese Stadt überhaupt gibt oder gab. Wir können jedenfalls heute sagen, daß in dem Gebiet, in das es vorzustoßen gilt, alles unsicher und

legendär ist: die Tier- und Pflanzenwelt ebenso wie die Namen der Völker, Staaten und Städte. Doch wie Ihnen, meine sehr verehrten Herren, mein Gönner Sir Joseph bereits mitgeteilt hat, bin ich bereit, dorthinzugehen und mich umzusehen, und ich bin der festen Überzeugung, daß ich mit guten Erfolgen heimkehren werde.«

Park verneigt sich und geht zu seinem Kaminplatz zurück. Beifall begleitet seine Schritte.

Nach den Dankesworten des Vorsitzenden beginnen die Zuhörer den jungen Medikus mit Fragen nach Einzelheiten zu bestürmen. Die entscheidende Frage lautet, auf welcher Route er vorzugehen beabsichtige.

Ohne zu zögern, nennt der junge Forscher die Richtung, die auch der ermordete Major Houghton gewählt hat: von der Gambiamündung in Westafrika aus ostwärts.

Auf dem kleinen, zweimastigen Segelschiff, das ihn an die westafrikanische Küste bringt, studiert Park genau die Berichte des marokkanischen Konsuls Major Houghton, soweit sie in die Hände der Afrikagesellschaft gelangt sind. Es war Houghtons Absicht gewesen, den oberen Teil des Nigers zu erforschen und über den Südrand der Sahara die geheimnisvolle Stadt Timbuktu zu erreichen, um dann quer durch die Sahara nach Marokko zu gelangen.

Die Briefe des Majors sprechen eine deutliche Sprache von dem Ungemach, das den europäischen Forschungsreisenden in diesem Teil Afrikas erwartet. Die Erlebnisse Houghtons sind eine endlose Kette von Begegnungen mit treulosen Dolmetschern, habgierigen Negerkönigen und haßerfüllten maurischen Händlern gewesen. Irgendwo am Rande der Wüste muß den Major sein Schicksal ereilt haben.

Außer den Tagebuchblättern Houghtons hat Mungo Park die Schriften des Forschers Adanson gelesen. Der französische Botaniker und Zoologe hat vor einem Menschenalter die Urwaldgebiete Senegambiens durchstreift und viele Neuentdeckungen in der Pflanzen- und Tierwelt gemacht. Er vertritt die Meinung, daß die Mündung des Senegalflusses identisch mit jener des sagenhaften Nigers ist. Doch daran glaubt Mungo Park nicht mehr, da er

bei Major Houghton gelesen hat, daß die Einwohner des Binnenlandes übereinstimmend von einem großen, nach Osten fließenden Strom gesprochen haben.

In Dschonkakonda, einem Hafen an der Gambiamündung, verläßt Park das Schiff. Die Londoner Afrikagesellschaft hat ihn gut ausgerüstet und mit reichlichen Geldmitteln versehen, so daß er großzügig seine letzten Vorbereitungen treffen kann. Eine Weile hält er sich in Pisania an der palmenbestandenen Küste, am Rande der großen Uferwälder des Gambiastromes auf. Er lernt die Mandingosprache, einen Dialekt, der an der westafrikanischen Küste dieselbe Rolle spielt wie einstmals das Griechische in der Alten Welt.

Hier führt ihm ein glücklicher Zufall den freigelassenen Sklaven eines englischen Faktoreibeamten zu, der Mandingo und Englisch beherrscht, wenig später nimmt er einen zweiten Eingeborenen in Dienst, der Mandingo und Serawulli spricht. Pisania ist eine kleine englische Faktorei am Tor der unbetretenen Urwälder, bewohnt von zwei weißen Angestellten und dem Arzt Dr. Laidley.

In Pisania trifft Park zahlreiche durchziehende maurische Händler, die ihre Karawanen mit Sklaven, Elfenbein, Edelholz und Handfertigkeitserzeugnissen der landeinwärts wohnenden Bevölkerung zur Küste führen, um dort Kattun, Eisenwaren oder Glasperlen einzutauschen. Diese Berber und Araber, die meist seit vielen Generationen in den Ländern des Westsudans wohnen und deren Vorfahren einst mit der großen Woge der islamitischen Welteroberung aus Marokko, Algerien oder Tunesien hierhergespült worden sind, zeigen fast alle offene Feindseligkeit gegen den Christen. Wenn Park zufällig auf einen wohlmeinenden Mann unter ihnen trifft, so rät der Eingeborene dem Arzt dringend ab, weiter ostwärts zu reisen. Die Schwarzen, die aus den Wäldern ihre Tauschwaren zur Niederlassung bringen, erzählen ebenfalls Schauergeschichten von raubgierigen Stämmen, die jeden Fremden gefangennehmen, berauben und als Sklaven verkaufen.

In den weiten Gebieten zwischen Sahara und Guineaküste hausen zahlreiche Eingeborenenstämme; die größten unter ihnen sind die Mande und die Roloff. Überall hat sich das Negerblut mit dem eingewanderter Mauren vermischt. Die Stammeshäupt-

linge und die Negerkönige größerer Staatsverbände haben fast alle maurische Vorfahren. Mauren sind die großen Karawanenchefs, die Kaufherren, die Paschas abgelegener Plätze und oft auch die höheren Offiziere der Truppen. Sie sind treue Anhänger des Islams und fanatische Christenhasser.

Aus Religionshaß und aus Furcht vor einer drohenden Wirtschaftskonkurrenz der Weißen werden sie zweifellos alles unternehmen, um einer europäischen Forschungsexpedition den Einblick in das Landesinnere zu verwehren. Selbst wenn wilde Tiere, Fieber und ein grausames Klima Park verschonen sollten, so werden ihn die mit den Negern verbündeten maurischen Kaufleute zu verderben wissen.

Dem Schotten wird erst jetzt völlig bewußt, in welch aussichtslos erscheinendes Abenteuer er sich eingelassen hat. Aber er ist ein Mensch des Nordens, zäh, starrsinnig, mutig bis zur Tollkühnheit und dazu von einem seltsamen und unerschütterlichen Sendungsbewußtsein erfüllt.

Die hereinbrechende Regenzeit läßt dem Forschungsreisenden viel Zeit zum Nachdenken. Die Wälder stehen, in Dampf und Nebelschwaden gehüllt, wie Meeresfluten zu beiden Seiten des Gambiastromes. In Stockwerken steigen sie von den Luftwurzeln der sumpfigen Ufer ins lianenverschlungene Geäst empor, überragt von urweltlichen Riesen, den gewaltigen Stämmen der Baobabs, der gabelästigen Dumpalmen und den mächtigen Seidenbaumwollbäumen. Manchmal reißen in dem wolkenverhangenen Himmelsbogen lichte Stellen auf, aus denen verlorene Gestirne glitzern und durch die ein magischer Mond schwimmt.

Für die Nacht zum 31. Juli ist eine totale Mondfinsternis vorausgesagt, und Mungo Park hat sich trotz der dringenden Abmahnungen der Engländer und der Eingeborenen nicht davon abhalten lassen, das Naturerlebnis im Freien zu beobachten. Da die hohen Bäume die Sicht versperren, rudert er auf eine flache Flußinsel hinüber, schlägt sein Zelt nahe dem schilfigen Ufer auf und richtet sein auf festem Stativ stehendes Fernrohr auf den rötlichen Satelliten.

Die Nacht hat Stimmen. Das Summen von Legionen von Mükken hängt wie ein tönender Vorhang über den im Dunkeln rauschenden Wellen des Gambia. Manchmal treibt ein riesiger Baum mit Wurzelballen und Vogelnestern im Geäst vorüber und wälzt

sich wie ein unruhig Schlafender im Wasser. Fische springen aus den Fluten, und aus der finster ragenden Wand der Urwälder geckert das Geschrei der aufgestörten Affen, faucht fern das böse Knurren der Leoparden, lärmt der Ruf der Nachtvögel.

Ganz weit unten am Strom leuchtet eine rote Gloriole. Dort haben sicher Roloffneger ein großes Lagerfeuer angezündet, kauern im Kreis um die Glut und halten Palaver. Mungo Park scheint es, als ob er in ungeheurer Verlassenheit, in kosmische Einsamkeit versunken sei. Warum tut er das alles? Weshalb ist er nicht zu Hause geblieben an einem englischen Kamin, im Frieden eines geordneten, sicheren Daseins?

Einmal wird mich dieses Land verschlingen, denkt der einsame Mann auf der nebelumwallten Flußinsel, und das wird nicht anders sein, als wenn ein Wassertropfen im Meer versinkt oder ein Sandkorn in der Wüste verweht. Aber trotzdem wird es ein erfülltes Leben gewesen sein, wenn es mir gelingt, ein Stückchen des Schleiers zu heben, der über dem Land dort jenseits des Flusses liegt. Und ich weiß, daß mir nichts geschehen wird, bevor ich jene Aufgabe nicht gelöst habe ...

Das Biwakieren auf der mückenumschwärmten Insel kostet Mungo Park zwei Monate Krankenlager. Den Rest der Regenzeit verbringt er in Malariaphantasien, geschüttelt von Fieberanfällen und am Rande der Auflösung. Doch als die prasselnden Regengüsse aufhören und die Sonne wieder vom azurblauen Himmel herabbrennt, erholt sich der junge, sportgestählte Körper des Arztes bald. Nur wenige Wochen später befiehlt er seinen beiden Negerdolmetschern, den großen Aufbruch vorzubereiten.

»Ich versah mich mit einem Pferd für mich selbst, einem kleinen, aber lebhaften Tier, das mich sieben Pfund zehn Schilling kostete, und mit zwei Eseln für meine Begleiter. An Gepäck nahm ich so wenig wie möglich mit, nämlich nur Lebensmittel für zwei Tage, etwas Korallen, Bernstein, Gold und Tabak, um mir neuen Mundvorrat zu verschaffen; etwas Wäsche, die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, einen Sonnenschirm, einen Taschensextanten, zwei Kompasse und ein Thermometer, zwei Vogelflinten, zwei Paar Pistolen und einige andere Kleinigkeiten.«

Der vorher genau erkundete Weg führt in den ersten Tagen zu kleinen Urwaldlichtungen, auf denen friedliche Mandeneger ihre kleinen Gärten hinter Dornhecken bergen. Sobald Mungo Park aber das letzte Einflußgebiet europäischer Macht verlassen hat, beginnt seine Reise eine einzige Kette von Entbehrungen, Gefahren und Qualen zu werden. Er folgt mit einer Kolonne angeworbener schwarzer Träger einem jener Karawanenpfade, die längs des Gambia verlaufen. Tagelang wandern sie durch hohe Urwälder, die sich zu Savannen lichten; sie überqueren Steppen, auf denen mannshohes, hartes Gras im Winde wogt, und überschreiten gebirgige Höhen, aus deren Klüften das Fauchen der Panther droht. Aber schlimmer als die Plagen des Urwaldes, schlimmer als wilde Tiere sind die Menschen, die ohne jedes Mitleid sind und die Hilfsbereitschaft nicht kennen.

Jeder dieser Neger-Zaunkönige fordert Zoll für die Durchquerung seines Stammesgebietes. Nachts hören die Reisenden den dumpfen Ton der Hohltrommeln, durch die die Negerdörfer das Auftauchen eines weißen Mannes melden, und mit Gewißheit empfangen speerbewaffnete, schildbewehrte Krieger die kleine Karawane vor dem nächsten Dorf und fordern Tribut für den Häuptling.

Als Mungo Park den Oberlauf des Gambia bei der Stadt Modina erreicht, sind die Träger überflüssig geworden, denn man hat ihn so gründlich ausgeplündert, daß er nur noch ein paar Medikamente, seine Kleider, Waffen, das Pferd und ein paar persönliche Gegenstände mit sich führt.

Hier erfährt er zum ersten Mal einen freundlichen Empfang. Der alte »König« von Modina ist ein Negermaurenmischling namens Jatte. Er begrüßt den Weißen, läßt sich von ihm seine Absicht und die bisherigen Erlebnisse schildern und lehnt es ab, von dem durch endlose Erpressungen, Drohungen und Betteleien verarmten, durch Fieber, Hunger, Durst und den Haß der maurischen Kaufleute erschöpften Christen ein Gastgeschenk anzunehmen.

König Jatte gewährt dem Forscher nicht nur freien Durchzug durch sein Staatsgebiet, er gibt ihm auch an Stelle der überflüssig gewordenen Träger eine bewaffnete Eskorte bis an die Grenze seines Machtbereiches mit.

Wochen und Monate gehen dahin. In den folgenden kleinen

Negerstaaten, in denen König Jattes Wort nichts mehr gilt, bringt der fanatische Haß der Mauren neue Gefahren; der tapfere Arzt aus Schottland wandert zu jeder Stunde am Rande des Abgrundes.

Anfang März 1796, als Park längst das Gambiagebiet hinter sich gelassen hat und sich bereits mehr als achthundert Meilen östlich seines Ausgangspunktes befindet, erreicht er den Ort Benaum, die Residenz eines maurischen Fürsten. Park schreibt darüber in seinem Tagebuch:

»Um fünf Uhr sahen wir Benaum, die Residenz Alis, vor uns liegen. Sie bestand aus einer Menge Zelte von schmutzigem Ansehen, die ohne Ordnung in einer großen Ebene zerstreut standen und zwischen welchen große Herden von Kamelen, Hornvieh und Ziegen weideten. An der äußersten Grenze dieses Lagers kamen wir vor Sonnenuntergang an, und es kostete nicht wenig gute Worte, ehe man uns Wasser zukommen ließ. Auf die erste Nachricht, daß der Weiße angelangt sei, drängte sich alles zu mir heran. Wer bei dem Brunnen Wasser schöpfte, der warf, vor Begierde zu sehen, den Eimer weg; die in den Zelten stiegen zu Pferd, und alles, Männer, Frauen und Kinder, drängt von allen Seiten auf mich zu. Ich war bald so umringt, daß ich mich nicht rühren konnte; einer zupfte mich am Rock, der andere nahm mir den Hut ab, einer untersuchte meine Westenknöpfe. Endlich erreichten wir des Königs Zelt, wo eine große Menge Frauen und Männer versammelt waren. Ali saß auf einem schwarzen Lederkissen und schnitt sich mit einer Schere etwas Haare von der Oberlippe ab, wobei eine Sklavin ihm einen Spiegel vorhielt. Er war schon bei Jahren, hatte einen langen weißen Bart und schien von arabischer Abkunft zu sein; sein Aussehen war finster und stolz. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit und fragte meine maurischen Begleiter, ob ich Arabisch spräche; sie verneinten es; er schien verwundert und schwieg. Alle Anwesenden und besonders die Frauen waren sehr neugierig; sie taten tausend Fragen an mich, besichtigten jeden Teil meiner Kleidung, durchsuchten meine Taschen und nötigten mich, die Weste aufzuknöpfen, um die Weiße meiner Haut sehen zu lassen. Ja, sie zählten mir sogar die Zähne und Finger, als ob sie zweifelten, daß ich ein Mensch sei. Bald darauf kündigte ein Priester durch lauten Ausruf an, daß es

Zeit zum Abendgebet sei. Ehe das Volk sich dazu entfernte, sagte mir ein maurischer Dolmetscher, daß Ali mir sogleich würde zu essen geben lassen. Es dauerte nicht lange, so brachte ein Junge ein wildes Schwein getrieben und band es an einem Zelte fest. Ali gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich es schlachten und mir zum Abendbrot bereiten solle. Nun war ich freilich sehr hungrig, indes hielt ich es doch für klüger, nichts von einem Tier zu essen, das die Mauren so sehr verabscheuen, also sagte ich ihm, daß ich Schweinefleisch nicht äße. Nun banden sie das Schwein los, in der Meinung, daß es sogleich auf mich zulaufen würde; denn sie bilden sich ein, daß zwischen Christen und Schweinen eine große Freundschaft herrsche; sie irrten sich aber, denn kaum hatte das Tier seine Freiheit, so fiel es jeden ohne Unterschied an, der ihm in den Weg kam, und endlich verkroch es sich unter dem Sitz, auf welchem der König saß. Die Versammlung ging nun auseinander, und ich wurde nach dem Zelt von Alis Sklavenaufseher geführt, wurde aber nicht hineingelassen; ja, ich durfte nicht das mindeste von dem anrühren, was dazu gehörte. Ich forderte etwas zu essen und bekam endlich ein wenig Korn mit Salz und Wasser gekocht, das in einem hölzernen Gefäß vor mich hingesetzt ward; am Abend wurde auf dem Sande vor dem Zelt eine Matte ausgebreitet, und auf dieser mußte ich die Nacht zubringen.

Bei Sonnenaufgang kam Ali mit einem kleinen Gefolge, um mich zu besuchen; er deutete mir an, daß für eine Hütte gesorgt sei, wo ich vor der Sonne geschützt sein würde. Ich wurde hingeführt und fand die Hütte kühl und leidlich genug. Sie war viereckig, die Seitenwände von aufrecht stehendem Stroh, und das Dach, ebenfalls von Stroh, war flach und ruhte auf gabelförmigen Stäben. An einen dieser Stäbe fand ich das oben erwähnte wilde Schwein angebunden, wahrscheinlich auf Alis Befehl, und mir, als einem Christen, zum Spott. Es war ein lästiger Stubenkamerad, denn alle Knaben liefen zusammen und machten sich eine Lust daraus, das Tier so lange mit Stöcken zu schlagen, bis es so wild ward, daß es jeden biß, den es erreichen konnte.

Kaum hatte ich meine neue Herberge bezogen, als die Mauren sich haufenweise versammelten, um mich zu sehen. Das war eine unangenehme Cour, denn ich mußte einen von meinen Strümpfen ausziehen, um sie meinen Fuß sehen zu lassen, und ebenso

meine Jacke und Weste, um ihnen zu zeigen, wie ich meine Kleider an- und auszöge; der Gebrauch der Knöpfe gefiel ihnen vorzüglich. Jedem, der mich besuchte, mußte ich dies wiederholen, denn jeder, der diese Wunder gesehen hatte, wollte, daß auch sein Freund sie sähe, und so mußte ich von Mittag bis Abend mich unaufhörlich an- und ausziehen, auf- und zuknöpfen. Um acht Uhr schickte mir Ali eine Portion Kuskus nebst etwas Salz und Wasser zum Abendbrot, welches mir sehr willkommen war, da ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte.

Die Nacht hindurch hielten die Mauren regelmäßig Wache bei mir und sahen bisweilen zur Hütte hinein, ob ich schliefe; wenn es völlig finster war, zündeten sie Strohwische an. Um zwei Uhr morgens kam ein Maure in die Hütte, wahrscheinlich, um zu stehlen, oder vielleicht gar, um mich zu morden; er tappte umher und stieß mit der Hand auf meine Schulter. Da nächtliche Besucher immer etwas verdächtig sind, so sprang ich augenblicklich auf und packte ihn, er wand sich los und wollte schnell entfliehen, stolperte aber über meinen Jungen und fiel auf das wilde Schwein, das ihn zur Erwiderung dieses Willkommens in den Arm biß. Das Geschrei, welches er darüber erhob, weckte die Leute in des Königs Zelt; sie mutmaßten, daß ich entsprungen wäre, und warfen sich auf die Pferde, um mir nachzusetzen.

Den 13. März aber mit Sonnenaufgang fingen die Neckereien und das Verhöhnen wiederum an wie tags zuvor; die Kinder versammelten sich, um das Schwein zu prügeln, und die Erwachsenen, um den Christen zu plagen. Das empörende Betragen dieser Menschen läßt sich durch Worte nicht beschreiben. Sie sinnen gleichsam nur auf Unheil und erfreuen sich an dem Elend ihrer Mitgeschöpfe; ich war ihrer Roheit, Wildheit und ihrem Fanatismus, wodurch sie sich von allen anderen Menschenrassen auszeichnen, ein willkommener Fund: fremd, ohne Schutz und dazu ein Christ. Einer dieser Umstände wäre schon genug gewesen, jeden Funken von Menschlichkeit in der Brust eines Mauren zu ersticken, und alle drei vereinigten sich nun in mir, also konnte ich allerdings nichts Gutes erwarten. Um nun wenigstens Ali nicht zu mißfallen und überhaupt den Mauren keinen Vorwand zu geben, mir übel zu begegnen, tat ich unweigerlich alles, was von mir verlangt ward, und ertrug jede Beleidigung mit Geduld.

Aber ich gestehe es offen, in meinem ganzen Leben habe ich mich

nie in einer so drückenden Lage befunden wie hier in Alis Lager, wo ich von dem rohesten, wildesten Volk auf Erden vom Morgen bis zum Abend die größten Beschimpfungen ertragen mußte und nicht einmal sauer dazu aussehen durfte!

An einem Abend schickte Ali drei von seinen Leuten zu mir und ließ mir sagen, daß viele Diebe in der Nachbarschaft wären. Damit mir nun das übrige von meinen Sachen nicht gestohlen würde, so müßte ich alles in sein Zelt schicken. Meine Kleider, meine Instrumente, kurz, alle meine Habseligkeiten wurden dorthingebracht, und so nötig ich, der Hitze und des Staubes wegen, auch reine Wäsche brauchte, so ließ man mir aus meinem kleinen Vorrat doch nicht ein einziges Hemd verabfolgen. Ali fand sich indessen sehr betrogen, als er bei Durchsuchung meiner Sachen viel weniger Gold und Bernstein fand, als er erwartet hatte; um aber seiner Sache gewiß zu sein, schickte er die nämlichen Leute zu mir, um untersuchen zu lassen, ob ich nicht Geld oder Geldeswert am Leibe verborgen habe. Sie durchsuchten mich mit ihrer gewöhnlichen Roheit bis auf die Haut und nahmen mir meine Uhr, meinen Taschenkompaß und alles, was ich an Gold und Bernstein bei mir trug, ab. Zum Glück hatte ich noch einen anderen Kompaß in den Sand verscharrt, und dieser und die Kleider auf dem Leibe waren alles, was Alis Raubsucht mir überließ.

Das Gold und der Bernstein waren der Habsucht des Fürsten eine willkommene Beute, der Kompaß aber ward bald ein Gegenstand seiner abergläubischen Neugier. Ali war sehr begierig, zu wissen, weshalb das kleine Stückchen Eisen, die Magnetnadel, immer nach der großen Wüste hinzeige; und ich war verlegen, was ich zur Ursache davon angeben sollte. Hätte ich mich unwissend gestellt, so hätten sie leicht auf den Argwohn geraten können, daß ich ihnen die Wahrheit verhehlen wolle; ich sagte also, daß meine Mutter weit über die Sandwüste der Sahara hinaus wohne und daß, solange sie lebe, das Stückchen Eisen immer dahin zeige und mir als Führer zu ihr diene; sterbe sie aber, so würde es auf ihr Grab zeigen. Ali sah jetzt mit doppeltem Erstaunen auf den Kompaß, drehte und wandte ihn hin und her, und als er fand, daß die Spitze immer wieder auf die nämliche Stelle kam, faßte er ihn sehr vorsichtig an und gab ihn mir mit der Äußerung zurück, er halte das Ding für etwas Magisches und möchte mit einem so gefährlichen Instrument nichts zu schaffen haben.

Am folgenden Morgen ward bei Hof ein geheimes Konseil über mich gehalten. Das Resultat der Beratschlagung ward mir von dem einen so, von dem anderen anders erzählt, aber keine dieser Angaben war tröstlich für mich. Einige sagten, man wolle mich umbringen, andere, daß ich bloß die rechte Hand verlieren sollte, das Wahrscheinlichste aber war wohl das, was ich von Alis eigenem Sohn erfuhr, einem Knaben von neun Jahren, der am Abend zu mir gelaufen kam und mir ganz bestürzt hinterbrachte, daß sein Oheim seinen Vater überredet habe, mir die Augen ausstechen zu lassen, weil sie wie Katzenaugen aussähen, und daß alle diesem Antrag beigepflichtet hätten; indes würde sein Vater das Urteil nicht eher vollziehen lassen, bis die Königin Fatima, die jetzt weiter im Norden sich aufhalte, mich gesehen habe.«

An dem darauffolgenden Tag wird Park vor den Fürsten und seinen Rat geschleppt.

»Herr, dieser Mensch ist ein ungläubiger Hund!« sagt einer der Berbermischlinge während der Beratung. »Es wäre besser, wenn man ihn totschlüge. Was sucht er in unserem Lande?«

Ja– was sucht Mungo Park in diesem fremden, unfreundlichen Lande? Er träumt von einem erschlossenen, von Fortschritt und Aufklärung durchdrungenen, dem europäischen Handel geöffneten Afrika, von dem Sieg des weißen Mannes über Aberglauben, Fanatismus und Barbarei. Er ist der erste Pionier des Abendlandes im Innern dieses Kontinents. Doch auf welche Weise könnte er diese Gedanken den mißtrauischen und gehässigen Mauren deutlich machen?

»Scheich Ali«, meint einer der Männer im Burnus, den dunkle Gesichtsfarbe und wulstige Lippen als Negermischling verraten, »sage mir, weshalb verläßt ein Mann seine Viehherden und sein Haus, warum geht er von den Ufern seiner heimatlichen Flüsse fort, um in einem fremden Lande ebenfalls Viehherden, Häuser und einen Fluß zu suchen? Wer soll ihm glauben, was er berichtet? Wenn er keinen Handel treiben will, wenn er nicht als Spion von Eroberern kommt, als was kommt er dann? Er ist entweder ein Lügner oder ein Narr!«

»Er will zum Nigerstrom«, zweifelt der Fürst, »das ist jenes Wasser, das die Stämme an seinem Ufer Dscholiba nennen!«

»Dieser Fluß zieht der aufgehenden Sonne entgegen ...«,

Bronzestatue
eines Häuptlings,
13. Jahrhundert

erklärt er Park, den er aus dem Zelt holen läßt, »damit weißt du, was du wissen willst. Es ist zu weit für dich, bis zum Niger zu gehen.«

»Ich muß aber selber seine Wasser sehen!«

Unterwegs hat Mungo Park so oft vernommen, der Niger ströme von West nach Ost, daß er an dieser Tatsache kaum mehr Zweifel hegt. Aber wohin führt diese fließende Straße? Nach Ägypten? Wo mündet der Niger?

Wie ein Tier in dem schmutzigen, heißen Zelt gefangen, von haßerfüllten Wärtern verhöhnt und gedemütigt und gleich einem Tier gefüttert und getränkt, verbringt Mungo Park mehrere Wochen in der Residenz des Scheichs Ali. Aber selbst in dieser schrecklichen Situation versäumt er nicht, möglichst viel über Land und Leute zu erfahren. Allmählich beherrscht er die Mandingosprache so gut, daß er sich mit den Negern ohne Dolmetscher zu unterhalten vermag.

Bald merkt Park, daß die Mauren in großer Furcht vor einem Negerkönig leben, der in einer festen Stadt names Segu am großen Strom – vermutlich dem Niger – residiert. Dieser Negerkönig und sein Volk, die Bamana, haben alle anderen Völker des Landes tributpflichtig gemacht.

Einer ihrer Könige – so berichten die allmählich zutraulicher werdenden Aufseher – hat vor mehr als zwei Menschenaltern die Stadt Segu gegründet und mit Wällen und Palisaden umgeben lassen. Er konnte seinen ursprünglichen kleinen Staat ungehindert ausdehnen, vergrößern und organisieren, weil die Macht der marokkanischen Herrscher von Timbuktu verfallen und jenes Reich Mali – von dem einst die portugiesischen Reisenden berichtet hatten – unter den schweren Schlägen der Songhaineger erschüttert war. Es gab langdauernde Kämpfe zwischen den hinabsinkenden Königen von Mali und den aufstrebenden Bamana, die schließlich das Ende des Malistaates herbeiführten.

Über die gesellschaftliche Gliederung dieses Segustaates erfährt Park manches Interessante. Die höchste Rangstufe unter dem König und den Angehörigen seiner Familie nehmen die »Tontigi«, die Adeligen und Krieger, ein, es folgen die »Nyamakala«, die freien Männer des Staates, und schließlich die »Ton-djon«, die

Staatssklaven, aus denen sich vor allem das stehende Heer rekrutiert. Für den nötigen Ersatz an Staatssklaven sorgt der König selber, indem er Schulden oder Geldstrafen (für deren Verhängung er und seine Räte reichlich sorgen) für die Betroffenen bezahlt und sie dann nach geltendem Recht als Schuldner zu seinen Sklaven macht. Auch die gefürchtete »Königsgarde« von Segu besteht aus solchen Staatssklaven.

Das Glück zeigt sich dem Forschungsreisenden in höchster Not gewogen. Eines Nachts gelingt ihm die lang ersehnte Flucht. Sein Pferd findet er in einem Pferch wieder, klettert zerlumpt, verlaust und verschmutzt und halb verhungert auf den mageren Gaul und reitet in die unbekannte Dunkelheit davon. Sein Kompaß, den er glücklich durch alle Ausplünderungen gerettet hat, ist jetzt außer dem Pferd und der Kleidung, die ihm der Fürst zurückgegeben hat, sein einziger Besitz.

»Um Mitternacht machte ich mein Bündel Kleidungsstücke zurecht, sie bestanden aus zwei Hemden, zwei Überhosen, zwei Taschentüchern, einer Weste, einem Brusttuch, einem Hut und einem Paar Halbstiefel; dies und mein Mantel waren meine ganze Garderobe. Und ich hatte nicht eine einzige Koralle oder sonst etwas von Wert mehr übrig, um Lebensmittel für mich oder Korn für mein Pferd zu kaufen.
Gegen Tagesanbruch kam Johnson, der alte Dolmetscher, welcher die ganze Nacht hindurch die Mauren beobachtet hatte, und flüsterte mir zu, daß sie alle schliefen. Der große Augenblick war nun da, welcher entscheiden mußte, ob ich das Glück der Freiheit wieder schmecken oder mein Leben in der Gefangenschaft verschmachten sollte. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich an die schreckliche Alternative dachte und überlegte, daß sich an diesem Tage mein Schicksal auf eine oder die andere Art entscheiden müsse. Beratschlagen hieß den köstlichen Augenblick, in welchem die Flucht möglich war, verstreichen lassen. Ich nahm also mein Bündel, schritt leise über die Neger, die unter freiem Himmel schliefen, hinweg, bestieg mein Pferd, sagte Johnson Lebewohl und bat ihn, die Papiere, die ich ihm anvertraut hatte, wohl in acht zu nehmen und meinen Freunden am Gambia zu sagen, daß er mich in gutem Wohlsein verlassen habe. Jeden Schritt tat ich mit der größten Behutsamkeit, jeden Busch un-

tersuchte ich, und alle Augenblicke horchte ich auf und sah mich um nach den maurischen Reitern. Als ich etwa eine Meile von der Stadt entfernt war, erschrak ich nicht wenig, mich in der Nähe einer maurischen Viehweide zu finden. Die Hirten folgten mir wohl eine Meile, zischten hinter mir drein und warfen Steine nach mir, und als ich ihnen endlich aus dem Gesicht war und der angenehmen Hoffnung, daß ich glücklich entkommen sei, Raum zu geben anfing, hörte ich zu meinem großen Schrecken schon wieder jemand hinter mir herrufen; ich sah mich um und erblickte drei Mauren zu Pferde, die mir in der größten Eile nachkamen, pfiffen und mit ihren doppelläufigen Flinten drohten. Ich wußte, daß ich gar nicht daran denken durfte, ihnen zu entkommen, wendete also mein Pferd und ritt ihnen entgegen; als ich herankam, fiel mir auf jeder Seite einer in den Zügel, und der dritte hielt mir sein Gewehr vor und sagte, ich müsse zurück zu Ali. Wenn die menschliche Seele eine Zeitlang zwischen Hoffnung und Verzweiflung geschwebt hat, von Angst gepeinigt, und von einem Extrem zum anderen hin und her geworfen worden ist, so gibt es eine Art von düsterer Beruhigung, wenn man weiß, was denn nun das Ärgste ist, was sich ereignen kann. Dies war meine Stimmung; ich war bis zur Gleichgültigkeit gegen das Leben und seine Freuden abgestumpft und ritt in scheinbarer Ruhe mit den Mauren zurück. Die Sache änderte sich aber, ehe ich es erwartete. Als wir durch ein dickes Gebüsch kamen, befahl mir einer von den Mauren, mein Bündel aufzumachen und ihnen zu zeigen, was darin wäre. Sie durchsuchten alles; aber nichts schien ihnen der Mühe wert, es zu nehmen, als mein Mantel; den sahen sie für eine gute Beute an, und einer von ihnen riß mir ihn ab und warf ihn sich selbst um. Dieser Mantel war mir von großem Nutzen gewesen, er schützte mich bei Tage vor dem Regen und bei Nacht vor den Moskitos; ich bat ihn also ernstlich, mir ihn wieder zu geben, und verfolgte ihn noch eine Weile mit meinen Vorstellungen; aber ohne im geringsten darauf zu hören, ritt er nebst seinen Gefährten mit dem Raube weiter. Da ich ihnen immer noch folgte, hieb der dritte, der neben mir geblieben war, meinem Pferde über den Kopf, hielt mir das Gewehr vor und sagte mir, ich solle nicht weitergehen. Nun wurde ich erst inne, daß diese Leute von gar niemand abgeschickt waren, um mich aufzugreifen, sondern daß sie mich lediglich in der Absicht verfolgt hatten, um mich auszu-

plündern. Noch einmal lenkte ich also mein Pferd wieder nach Osten, und da ich sah, daß der Maure seinen Kameraden folgte, wünschte ich mir Glück, doch noch lebendig, wenngleich im größten Elend, dieser Horde von Barbaren entkommen zu sein.
Sobald ich den Mauren aus dem Gesicht war, lenkte ich, um nicht verfolgt zu werden, in die Wälder und ritt möglichst schnell zu, bis ich an einige hohe Felsen kam, die ich schon vorher gesehen hatte. Ich hielt mich nun etwas nördlich und kam glücklich auf den gesuchten Weg.«

Unter unzähligen Abenteuern mit feindlichen Negern und Mauren gelangt er weiter nach Nordosten. Von Salz- und Sklavenkarawanen, denen er in den Futa-Dschalon-Bergen begegnet, erhält er zuverlässige Nachrichten über den großen Strom, der nur noch wenige Tagereisen entfernt das Land durchströmt. Einmal sieht er von einer Anhöhe aus den Staub eines marschierenden Heeres in der Ebene. Das mögen die Königsgarden von Segu sein, die wieder einmal gegen einen Nachbarn zu Felde ziehen.

Andern Tags geht es bergab in die gras- und waldbedeckte Steppe. Der Strom muß nahe sein, wilde Enten, Störche und Reiher kreisen über den raschelnden Schilfwäldern.

Der einsame Reiter erreicht eine ausgetretene Karawanenstraße, durchquert ein Sumpfgebiet und sieht plötzlich einen breiten, majestätisch dahinziehenden Wasserlauf, der, in der Morgensonne flimmernd, nach Osten strömt. Er hat nach so vielen Anstrengungen endlich den Niger erreicht.

Es ist der 12. Juli 1796. Park eilt erschöpft und ausgedörrt an die flachen Ufer, steigt vom Pferd und trinkt das herrliche, kühle Wasser, von dem er so lange geträumt hat.

Später schreibt er über diesen erhebenden Augenblick in seinem Reisebericht:

»Gerade vor mir sah ich das große Ziel meiner Reise, den gewaltigen Niger. Er war genauso breit wie die Themse bei Westminster, und im Sonnenschein glitzernd strömte er nach Osten. Ich lief zu dem Flusse hinunter, trank von seinem Wasser und dankte im Innern dem, der alles regiert, denn ER hatte meine Anstrengungen mit einem vollständigen Siege gekrönt ...
Ich war nicht erstaunt zu sehen, daß der Fluß und auch das ihn

umgebende Land nach Osten abfielen. Denn, wenn ich auch in dieser Hinsicht bei meiner Abreise von Europa Zweifel gehegt hatte, so hatte ich doch auf meiner Reise so oft die Bevölkerung nach dem Niger gefragt und die Neger der verschiedensten Stämme so oft versichern hören, daß er in der Richtung fließe, aus der die Sonne käme, daß eine Ungewißheit nicht länger möglich war und dies um so weniger, als ich wußte, daß Major Houghton dieselben Erklärungen erhalten hatte . . .«

Breit strömt der Niger nach Osten. Park folgt dem flachen Ufer und trifft wieder auf die Karawanenstraße. In der Ferne tauchen die Befestigungen und Tore einer Stadt auf – wahrscheinlich Segu, die Residenz des Bamanakönigs. Weiße Häuser strahlen in der grellen Sonne des Hochsommers, der kegelige Turm eines Minaretts ragt in den flirrenden Himmel.

Reiter in Wattepanzern galoppieren heran, ihre Pferde sind mit flatternden Tüchern behangen, auf dem Haupt tragen die Männer mit Metallschuppen besetzte, glänzende Helme, sie schwingen Lanzen und runde Schilde. Das ewig gleiche Elend, die immer wiederholte Qual der Begegnung mit Eingeborenen, hebt von neuem an. Müde und erschöpft bleibt Park am Rand der staubigen Straße stehen und wartet der kommenden Dinge.

Der Sultan von Segu ist ein Bamananeger, der zum Islam übergetreten ist. Er heißt Makoro-Moson und hat als Sieger in einem Thronstreit die Herrschaft an sich gerissen. Sein Reich dehnt sich stromab bis Timbuktu und grenzt im Osten an einen Fluß, der Volta genannt wird.

Als ihm seine Boten melden, der aufgegriffene Fremde mit der weißen Haut sei ein Christ, verbietet er ihm den Eintritt in die Stadt. Der Boden, den die Gläubigen betreten, soll nicht durch einen ungläubigen Hund beschmutzt werden. Außerdem fürchtet er die Rache der einflußreichen Mauren, der reichen berberischen Händler, des marokkanischen Statthalters, der islamitischen Beamten und Offiziere, der Mischlinge und all der fanatischen Moslems, von deren Wohlwollen er abhängig ist.

Wie ein Aussätziger lagert Park in der glühenden Sonne unter einem Baum, ohne seinen Hunger stillen zu können. Er ist völlig am Ende seiner Kräfte und seiner Mittel.

»Gegen Sonnenuntergang«, so hat Mungo Park später berichtet, »in dem Augenblick, da ich mich eben anschickte, die Nacht auf elende Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könne, kam eine Frau des Weges von der Arbeit aus dem Felde; sie machte halt, um mich zu betrachten, und ließ sich kurz meine Umstände erzählen, worauf sie mit viel Ausdruck von Mitleid meinen Sattel und Zaum nahm und mich folgen ließ. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Diele aus und sagte mir, daß ich über die Nacht dableiben könne. Da sie wahrnahm, daß ich sehr hungrig war, brachte sie einen guten Fisch herbei, der auf heißer Asche, freilich nur halb, geröstet und mir zur Abendmahlzeit gereicht ward. Nachdem auf diese Art den dringendsten Forderungen der Gastfreundschaft gegen den unglücklichen Fremdling Genüge geleistet war, deutete meine würdige Wohltäterin auf die Matte, und sagte mir, ich könne mich ohne Besorgnis schlafen legen; und nun rief sie ihren weiblichen Hausgenossen, welche die ganze Zeit über wie versteinert um mich her gestanden hatten, ihre Baumwollspinnerei aufs neue vorzunehmen, womit sie einen großen Teil der Nacht beschäftigt blieben. Sie erleichterten sich ihre Arbeit durch Gesänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreif verfertigt wurde, da ich der Gegenstand desselben war. Eine von den jungen Frauen sang, und die übrigen fielen nachher als Chor ein.

Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten: ›Die Winde sausten, der Regen fiel – und der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft.‹ Chor: ›Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er!‹ So unbedeutend dies dem Leser scheinen mag, so war es doch für einen Menschen in meiner Lage im höchsten Grade rührend; ich war so übernommen von dieser unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirtin zwei von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weste saßen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich der freundlichen Frau bezeigen konnte.«

Am nächsten Morgen dringen Königsboten von Makoro-Moson in die Behausung der Negerin ein und fordern Auskunft über

den Zweck der Reise und die Absicht des Fremden. Zugleich verlangen sie die üblichen Gastgeschenke für den König.

Auch Makoro-Moson begreift nicht, daß ein Mann von seinen heimatlichen Flüssen fortgeht, nur um im anderen Lande ebenfalls einen Fluß zu suchen. Er verspottet Mungo Park wegen seiner Armut. Kurz vor Eintritt der Dunkelheit jedoch kehrt einer der Königsboten zurück und überreicht dem Fremden einen Sack mit 5 000 Kaurimuscheln – dem landesüblichen Zahlungsmittel. Die reiche Gabe sendet der König von Segu, dessen Sinn sich indessen aus unverständlichen Motiven plötzlich gewandelt hat. Zugleich läßt er Park dringend raten, noch in der Nacht vor den Anschlägen der Mauren zu fliehen und sich der Führung des Königsboten anzuvertrauen.

Selbst jetzt gibt Mungo Park seine Forschungsbemühungen nicht auf.

Auf seinem Pferd mehr hängend als reitend, trabt er, geführt von dem Neger, flußabwärts, in östlicher Richtung. Die Boten begleiten den Arzt bis zu der Stadt Sansading, wo er Unterkunft im Haus eines Negerbeamten findet. Aber der Haß der christenfeindlichen Mauren spürt ihn bald auf. Vor dem Lehmhause seines Wirtes sammelt sich eine bewaffnete Schar, die das Leben des Ungläubigen fordert. Nur dem energischen Widerspruch seines Gastgebers verdankt der Schotte seine abermalige Rettung.

Als einzige Bezahlung für die zahlreichen Wohltaten, die er dem Europäer in der nächsten Zeit erweisen kann, verlangt der Neger lediglich ein zauberkräftiges Gebet. Mungo Park schreibt ihm mit dem dunklen Saft einer Pflanze das Vaterunser auf ein weißgescheuertes Brettchen.

Wieder zieht der Forschungsreisende weiter gen Osten. Aber hier endet der Karawanenpfad, alle Waren scheinen von Sansading an auf den Fluten des Nigerstromes in die alte Handelsstadt Timbuktu befördert zu werden. Die wohlmeinenden Neger warnen den Fremden eindringlich, weiter nach Sonnenaufgang zu reisen, denn je mehr der Strom sich nach Nordosten wende, um so fremdenfeindlicher seien die in den Uferdörfern gebietenden Mauren. Wenn er ihren Haß überlebe, so gerate er doch sicher in die Hände der schrecklichen Tuareg, die den Europäer und Christen keinesfalls schonen würden.

In der weglosen, steinigen Wildnis stürzt Parks Pferd, der

letzte, beinahe lebensnotwendige Besitz. Er sattelt den dürren, zu Tode erschöpften Gaul, der nicht wieder auf die Beine zu bringen ist, ab und schleppt abwechselnd mit einem treuen Neger den Sattel, bis es den beiden gelingt, einen Kahn zu finden, mit dem sie stromab treiben.

Die Kaurimuscheln sind bis auf einen winzigen Rest ausgegeben. Mungo Park ist abgezehrt, von Malaria geschüttelt, von halbwilden Todfeinden umgeben. In einem Dorf am Strom rastet er und sammelt so viele Nachrichten über den Niger, als ihm erreichbar sind.

Man sagt ihm, daß es nahe Timbuktu einen »schwarzen Sumpfsee« gibt, aus dem sich der Niger nährt, daß er sich am Rande der Wüste in viele Arme gabelt und sehr langsam strömt, aber nicht einer der Flußschiffer und Händler weiß etwas vom weiteren Verlauf und von der Mündung des Stromes. Immer wieder hört er die achselzuckende Antwort: Der Niger strömt bis ans Ende der Welt! Wohl kennen viele die reiche und gewaltige Stadt Timbuktu, auf deren Markt sich »die Völker der ganzen Erde« treffen, aber was darüber hinausgeht, bleibt im Bereich des Ungewissen.

Fast schlagartig setzt die Regenzeit ein, die ein weiteres Vordringen nach Osten unmöglich macht. Über den Buschwäldern und Schilfdickichten hängen graue Schleier, aus den Sümpfen steigen Miasmen, Mücken und schwüle Dünste. Park liegt fiebernd in einer Negerhütte, während draußen die Fluten des Stromes steigen, die Ufer überschwemmen und weite Strecken zu Seen werden lassen. Mit seinen letzten Kaurimuscheln mietet Park abermals einen Kahn und rudert stromauf. Der unendlich weit erscheinende Rückweg beginnt...

Nach Verlust des Kahns versucht es der Forscher, am Ufer voran zu kommen. Noch immer schleppt sein Begleiter den Sattel, den Park als Geschenk für einen Negerhäuptling verwenden will.

Und wieder begegnet ihm eines der Wunder dieser trotz allen Widerwärtigkeiten glücklichen Reise. In einer kleinen Negersiedlung vernimmt der Schotte ein freudiges Wiehern und findet sein zurückgelassenes Pferd wieder, das sich unterdessen erholt hat.

Es folgen Wochen mühseliger Wanderung durch Schlamm, Regen, Schilfwälder und Fieberstrecken.

»Das Land war so überschwemmt, daß ich oft in Gefahr war, den Weg zu verlieren und in den Savannen ganze Meilen weit bis an die Knie im Wasser waten mußte. Selbst das Kornland, welches immer das trockenste in der Gegend ist, war so vom Wasser durchweicht, daß mein Pferd zweimal im tiefen Schlamm steckenblieb und nur mit größter Mühe herausgezogen werden konnte.«

In den wenigen Ortschaften begegnet man dem Christen, dem die wildesten Gerüchte vorauseilen, mit Hohn, Feindschaft oder offenem Haß.

»Am 12. August reiste ich von Sansading ab und erreichte nachmittags Kabba. Als ich mich der Stadt näherte, fand ich zu meiner Verwunderung mehrere Menschen am Tor versammelt, von denen einer, als ich herankam, auf mich zulief, mein Pferd am Zügel nahm und mich rund um die Mauern der Stadt führte; dann zeigte er nach Westen und sagte, ich sollte gehen, oder es würde übel mit mir werden. Umsonst stellte ich ihm die Gefahr vor, der ungestümen Witterung und der Wut der wilden Tiere ausgesetzt, in den Wäldern von der Nacht überfallen zu werden. ›Geh‹, war seine ganze Antwort. Und da mehr Leute kamen und mich sehr ernstlich auf dieselbe Art nötigten zu gehen, vermutete ich, es möchten einige von des Königs ausgeschickten Leuten im Orte sein und diese Neger hätten mich aus lauter Güte herumgeführt, um mir das Entkommen zu erleichtern. Ich nahm also den Weg nach Sugu mit der eben nicht tröstlichen Aussicht, die Nacht in den Ästen eines Baumes zuzubringen. Drei Meilen weiterhin kam ich an ein kleines Dorf, nahe an der Straße. Der Dorfälteste stand am Tor und spaltete Holz; ich fand ihn nicht geneigt, mich aufzunehmen, und da ich dennoch versuchen wollte, hineinzureiten, sprang er auf und drohte mir mit dem Stück Holz, das er eben in der Hand hielt, mich vom Pferde herunterzuhauen, wenn ich noch einen Schritt näher käme.«

An einem der nächsten Abende fällt Park in die Hände von Räubern, die ihm alles fortnehmen und ihn fast nackt in der Wildnis liegenlassen.

»Ohne mich zu widersetzen, ließ ich sie alle meine Taschen durchwühlen; sie untersuchten jedes Kleidungsstück mit der äußersten Genauigkeit, und da sie gewahr wurden, daß ich unter der Weste noch eine andere trug, bestanden sie darauf, daß ich beide abwerfen sollte; ja, zuletzt zogen sie mich, um recht reine Arbeit zu machen, ganz nackend aus. Sogar meine Halbstiefel – obwohl die Sohle des einen mit einem zerrissenen Zügel unter meinem Fuß festgebunden war – wurden auf allen Seiten besehen. Indem sie den ganzen Raub so in Augenschein nahmen, bat ich sie sehr ernstlich, mir meinen Taschenkompaß wiederzugeben; als ich aber nur darauf hinzeigte, schlug einer von den Banditen, welcher glaubte, ich wollte ihn von der Erde aufheben, seine Flinte an und schwur, er würde mich auf der Stelle totschießen, wenn ich nur meine Hand daran legte. Hierauf gingen einige von ihnen mit meinem Pferde fort, die übrigen blieben noch und überlegten, ob sie mich ganz nackt lassen oder mir etwas vergönnen sollten, um mich gegen die Sonne zu schützen. Die Menschlichkeit behielt die Oberhand; sie gaben mir das schlechteste von den beiden Hemden und ein Paar Überhosen zurück, und als sie abzogen, warf mir noch einer meinen Hut zu, in dessen Krempe meine Papiere lagen; dies war wahrscheinlich die Ursache, warum sie ihn nicht behalten wollten. Ich saß noch eine Zeitlang, nachdem sie fort waren, und sah mich mit Schrecken um. Wohin ich mich auch wenden wollte, erblickte ich nichts als Schwierigkeiten und Gefahren. Nackend und allein, von wilden Tieren und noch wilderen Menschen umgeben, war ich in der schlimmsten Periode der Regenzeit mitten in einer ungeheuren Wildnis, fünfhundert Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung entfernt. Alle diese Umstände kamen mir auf einmal ins Gemüt, und ich bekenne, daß der Mut anfing, mir auszugehen. Mein Schicksal schien mir ganz ausgemacht, und ich sah keinen Ausweg, als mich hinzulegen und zu sterben.«

Wieder hat Mungo Park Glück. Der Manso, das Ortsoberhaupt der nahen Negersiedlung, ist ein gerechter Mann, der die Klage des Ausgeplünderten anhört und die Räuber ergreifen läßt. Der Weiße erhält seine Lumpen und das Pferd zurück. Aber die Wegelagerer haben den Taschenkompaß zerbrochen – ein unersetzlicher Verlust. Das Pferd, das wieder am Ende seiner Kräfte ist,

überreicht der Schotte dem Ortsoberhaupt als Geschenk, der die für ihn wertvolle Gabe mit einem Ledersack und einem Speer erwidert.

Fiebernd wankt Park weiter, er verstaucht sich den Knöchel, wehrt einen Mordversuch ab, beruhigt in Mandigosprache mordgierige Neger und entrinnt mit Not den Nachstellungen der maurischen Händler.

In dem Ort Kamalia trifft er einen Mischling, dessen Bruder er einst kennengelernt hat. Der Mann nimmt ihn in sein Haus auf, pflegt ihn und rät dem Kranken, das Ende der Regenzeit bei ihm auszuharren und seinen grausamen Weg erst auf abgetrockneten Pfaden weiterzuwandern.

Monate gehen dahin, in denen Park mit dem Fiebertod ringt. Seine starke, jugendliche Natur kämpft sich jedoch durch und erholt sich bald. Der Genesende studiert eifrig die Lebensweise der Mandeneger.

Endlich kommt der Fastenmonat Ramadan heran, die Regenzeit ist zu Ende, und die Steppen sind trocken. Als die erste große Sklavenkarawane des Jahres in Kamalia rastet, um vor Durchquerung der gefürchteten Dschalonkawildnis einige Bewaffnete anzuwerben, bestürmt der Schotte den Karawanenleiter um Mitnahme. Hier bietet sich ihm eine einmalig günstige Gelegenheit, denn die Sklaven sollen bis zu der unter europäischem Einfluß stehenden Südküste gebracht werden. Die Mischlinge und sogar die Berber, die die Karawane führen, lassen sich schließlich überreden, den Europäer mitzunehmen. Er bedeutet einen wertvollen Zuwachs der kampfkräftigen Männer, außerdem kann man sich damit bei den großmächtigen Herren der europäischen Faktoreien am Gambia einen guten Namen machen. Vielleicht kann man sogar mit Hilfe des Weißen die Sklaven besonders günstig verkaufen.

Denn noch immer laufen britische und amerikanische Schiffe die Westküste Afrikas an, um schwarzes Elfenbein für die westindischen und amerikanischen Plantagen und Bergwerke zu holen. Der Einfluß der Sklavenhalter ist vorläufig noch stärker als der Protest der sklavenfeindlichen Abolitionisten unter William Wilberforce und wirksamer als die Abneigung des britischen Staats-

mannes Pitt gegen den Menschenschacher oder der Protest der amerikanischen Quäker.

Die großen Schiffe mit den Zwischendecks voller Negerfracht pendeln noch immer auf der »Goldenen Route«, und noch immer sind die schwarzen Häuptlinge die Zutreiber. Meist sind es Kriegsgefangene, die sie anbieten, aber auch Stammesangehörige, wenn sie in schlechter Erntezeit nicht ernährt werden können.

Die Rückreise Parks in Gesellschaft der Sklavenhändler ist tausendmal leichter als der furchtbare Alleingang nach Norden und Osten. Glücklich entgeht die Karawane einem Überfall in der Dschalonkawildnis, erreicht den Gambia und gelangt in Gebiete, in denen sich bereits der europäische Einfluß bemerkbar macht. Hier ist der Weiße eine geachtete Respektsperson.

Im Oktober 1796 ziehen die Händler mit ihrer aneinandergeketteten menschlichen Ware in Pisania ein. Mit Freudentränen in den Augen sieht Mungo Park den Union Jack über dem Dach der britischen Faktorei wehen.

Die Menschen, die er vor eineinhalb Jahre verlassen hat, starren ihn wie einen von den Toten Auferstandenen an. Hat man sich doch längst mit dem Gedanken abgefunden, daß Park das Schicksal Major Houghtons geteilt habe. Europäische Kleidung und Wäsche, ein gründliches Bad und ein Essen nach englischem Geschmack verwandeln den Heimgekehrten in einen neuen Menschen. Die Faktorei gewährt ihm sogleich ein Darlehen, und um das Glück vollzumachen, legt schon nach zwei Tagen eine amerikanische Brigg an, die Sklaven nach Charleston in Carolina bringen soll.

Über Amerika kehrt Mungo Park nach London zurück, wo er am Morgen des Weihnachtstages eintrifft.

Die erste Veröffentlichung seiner Erlebnisse und Abenteuer auf dem Weg zum Nigerstrom erregt in England und darüber hinaus in der gesamten wissenschaftlichen Welt höchstes Aufsehen. Einer der leidenschaftlichsten Bewunderer von Mungo Parks Taten ist der deutsche Theologiestudent Friedrich Hornemann, der an der Universität Göttingen immatrikuliert ist und eifrig neben der

Theologie Geographie studiert hat. Als er die Tagebücher des schottischen Afrikareisenden gelesen hat, ist sein Entschluß gefaßt: Seine Arbeit und sein Leben sollen in Zukunft den Forschungsaufgaben in Afrika dienen. Von seinem Professor Blumenbach, dem berühmten Naturforscher, erbittet und erhält er eine Empfehlung an die African Association in London.

Ohne sich mit einem vorbereitenden Briefverkehr aufzuhalten, fährt er nach England und bewirbt sich beim Afrika-Club um einen Forschungsauftrag. Nach gründlicher Prüfung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten wird der Deutsche schließlich in die Reihe der aktiven Mitarbeiter der Gesellschaft aufgenommen. Seine Aufgabe soll es sein, das von Mungo Park angeschnittene Nigerproblem möglichst vollständig zu lösen: Wo entspringt der Strom, und wo ist seine Mündung?

Napoleon in der Schlacht am Berge Tabor. (Zeitgenössische Lithographie)

Im September 1797 ist Hornemann in Kairo und beginnt eine Karawane zusammenzustellen. Er gedenkt, quer durch die fast unbewohnte Sahara nach Timbuktu zu gelangen. Allen Gefahren, denen Mungo Park im dichter besiedelten Westsudan begegnet ist, wird man damit aus dem Wege gehen.

Während Hornemann noch mit den Vorbereitungen beschäftigt ist, greift der englisch-französische Krieg auf Ägypten über. Im Juli 1798 landet Napoleon Bonaparte mit seiner Armee im alten Pharaonenland und tritt seinen Vormarsch an. Nach dem raschen Sieg der Franzosen wendet sich Hornemann mit der Bitte um Unterstützung seines Planes an den wissenschaftlichen Beirat der Napoleonischen Expedition. Der Mathematiker Monge und der Chemiker Berthollet begeistern sich für das Vorhaben des jungen Deutschen. So großartig ist der Geist dieses der Forschung und Wissenschaft zugeneigten Jahrhunderts, daß die Franzosen einem Deutschen, obwohl er in Diensten des feindlichen Englands steht, jede Unterstützung zusagen und sich erbieten, seine Post durch Vermittlung französischer Kurierschiffe nach London zu befördern.

Im September 1798 verläßt Hornemann, unter Verzicht auf eine eigene kostspielige Karawane, begleitet von einem zum Islam übergetretenen Deutschen namens Freudenberg, Kairo in westlicher Richtung. Die beiden Forschungsreisenden haben ganz die Lebensgewohnheiten der Muselmanen angenommen und bewegen sich völlig ungezwungen inmitten einer arabischen Karawane, der sie sich angeschlossen haben.

Trotzdem ist es eine Wanderung der tausendfachen Vorsicht und der hundertfältigen Todesgefahr. Was Hornemann tagsüber beobachtet – die Entfernungen, Himmelsrichtungen, geographischen Merkmale und die Ergebnisse vorsichtig angestellter Messungen –, lernt er auswendig, um die Zahlen und Angaben bei Nacht im einsamen Zelt in sein streng gehütetes Tagebuch einzutragen.

Er gelangt in die tief unter dem Meeresspiegel liegende Oase Siwa, besucht die Ruinen des berühmten Tempels des Jupiter Amon und reist über die Kette der Oasen in die Zentralsahara, in die Landschaft Fessan, wo die Karawane in der weißen Wüstenstadt Mursuk längere Rast macht. Diese Oase am Fuß der Saharagebirge wird von einer Mischbevölkerung aus verneger-

ten Berbern, Arabern, Fulbe und Bornu-Kanem-Leuten bewohnt. Die durchziehenden Karawanen, die nach Norden zur Tripolisküste und nach Süden zum Tschadsee wandern, bringen den Einwohnern reichen Gewinn. Selten nur lagern hier Handelsreisende – wie jene, bei denen Hornemann weilt –, die von Ägypten kommen und über das Hoggargebirge nach Timbuktu ziehen.

In Mursuk hört Hornemann zum erstenmal von dem großen, beinahe tausendjährigen Negerreich Bornu-Kanem, das weit im Süden des Zentralsudan liegen soll. Fremde Reisende erzählen dem als Moslem verkleideten Forscher, das Reich Bornu-Kanem werde von Negerstämmen bewohnt, die dem Islam anhingen und Ackerbau und Viehzucht treibend rings um den Tschadsee siedelten.

In den letzten Jahren sei der Negerstaat von den Fulbe bedrängt, Negern hellerer Hautfarbe, deren Siedlungsgebiete weiter südwestlich lägen. Die Fulbe seien bei allen Völkern des Sudan als gefährliche Eroberer gefürchtet, es seien grausame Fanatiker des Islam. Sie säßen als Herrenschicht über zahlreichen kleinen Negerstaaten.

Während des Aufenthalts in Mursuk erkrankt Freudenberg so schwer, daß Hornemann bei ihm zurückbleiben und die Timbuktufahrer allein weiterziehen lassen muß. Wenige Tage später trifft die Schreckensbotschaft in Mursuk ein, die Karawane sei von wilden Tuaregs – den tätowierten Kamelreitern des Hoggargebirges und der mittleren Sahara – überfallen und aufgerieben worden. Die Tuaregs sind Berberabkömmlinge mit stark negroidem Einschlag, die in den Tälern des Hochgebirges an oft versiegenden Quellen hausen, Kamele und Schafe züchten und meist von Raub und Krieg leben.

Hornemann verzichtet angesichts der Schwierigkeiten vorläufig auf eine Fortsetzung seiner Expedition nach Westen. Der junge deutsche Forscher will seine Tagebücher und bisherigen Ergebnisse in Sicherheit bringen. Ungefährdet erreichen er und sein Freund Freudenberg im Gefolge einer nach Norden gehenden Bornu-Kanem-Karawane die Hafenstadt Tripolis in Libyen. Doch nach kurzer Ruhepause kehrt Hornemann ungeschwächt und furchtlos den Wüstenpfad zurück nach Mursuk.

Von hier geht er mit einer Kamelkarawane nach Südwesten, erreicht an unbekannter Stelle den Nigerstrom, an dessen Ufern

Bronzeplastik aus Benin/Westafrika

er im Alter von achtundzwanzig Jahren auf unbekannte Weise umkommt. Seinen Anweisungen gehorsam, forschen die Freunde von der African Association erst drei Jahre später nach seinem Verbleib – doch alle Spuren verlieren sich in der Weite des unbekannten Landes.

Im Jahre 1805 bricht Mungo Park zu seiner zweiten Niger-Expedition auf. Durch Spenden und staatliche Unterstützungen sind mehr als eine Million Goldfranken für die Zwecke der Expedition aufgebracht worden. Diesmal wird der Schotte nicht von der Gunst oder Ungunst jedes kleinen Dorfhäuptlings abhängig sein. Mit einer bewaffneten Mannschaft folgt er den Spuren seiner ersten Wanderung nach Norden und Osten und erreicht ohne größere Zwischenfälle Segu und Sansading. Dort zimmern sich die Weißen ein großes Boot und beginnen die Fahrt stromab.

Bevor sie vom schilfigen Ufer abwerfen, schickt Park einen eingeborenen Kurier an die Küste zurück. In einem hohlen Stab bewahrt der Neger Mungo Parks Brief, in dem er seinen Freunden mitteilt:

»Nun überlasse ich mich der Strömung in dem festen Entschluß, die Mündung des Stromes zu entdecken oder bei diesem Unternehmen umzukommen. Wenn ich das Ziel der Reise nicht erreiche, so soll der Niger mein Grab werden . . .«

Unter Kämpfen und Gefahren, vom Fieber dezimiert und durch die Strapazen erschöpft, gelangen die Überlebenden bis Timbuktu, müssen aber die geheimnisvolle Stadt ohne Rast verlassen, um ihr Leben zu retten. Von da an verlieren sich ihre Spuren.

Eingeborene berichteten später, Park sei als einzig Überlebender, abgemagert und schrecklich anzusehen, auf dem immer gewaltiger dahinrollenden Strom nach Süden gefahren, wo die Wasser breit und wütend zwischen Höhenzügen und Urwäldern dahinrauschen. Nahe der Stadt Bussang sei das Boot des Forschers von einer Neger-Flottille angegriffen worden, sei gekentert und mit seinem Insassen in den Wellen des ungebändigten Flusses versunken.

Der Unglücksort liegt etwa tausend Strommeilen von der Mündung des Niger entfernt.

Die African Association läßt sich durch die Fehlschläge nicht entmutigen. Fast in jedem Jahr gehen junge, begeisterte Forscher hinaus, kommen um und verschwinden spurlos in den Wildnissen Afrikas oder bringen wertvolle Nachrichten, wie die beiden

Schotten Clapperton und Denham, denen der Weg quer durch die Wüste zum Niger gelingt und die auf einer zweiten Reise vom Beningolf im Süden her abermals den Niger finden. Das letzte und größte Rätsel, das der Strom aufgibt – die Frage seiner Mündung im Ozean, wird endlich 1830 durch Richard und John Lander gelöst. Auch sie dringen von Benin im Süden aus vor, stoßen bei Bussang, dem Schicksalsort Mungo Parks, auf den Niger und fahren nun jenes letzte Tausendmeilenstück stromab, das zu erforschen Park versagt geblieben ist. Sie entdecken auf dieser Fahrt den gewaltigen Nebenfluß des Niger, den Benue; ohne Unfall passiert das Boot die zahllosen Windungen und Nebenarme und erreicht endlich das Mündungsdelta im Golf von Guinea.

Der große Treck

Während England in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Regionen des Westlichen Sudan durchforscht und erste Voraussetzungen für eine spätere wirtschaftliche und politische Durchdringung schafft, schalten sich auch die Franzosen wieder in die Kolonialpolitik ein. Da Frankreich sein erstes Kolonialimperium in Kanada und Indien sowie seinen Einfluß im Vorderen Orient durch die Ereignisse des 17. und ausgehenden 18. Jahrhunderts verloren hat, wendet es sich nun der letzten großen Ländermasse zu, die genug Objekte für Eroberung und Erschließung anbietet – dem afrikanischen Kontinent.

In den Jahren 1827/28 durchzieht der französische Forscher Caillié die Sahara und findet das geheimnisvolle Timbuktu; 1829 interveniert eine französische Flotte auf der Insel Madagaskar, und am 4. Juli 1830 landen die Franzosen nach vorausgegangener Beschießung des Piratennestes in Algier. Gleichzeitig werden zwischen Paris und Tunis Verträge geschlossen. Der große Angriff auf die immer noch rätselhafte Ländermasse des afrikanischen Kontinents scheint nun von Westen und Norden her zu beginnen.

Der Anfang der dreißiger Jahre dieses neuen turbulenten Jahrhunderts bringt auch für Südafrika, das seit den Friedensverträ-

gen von 1814 endgültig unter englische Herrschaft gekommen ist, schicksalhafte Ereignisse.

Es ist der 16. Januar 1834 – ein heißer Hochsommertag. Die Georgesstraße von Kapstadt ist eine einzige Staubmasse, obwohl die Hausbewohner immer wieder Kübel voller Wasser auf den Fahrweg schütten. Aber was will man machen, wenn die mit fünf langgehörnten Ochsenpaaren bespannten Planwagen der Stellenboscher Buren von morgens bis abends die Straße zerpflügen und zermahlen?

Die Akazien und Pappeln der Gärten sind graubestaubt bis zu den Wipfeln, und in den schönen zweistöckigen Steingebäuden der Georgesstraße müssen die Fenster dicht geschlossen gehalten werden. Der säulengeschmückte Turm der klassizistischen Kirche steht wie in einer Nebelschicht, und die graugrünen, allmählich in blanken schwarzen Fels übergehenden Hänge des Tafelberges sind grau verschleiert.

Die Hitze ist drückend, die Luft steht backofenwarm zwischen den Häusern. Ebenso wie die wenigen Fußgänger, die um diese Mittagsstunde unterwegs sind, eilt Ehrwürden Reverend Habakuk Pringle von der Londoner Missionsgesellschaft auf der Schattenseite der Georgesstraße entlang; in der Sonne ist es kaum zu ertragen.

Sein schwarzer, hochgeschlossener Rock wird von den Vorüberkommenden recht unterschiedlich begrüßt. Die Engländer sind freundlich und respektvoll; für sie ist der Reverend der Vertreter ihrer Kirche und einer der Repräsentanten des britischen Staates. Aber die Buren in ihren groben Tweed- und Lederjacken, mit den Patriarchenbärten um Kinn und Wangen, blicken starr und ausdruckslos an ihm vorbei. Keinem fällt es ein, den breitrandigen Filzhut zu heben, sie sehen in dem Reverend den Priester einer Kirche, die sie nicht anerkennen, und den Vertreter einer Fremdherrschaft, welche die nationalen Belange der Buren unterdrückt.

Ehrwürden Pringle erreicht das dicht neben der Kirche gelegene schöne Backsteinhaus des Superintendenten Dr. John Philip. Er zieht die Glocke, und seine Hand tastet nach dem Stück Papier, das er in der Tasche seines Rockes trägt.

Ehrwürden Dr. Philip ist nicht allein in seinem mit Büchern und Mahagonipaneelen ausgestatteten Arbeitszimmer. In einem der hochbeinigen Sessel sitzt der Häuptling der Griqua-Hottentotten, Andries Waterboer.

Der zivilisierte Hottentotte mit den zerknitterten, fast mongolisch anmutenden Zügen, dem schwarzwolligen Kraushaar und der platten Nase trägt europäische Kleider; seine großen Füße stecken in hellgelben Schuhen, und an den Fingern glänzen bunte Ringe. Auf dem weißen Hemd prunkt ein vergoldetes Kreuz an goldener Kette, denn Waterboer war ehemals Missionslehrer in Griquastadt. Er ist ein Musterschüler der Londoner Missionsschule.

Der Superintendent ist ein langer, hagerer Mann mit einem Gelehrtenkopf, ein Eindruck, den die scharfe Brille noch verstärkt. Er besitzt großen Einfluß in der Kapkolonie, da er auf dem Standpunkt steht, daß – besonders im Kolonialgebiet – die Belange der Kirche nicht immer von denen des Staates und der Verwaltung zu trennen sind. Greift der Staat zu falschen Maßnahmen, spürt es die Missionskirche an erster Stelle. Seine Beziehungen zum Kolonialministerium in London, zum Unterhaus und zum Hofe machen ihn für viele zum gefürchteten Gegner.

Er hat manche Feinde, weil er bei der Verfolgung eines einmal als richtig erkannten Weges mit rücksichtsloser Konsequenz vorgeht – sicherlich aber dann, wenn es sich um Belange seiner Kirche handelt. Lord Somerset, dem letzten Gouverneur, war er wegen seiner starren Unnachgiebigkeit ein Dorn im Auge. In einem Bericht an das Kolonialministerium hatte er über Dr. Philip ein überaus hartes Urteil gefällt:

»Ich warne vor der Hinterlistigkeit des Charakters dieses gefährlichen Mannes, der sich in alles mengt, was ihm politisches Ansehen gibt . . .[29]«

Aber Lord Somerset ist über den Regierungswechsel von 1826 gestürzt; das Kolonialministerium – von Dr. Philip mit Protesten, Anklagen und Berichten einseitig orientiert – hat ihn abberufen. Seitdem ist die Stellung des Superintendenten in der Kapkolonie völlig unangreifbar geworden.

Reverend Pringle begrüßt mit devotem Respekt seinen Vorge-

setzten, wechselt ein paar Worte mit dem Hottentottenhäuptling, den er seit langem kennt, zieht das Blatt aus seiner Tasche und überreicht es dem Hausherrn mit so feierlicher Geste, als ob es der vom König signierte Adelsbrief wäre.

»Darf ich mir erlauben, Euer Ehrwürden als erster zu dem großen Erfolg zu gratulieren, der sich in diesem armseligen Druckabzug manifestiert? Ihr Feldzug zugunsten der Eingeborenen Afrikas, Ehrwürden, ist von höchstem Erfolg gekrönt. Hier haben Sie den noch unveröffentlichten Auszug aus einem Gesetz, das der neueingetroffene Gouverneur, Generalmajor Sir Benjamin d'Urban, aus London mitgebracht hat. Es wird dieser Tage öffentlich bekanntgegeben werden. Das Parlament in London hat am 28. August 1833 die völlige Befreiung der Sklaverei beschlossen. Nach dem 1. Januar 1834 wird es auch im Kapland keine schwarzen Sklaven mehr geben.«

»Das ist ein schöner und großer Sieg für die Barmherzigkeit, für die Humanität und für einen Teil der Menschheit, der sein Dasein unter schwersten Bedingungen verbringen mußte«, sagt Dr. Philip bewegt. Schnell überfliegt er das Manifest. »Ich habe dieses Gesetz längst erwartet. Die Zeit ist überreif dafür. Wenn ich zurückdenke, was getan wurde, und wenn ich vorausschaue, was noch zu tun bleibt, dann danke ich Gott und erflehe seine weitere Hilfe.«

Bei einem Glas Tee, das ein schwarzes Hausmädchen serviert, erstehen im Gespräch der beiden Geistlichen noch einmal alle die Kämpfe und Ereignisse, die dem englischen Anti-Sklaverei-Gesetz vorangegangen sind.

Wie vieles war geschehen in den letzten fünfundzwanzig Jahren . . .!

Das Zeitalter der Aufklärung, die Französische Revolution und die Napoleonische Zeit waren nicht spurlos an der Welt vorübergegangen. Gleich nach der zweiten Besetzung der Kapkolonie durch die Engländer im Jahre 1806 war vom englischen Parlament das Verbot des Sklavenhandels verkündet worden. Damit wurde dem schrecklichen Zustand ein Ende bereitet, daß weiße Abenteurer die Neger wie Wild jagten, sie wie Handelsware von barbarischen Häuptlingen kauften, auf Schiffe verluden und in fremde Erdteile brachten. Allerdings verbot das Gesetz von 1806 nur den Handel mit Menschen, nicht die Sklaverei an sich.

Die Philanthropenklubs in London gewannen damals Einfluß auf das Kolonialministerium und verlangten, daß in den englischen Kolonien die Rechte der Eingeborenen besser beachtet würden als bisher. Der Gouverneur der Kronkolonie Kapland, Graf Caledon, erließ daraufhin am 1. November 1809 die berühmte »Magna Charta der Hottentotten«, eine Anordnung, die sowohl den Interessen der Eingeborenen wie den begründeten Forderungen der Weißen gerecht werden sollte. Das Gesetz regelte bis in alle Einzelheiten die Arbeits- und Dienstverhältnisse der Hottentotten am Kap. Fortan sollten die Schwarzen zur Einnahme fester Wohnsitze verpflichtet und durch Paßzwang kontrolliert werden. Ihre Dienstverträge mit weißen Farmern unterlagen der amtlichen Beglaubigung, sie wurden der willkürlichen Gerichtsbarkeit ihrer Häuptlinge entzogen und den Gesetzen der Kolonie unterstellt. Damit glaubte Gouverneur Caledon das Umherschweifen der Wilden einzudämmen, sie zur regelmäßigen Arbeit anzuhalten, ihnen den Schutz der Gesetze zu gewähren und sie langsam der höheren Kultur zuzuführen.

Ein Teil der Hottentotten fand das neue Gesetz gut und änderte die gewohnte Lebensform, indem er in den Dienst der Farmer trat; andere zogen unter Führung ihrer Häuptlinge und unter Mitnahme eigener und fremder Viehherden über den Oranjefluß nach Südwestafrika ab.

Niemand hatte leidenschaftlicher gegen das Hottentotten-Gesetz Einspruch erhoben als die englischen Missionare, die in ihm nur eine neue, versteckte Form der Versklavung sahen. Flammende Proteste gingen nach London, die im Eifer für die gute Sache manchmal durch Mitteilung ungeprüfter Eingeborenengerüchte weit über das Ziel hinausschossen und mehr Unheil anrichteten, als daß sie der Sache der Neger nützten. Eine traurige Berühmtheit erlangte Reverend James Read, der in einem Schreiben an die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft behauptete, daß die Hottentotten von den Buren grausam und unmenschlich behandelt würden, daß er selbst von mehr als hundert Morden allein im Bezirk Uitenhage wisse, die Buren an wehrlosen Eingeborenen begangen hätten. Erschreckend sei, daß sich sowohl die Landdroste als auch der Gouverneur Graf Caledon gegen alle Klagen der genannten Art verschlössen.

Die Presse in England griff den Fall auf und veröffentlichte

den Anklagebrief mit zornigen Kommentaren. Ein allgemeiner Sturm der Entrüstung zwang die Regierung zur strengen Untersuchung der Vorfälle.

Ein eigener Gerichtshof wurde berufen, prüfte die Verhältnisse in den Bezirken Graaff-Reinet, Uitenhage und George und begann eine Reihe von Gerichtsverhandlungen. Die aus England gekommenen, in der Behandlung von primitiven Eingeborenen und der Beurteilung ihrer oft kindhaft unbeschwerten Fabulierlust und Theatralik unerfahrenen Revisoren glaubten in den vorbereitenden Zeugenvernehmungen den Schwarzen jedes Wort. Hunderte von weißen Männern und Frauen wurden unter Anklage gestellt. Die schlechtesten Elemente unter der Neger- und Mischbevölkerung marschierten schnatternd, palavernd und phantasierend als Zeugen auf, behaupteten, verdrehten, widersprachen sich und glaubten, der Tag sei gekommen, an dem alle Weißen vogelfrei würden. Bei näherer Untersuchung konnte nicht ein einziger Mordfall erwiesen werden, die Anklagen wegen Körperverletzung zerflatterten ebenfalls in nichts. Zurück blieb eine tiefe Verstimmung bei den alteingesessenen Burenfamilien und eine fortdauernd schwelende Feindschaft zwischen Engländern und Buren.

Am Ende der dramatischen Sensationsprozesse mußte sogar das Revisionsgericht in einem Bericht nach London feststellen:

»Wenn sich die Herren Missionare die Mühe gemacht hätten, die ihnen von Eingeborenen vorgebrachten Schauergeschichten zum mindesten dem Hauptinhalt nach unparteiisch zu untersuchen, so hätten viele dieser Anklagen, die so viel Staub aufgewirbelt haben, als nur in der Einbildung existierend erachtet werden müssen [30].«

Seitdem Dr. Philip vor nunmehr zwölf Jahren das Amt des Superintendenten der Kapkolonie angetreten hat, ist er ein fanatischer Vorkämpfer der Gleichheitsidee gewesen. Für ihn, den Kirchenmann, sind alle Menschen Kinder Gottes, sie sind weder nach Hautfarbe noch Rasse, noch Kulturzustand, noch Volkscharakter rangmäßig unterschieden. Und da die Schwarzen, die Gelben und die Mischlinge die Unterdrückten, die Knechte und Sklaven, die Menschen europäischer Herkunft aber die Herren sind, steht er von Beginn an auf der Seite der Farbigen.

Aus diesen Gründen ist der Streit mit den Buren nicht zur Ruhe gekommen. In den Blickpunkt des Rassenstreites jedoch rückt Dr. Philip im Jahre 1828, als er in England sein zweibändiges Werk »Forschungen in Südafrika« veröffentlicht. Mit harten Worten prangert er darin die Ausbeutung, Rechtlosigkeit und grausame Verfolgung der Eingeborenen durch die Buren an. Die Schrift ist ein großer Erfolg. Sie formt Englands Meinung über die Zustände in Südafrika, das Unterhaus debattiert über die von Dr. Philip mitgeteilten Tatsachen.

Ein Sturm von Briefen regnet von England auf das Kapland nieder. Hausfrauen, Gutsbesitzer und Landgeistliche, Professoren und Handwerker aus Sussex und Kent ersuchen den stellvertretenden Gouverneur Bourke, er möge um Himmels willen die Ungerechtigkeiten abstellen. Unterhausabgeordnete fordern auf Drängen ihrer Wähler energisch Abhilfe. Die Zeitungen schreiben scharfe Kommentare – aber die Redaktionen liegen ein paar Tausend Meilen Luftlinie entfernt unter anderen Breitengraden, an der Themse oder am Mersey, wo es weder Hottentotten noch Bantu gibt.

Am 17. Juli 1828 erläßt der bedrängte General Bourke als stellvertretender Gouverneur die »Verordnung Nr. 50«, die bestimmt, daß kein Bewohner der Kolonie wegen seiner Hautfarbe in seiner Freizügigkeit beschränkt oder zur Arbeit gezwungen werden darf. Die Paßverordnungen der früheren Gouverneure Caledon und Cole werden aufgehoben und den Eingeborenen die gleichen Rechte gewährt, wie sie die Europäer besitzen.

So nachhaltig ist die Wirkung, die von den Anklagen der englischen Missionare ausgeht, daß Anno 1830, als die Bantugrenze durch Wehrsiedler gesichert werden soll, Gouverneur Cole die Auflage erhält, in den neuen Grenzgebieten nur englische Neusiedler zuzulassen und alle Buren – also die alteingesessenen Südafrikaner mit Landeserfahrung – wegen ihrer angeblichen Grausamkeit und ihres feindseligen Hasses gegen die Eingeborenen auszuschließen.

Eine Welle des Mitleids mit den Schwarzen hat Englands philanthropische Bürger erfaßt – des gleichen Englands, das ohne Widerspruch duldet, daß achtjährige Kinder in den Kohlenbergwerken von Wales als Schlepper arbeiten und daß die verkümmerten Frauen der Arbeiter die Treträder der Pumpwerke und

Aufzüge in Betrieb halten; daß halbwüchsige Mädchen vierzehn bis sechzehn Stunden am Tage in Wollzupfereien, Färbereien und Spinnereien tätig sind und kaum ihr Brot verdienen und daß noch immer die Prügelstrafe für Matrosen, Landstreicher und arme irische Pächter selbstverständlich ist.

Mit Befriedigung weist Dr. Philip darauf hin, seinem Einfluß sei es gelungen, eine Klausel zu erwirken, daß die »Verordnung Nr. 50« nur mit Zustimmung Londons geändert werden dürfe. Sonst könne es leicht geschehen, daß ein burenfreundlicher Gouverneur auf eigene Faust den alten Stand der Unfreiheit für die Eingeborenen wiederherstelle.

Die ersten Schritte in eine neue Epoche sind getan. Superintendent Dr. Philip hat jedoch noch viele Pläne für die Zukunft – Ideen, Projekte und Hoffnungen, von denen selbst seine engsten Mitarbeiter nichts ahnen. Vor seinem geistigen Auge schwebt ein künftiger Staat der Hottentotten, Buschmänner und Bantuneger unter Leitung von presbyterianischen Missionaren und unter weitestmöglichem Ausschluß weißer Siedler, eine Art Gottesreich mit priesterlicher Führung unter britischem Schutz und mit britischen Handelsprivilegien. Aber soweit ist es vorläufig noch nicht. Erst müssen eine Reihe von Zwischenstationen erreicht werden, die das große Werk vorbereiten.

»Sie sehen, Mr. Waterboer«, sagt der Superintendent zu dem Griqua-Häuptling, »die Kirche vermag vieles. Sie werden erleben, daß sie noch mehr erreicht. Ich werde dem neuen Gouverneur vorschlagen, mit Ihnen als dem souveränen Vertreter des Volkes einen Staatsvertrag zu schließen, der Sie zum Bundesgenossen Englands macht. Es wird Ihnen ein Jahresgehalt gewährt werden . . .«

»Meine Griquas werden Ihnen immer dankbar sein«, erwidert der Hottentotte ehrfurchtsvoll, und da ihm die Gelegenheit günstig erscheint, äußert er schnell noch den Sehnsuchtswunsch jedes Eingeborenen: »Mein Stamm braucht gute Gewehre, um die wilden Bantu in Ordnung halten zu können. Wir sind tüchtige Bundesgenossen Englands, aber wir können es nur mit Gewehren sein.«

»Man wird Ihre Bitte wohlwollend prüfen, Mr. Waterboer«, nickt der Missionar. »Ihren Antrag wollen wir an unsere Freunde in London weiterleiten. Sie und die Männer Ihres Volkes werden zufrieden sein . . .«

Als die Verfügung über die Freilassung aller Sklaven und die Bestimmungen über die Entschädigung der Sklavenbesitzer bekanntwerden, herrscht tiefe Bestürzung unter den Buren. Man hat zwar seit kurzem ähnliche Maßnahmen befürchtet, hoffte aber auf eine längere, angemessene Übergangszeit. Wo soll man so schnell die nötigen Arbeitskräfte herbekommen? Und die Verordnungen über die finanzielle Ablösung der Sklaven erscheint ihnen geradezu skandalös.

Es gibt im Kapland mehr als vierzigtausend schwarze Sklaven, die von den Buren mit rund drei Millionen Pfund Sterling bezahlt worden sind. Das Londoner Parlament aber hat nur 1,2 Millionen Pfund für die Entschädigung bewilligt. Zudem werden die Ablösungsgelder nicht in Südafrika, sondern in London ausbezahlt, aber auch dort nicht in Bargeld, sondern in dreieinhalbprozentigen Staatsschuldbriefen. Zudem müssen die Betroffenen die Verfahrens- und Einziehungskosten abbuchen. Die Farmer betrachten diese Maßnahme als eine schwere Schädigung und als eine fast unerträgliche Einbuße ihres Vermögens.

Noch mehr steigert sich die Erregung im Bauernland des Kaps, als der Vertrag bekannt wird, den der neue Gouverneur d'Urban auf Veranlassung Dr. Philips mit dem Griquahäuptling Waterboer geschlossen hat. Der schlaue Hottentotte ist tatsächlich zum Bundesgenossen Englands avanciert mit einer jährlichen Pension von hundert Pfund, er erhält zweihundert neue Gewehre samt Munition und übernimmt dafür den sehr fragwürdigen bewaffneten Schutz der Nordgrenze gegen die Bantu.

Wir sind selber in der Lage, uns zu schützen, erklären die Buren. Und wissen diese Herren nicht, daß auch Griquahottentotten gelegentlich nachts auf unseren Viehweiden die Rinder forttreiben?

Die umwälzenden Veränderungen vollziehen sich in einem Augenblick, da in den nordöstlichen Bezirken die Bantu wieder einmal zum großen Krieg rüsten, da der Klang der Trommeln allnächtlich über den Grenzfluß herüberdröhnt und die Palaverfeuer den Himmel röten. Die Buren fühlen sich verkauft und verraten. Jetzt erst spüren sie, was es heißt, unter der Flagge einer fremden Besatzungsmacht zu leben.

Artikel 6 des Pariser Friedens von 1814 hat bestimmt, daß Holland als selbständiger Staat unter einer Dynastie Oranien

wiederhergestellt werden soll, daß die holländischen Kolonien zurückgegeben werden – mit Ausnahme des Kaplandes, des Schlüssels für Indien.

Nein – England wird das Sonnenland am Kap nie wieder freigeben, und Holland ist zu schwach, es dazu zu zwingen. Der Bure ist auf Gedeih und Verderb den englischen Herren ausgeliefert.

Damals, nach der siegreichen Beendigung des fünften Kaffernkrieges in den Jahren 1818/19 hatte der englische Befehlshaber, Oberst Graham, seinen schon früher unterbreiteten Vorschlag wiederholt, zur Sicherung der neuerworbenen Ostgebiete zwischen dem Großen Fischfluß und dem Schwarzen Kei neue Siedler ins Land zu rufen. Vom Kolonialministerium in England war der Gedanke diesmal sorgfältig erwogen worden. Die englischen Städte und das flache Land wimmelten nach den Napoleonischen Kriegen von Arbeitslosen, die unruhig und rebellisch waren. Zudem schien es angebracht, in der neuerworbenen Kolonie das englische Bevölkerungselement gegenüber dem holländischen zu stärken. Im Jahre 1820 wurden deshalb mehr als viertausend ausgesuchte englische Neusiedler nach dem Zuurveld, dem neuen Bezirk östlich vom Distrikt Uitenhage, gebracht. Da jeder Auswanderer fünfzig Kapmorgen Land und zehnjährige Steuerfreiheit erhielt, blühte der neue, »Albany« genannte Bezirk bald auf; Grahamstown wurde Distrikthauptstadt und Port Elizabeth der neue Ausfuhrhafen.

Nun sind vierzehn Jahre seit der Ansiedlung vergangen, und den Einwanderern ist die Kapkolonie zur neuen Heimat geworden. Die Farmen sind in prächtigem Zustand, Äcker wurden gerodet, Mais und Weizen angebaut, Obstplantagen und Weingärten gezogen, Tabak- und Kartoffelfelder angelegt, und fast jedes Gehöft besitzt Herden von Großvieh, Schafen und Ziegen.

Der Distrikt Albany ist überwiegend englisch, während in der gesamten südafrikanischen Kolonie das Verhältnis zwischen Buren und Briten etwa 50 000 zu 6 000 beträgt.

Auch Andy und Mary Smith, Nachfahren verarmter englischer Pächter, sind damals mit dem Schub der Einwanderer in die Kapkolonie gekommen. Auf Regierungskosten sind sie von der Delagoa-Bai herübergebracht und mit einem kleinen Zuschuß ange-

siedelt worden. Sie haben sich einen schönen, abgelegenen Platz nahe dem Schwarzen Keifluß ausgesucht, wo die Buschwälder der Hügel in das offene Grasland übergehen. Damals, im Jahre 1820, haben sie hier am Kei oft des Abends riesige, vertraut äsende Herden von Antilopen und Gazellen beobachtet. Sie haben ihr Gehöft deshalb »Gazelle Hill«, Gazellenhügel, genannt.

Da Andy und Mary mit einem kleinen Kapital nach Südafrika gekommen sind, können sie außer dem nötigen Gerät und Werkzeug auch noch einen Negerjungen kaufen, der ihnen als Viehpfleger und Hirt behilflich sein soll. Sie haben ihn Jimmy getauft und nach landesüblicher Sitte wie ein eigenes Kind gehalten.

Die Sklaverei auf dem Gehöft der beiden jungen Leute ist für den kleinen Jimmy das größte Glück, das ihm hätte widerfahren können. Hier gibt es keine Dämonen und Zauberer, die den Knaben in ständiger Furcht halten; bei einer Erkrankung wird man nicht mit gelbem Ocker eingerieben oder mit glühenden Kohlestückchen »geheilt«, und es tanzen keine schrecklichen Gespenstermasken um das Krankenbett, sondern man bekommt aus einer Flasche zu trinken, und diese Medizin ist sehr gut. Auch braucht man nicht zu fürchten, von einem Häuptling aus reiner Lust am Quälen geplagt oder im Fall eines Krieges gefangen und irgendwelchen blutdürstigen Götzen geopfert zu werden. Man erhält regelmäßig und viel zu essen, nicht nur dann, wenn gerade Erntezeit ist oder der Vater zufällig ein jagdbares Tier erbeutet hat.

Mit Hilfe von Jimmy und einigen Bantu-Knechten, die häufig wechselten, hat Andy an Stelle der ursprünglichen Blockhütte ein europäisch aussehendes Gehöft mit steinernem Haupthaus und großen Stallungen, Scheunen und Nebengebäuden errichtet. In dem Tal, das zu den Ufern des Kei hinabzieht, wogt der Mais, reift der goldgelbe Weizen, und am Hang, der nach Norden blickt, stehen wie Soldaten, aufgereiht an Stöcken, die üppig tragenden Reben.

Aber zwischen dem Tag, an dem Andy sein Ochsengespann ausgeschirrt und den Wagen abgeladen hat, und dem Tag, an dem er – ein stattlicher Bauer in den besten Jahren – sein eigenes Pferd besteigen kann, um an den Obstgärten vorbei, entlang den Erntefeldern zur Viehkoppel hinauszureiten, liegen vierzehn lange, arbeitsreiche Jahre. Mary ist auch nicht gerade jünger gewor-

den, fünf Kinder sitzen am Familientisch, und die beiden ältesten Jungen helfen bereits bei allen Arbeiten.

Als die Sklavenbefreiungsgesetze auf Gazelle Hill bekanntwerden, nimmt man das alles nicht ernst. Was gehen Andy und Jimmy die Gesetze der Stadtfräcke an, Andy hat wie jeder vernünftige Farmer seinen Schwarzen als Menschen behandelt, und auch Lohn hat er ihm gegeben, freilich in der einzigen Form, die hier etwas bedeutet, nämlich in Naturalien oder in Form einer Leinenhose, eines Filzhutes oder des geliebten Tabaks.

Eines Abends, als das Vieh in den Ställen gefüttert ist, ruft er Jimmy zu sich und teilt ihm in einfachen, für den Schwarzen verständlichen Worten mit, daß er frei und kein Sklave mehr sei.

Zuerst starrt ihn Jimmy – er ist ein Dahomeneger mit tiefschwarzer Haut und großen wulstigen Lippen – aus runden Augen verblüfft an, dann zieht ein Grinsen über sein gutmütiges Gesicht.

»Fein, Mister Andy«, meint er, »dann wird Jimmy nie mehr arbeiten müssen. Sehr fein!«

Andy sieht den Neger erstaunt ob dieser seltsamen Logik an.

»Und was wirst du essen, wenn du nicht arbeitest?« fragt er, »wie willst du zu einer neuen Hose kommen?«

»Wird mir Mistreß Mary geben!« meint Jimmy vertrauensvoll.

Die Nachbarn, mit denen sich Smith oft über die schwerwiegenden neuen Probleme unterhält, sind wie er der Meinung, daß es mit all diesen Zugeständnissen an die Neger gerade so sei, als ob man einem unmündigen Kinde die Rechte und damit selbstverständlich auch die Pflichten eines Erwachsenen einräumen wolle.

Smith hat seit über einem Jahr ein Exemplar des »Grahamstown Journal« aufbewahrt, in dem die Abschiedsrede des von Dr. Philip und seinem Anhang gestürzten Gouverneurs Cole abgedruckt ist. Cole hat freimütig erklärt:

»Es mag wohl den Anschauungen gewisser Schriftsteller entsprechen, die Lokalverwaltung und die Kolonisten als die Urheber eines Systems der teuflischen Grausamkeit und die Eingeborenen als die unschuldigen, aufs schwerste mißhandelten Menschenkinder darzustellen. Wer aber Gelegenheit hatte, diese Dinge leidenschaftslos zu betrachten, wird anders urteilen[31].«

Schon beginnen sich im Lande die Auswirkungen der unvorbereiteten Sklavenbefreiung bemerkbar zu machen. Die Schwarzen verlassen die Arbeitsplätze, streunen und betteln durch die Dörfer, keiner will mehr arbeiten, und jeder hält sich dem landbesitzenden weißen Buren für ebenbürtig. Vom Hunger getrieben, verfallen sie wieder den Buschräuberinstinkten ihrer Vorfahren, beginnen zu stehlen, schlachten das Vieh der Buren auf den Weiden oder treiben ganze Schafherden fort.

Jetzt, gegen Ende des Jahres 1834, wo eine prachtvolle Ernte auf den Feldern steht, wird es zur Lebensfrage für die Siedler, die für die Arbeit ausgefallenen Sklaven durch andere Arbeitskräfte zu ersetzen, damit die reichlich ausgefallene Ernte in die Scheunen gebracht werden kann. Andy Smith beschließt, die vier Bantu, die er früher zu besonderen Arbeiten als Aushilfe gedungen hat, in ein festes Lohnverhältnis zu übernehmen. Den Lohn, der in Vieh, Kupferbarren oder Eisenwaren ausbezahlt werden soll, muß die Farm eben tragen.

Da die Neger, deren Stammeswohnsitz jenseits des Schwarzen Keiflusses liegt, nicht lesen und schreiben können, sind bisher derartige Dienstverhältnisse durch Palaver und Handschlag vereinbart worden. Jetzt verlangt die Verwaltung, daß ordentliche schriftliche Arbeitsverträge aufgesetzt werden; aber jedermann in der Kapkolonie weiß, daß es nur der Bure ist, der die Verträge einhält, der Schwarze weiß überhaupt nicht, was ein Vertrag ist. Wenn ihm die Arbeit nicht mehr paßt, verläßt er von einer Stunde zur anderen den Arbeitsplatz, trotz feierlichem Vertrag und eigenhändiger Unterschrift.

An einem dieser hochsommerlichen Tage erhält Familie Smith seltenen Besuch. Mynheer Jacobus Linde, ein hochangesehener Bure, dessen Farm am Winterberge liegt, reitet mit seinen zwei Söhnen kurz vor Einbruch der Dämmerung auf den Hof von Gazelle Hill. Alle drei sind mit Gewehr und Sattelpistole bewaffnet.

Jacobus Linde hat bereits einen langen Ritt hinter sich, der ihn von Farm zu Farm geführt hat. Überall hat er die Siedler eindringlich vor einem Überfall durch die Schwarzen gewarnt. Von Elfenbeinjägern und Viehburen, die vom jenseitigen Ufer des Schwarzen Keis kamen, hat er erfahren, daß sich dort drüben in den Dörfern der Xosa ein gefährliches Wetter zusammenbraut.

Der Groß-Inkosi Hintsa veranstaltet geheime Palaver, und die Männer tanzen den Kriegstanz. Ob denn Andy Smith, der so nahe dem Grenzfluß wohne, nicht das Rollen der Trommeln, den wilden Rhythmus der Tanzlieder und den bis zu den Wolken reichenden nächtlichen Feuerschein der Versammlungen bemerkt habe?

Smith zuckt die Achseln. Es ist tatsächlich in der letzten Zeit etwas unruhig gewesen dort drüben, und am nördlichen Horizont hat man den Widerschein von fernen Feuern gesehen. In Gazelle Hill dachte man an Feiern anläßlich einer Häuptlingswahl oder an ein rituelles Fest, das oft Wochen dauert. Der Hausherr läßt sich seine Unruhe nicht anmerken, er lädt Linde und dessen Söhne zum Abendessen ein und bedankt sich für die Warnung des Nachbarn. In dieser Nacht noch beginnt er mit dem Wachdienst, in den er sich mit James und John, seinen zwölf- und elfjährigen Söhnen, teilt. An der Grenze lernen die Jungen schnell mit dem Gewehr umzugehen.

Schon nach knapp einer Woche wird er in der Nacht von John geweckt. »Komm schnell, Dad! Sie sind draußen auf der Viehkoppel, und Tom, Pat und Annie sprechen mit ihnen.«

Tom und Pat sind zwei der drei Bantuknechte, die den Dienstvertrag unterschrieben haben, und Annie ist die schwarze Dienstmagd.

Mit dem Gewehr unter dem Arm eilt Andy Smith auf die Weide, wo die besten Stücke seiner kostbaren Zuchtherde dichtgedrängt hinter der Dornhecke zusammenstehen. John trägt eine Windlaterne und in der anderen Hand eine Pistole, James hat das Gewehr schußbereit an der Hüfte.

Langsam, in vibrierender Spannung, nähern sie sich einer dunklen, lautlosen Mauer von schwarzen Gestalten. In dem flakkernden, unsicheren Licht bietet sich ihnen ein ebenso phantastisches wie bedrohliches Bild. Eine große Schar fremder Bantu – vermutlich Xosa von jenseits des Kei – steht ihnen im Kriegsschmuck gegenüber. Die Männer haben sich grellweiße Masken angeschminkt, ihre Körper sind mit zotteligen Colobusfellchen behangen, und auf den Köpfen wippen Büschel von Straußenfedern. Die spitzovalen Lederschilde sind mit bizarren Ornamenten bedeckt, alle sind mit langen, dünnen Wurfspeeren bewaffnet.

Eine entsetzliche Furcht um das Schicksal seiner Familie läßt

Smith wie im Fieber erschauern. Eine Weile stehen sich die Schwarzen und das kleine Häuflein der Weißen schweigend in der Dunkelheit gegenüber, dann faßt sich Andy Smith, hebt das Gewehr an und fragt in seinem schlechten Bantu, was die Männer auf seiner Viehkoppel suchen.

Ein riesiger Kerl, dessen rundes Gesicht von einem doppelten, weißgefärbten Kranz von Stachelschweinborsten umschlossen ist, macht einen Schritt vorwärts und beginnt zu sprechen:

»Wir viel Hunger, ganz viel Hunger und du schöne, fette Rinder. Xosa sehr tapfere Krieger.«

Der Zusammenhang ist simpel und klar. Sie wünschen sich an den Erträgnissen der Arbeit zu beteiligen, die Andy Smith in den vergangenen Jahren geleistet hat, und sie wissen, daß sie durch ihre Masse trotz der Feuerwaffen den drei Weißen überlegen sind. Auch die Vertragsnigger Tom und Pat und die törichte Annie in ihrem europäischen Rock nicken eifrig zu den Worten des Sprechers. Was bleibt Andy Smith anderes übrig, als die ungebetenen »Gäste« zu einem Festessen einzuladen und ihnen einen fetten Ochsen zu überlassen, den er eigentlich in ein paar Tagen nach Seymour zu Markte hatte treiben wollen.

Sofort löst sich die Spannung. Die Bantu sind wie Kinder, die unvermutet beschenkt worden sind. Im Handumdrehen lodert ein Feuer auf, mit Reibestäbchen und Zunder entfacht. Der Ochse brüllt auf und ist in kürzester Zeit geschlachtet, zerlegt und über die glühende Asche gebreitet.

Bis die ersten Fleischstücke halb gar sind, beginnen die Xosa einen stampfenden, von wildem Geschrei begleiteten Tanz.

Smith und die beiden Knaben bleiben die ganze Nacht wach, sie stehen wortlos mit den Gewehren im Arm an der Hoffenz. Drüben auf der Weide lodert das große Feuer, man hört Prasseln, Schmatzen und schnatterndes Palaver.

Einmal läuft Joe – der vierte Vertragsknecht – eilends an den Weißen vorbei in Richtung auf die Feuerstelle. Anscheinend will auch er seinen Anteil an der Beute haben.

»Wir haben eine gute Herr!« ruft er grinsend im Vorüberlaufen, »wir ihn lieben gar sehr!«

Später, als die Schwarzen ihr reichliches Mahl beendet haben, sagt Kama, der Unterhäuptling mit dem Stachelschweinkranz: »Dieser weiße Mann ist ein guter Mann, der Ochse war fett!«

Alle stimmen ihm zu und reiben sich anerkennend den bis zum Platzen gefüllten Bauch.

Nachdenklich meint einer der Krieger: »Aber dieser weiße Mann hat Furcht gehabt, er hat uns einen sehr schönen Ochsen geschenkt.«

»Unser Groß-Inkosi Hintsa ist ein gewaltiger Krieger«, prahlt der Unterhäuptling. »Die Xosa können nicht besiegt werden. Früher haben die Xosa viele Beute in ihre Krals getrieben – mehr Vieh als ich Finger habe und mehr als ihr alle Finger habt.«

Allgemeines Kopfnicken und Speergeklirr. Stolz wirft der Häuptling den Kopf zurück, daß die weißen Stacheln knistern: »Bald wird Groß-Inkosi Hintsa aufbrechen, wir werden alle Tage das Fleisch fetter Ochsen essen. Die Xosa sind tapfere Krieger, und der weiße Mann hat Furcht gehabt. Alle weißen Männer haben Furcht vor den Xosa.«

»Im Dezember 1834 fielen plötzlich etwa 12 000 Kaffern in den Osten der Kolonie ein, ermordeten 22 Weiße, brannten 456 Farmhäuser nieder und raubten rund 5 700 Pferde, 112 000 Stück Großvieh und 161 000 Schafe. ›Eine schöne und fruchtbare Provinz‹ – berichtet Gouverneur d'Urban nach London – ›war beinahe in eine Wüste verwandelt‹ [32].«

Andy Smith und seine Familie werden von den Ereignissen mitten in den Erntearbeiten überrascht. Sie beachten nicht die Warnungszeichen, die lohenden Feuer in der Nacht, die vom anderen Ufer herüberglühen, nicht das ständige Rumoren der Trommeln im Buschland und nicht einmal die bedrohliche Tatsache, daß eines Morgens die vier Vertragsbantu, Tom, Pat, Annie und Joe, spurlos verschwunden sind.

Der Dahomesklave Jimmy läuft angsterfüllt fort, als er schwarze Wolken kreischender Raben auf dem anderen Ufer des Kei aufflattern sieht. Smith bleibt, um mit seiner Familie wenigstens noch die Ernte zu bergen.

Man findet ihre furchtbar zugerichteten Leichen später unter den schwelenden Trümmern der völlig verwüsteten Farm . . .

Viele der Siedler können, rechtzeitig von Jacobus Linde

gewarnt, im letzten Augenblick mit den Resten ihrer Habe nach der 3 700 Einwohner zählenden Stadt Grahamstown flüchten.

Oberst Harry Smith reitet in nicht ganz sechs Tagen die Sechshundert-Meilen-Strecke längs der Küste bis Kapstadt und bringt die Kunde vom Ausbruch des Krieges in die Hauptstadt. Die Kolonisten werden unter die Waffen gerufen. Von den zweihundert Gewehren, die der Hottentotte Andries Waterboer erhalten hat, vernimmt man nichts – die Hottentotten halten sich still und warten vorsichtig den Gang der Ereignisse ab.

Im April 1835 überschreitet der Gouverneur an der Spitze einer Bürgermiliz von dreitausend Mann den Keifluß und treibt den Groß-Inkosi Hintsa so in die Enge, daß er um Frieden bittet. Nun brennen und rauchen die großen Krals auf dem Nordufer des Kei.

Nach langen Palavern findet sich Häuptling Hintsa bereit, ein Bürgerkommando unter Jacobus Linde an einen verborgenen Platz zu führen, wo angeblich fünfundzwanzigtausend der geraubten Rinder stehen sollen. Auf dem Weg durch den Busch versucht der Häuptling zu fliehen, wird eingeholt und nach kurzer Gegenwehr erschossen. Sein Nachfolger Kreli schließt sofort Friede und verspricht in einem feierlichen Vertrag, alle Schäden wiedergutzumachen.

Um künftig eine Sicherheitszone für die Siedler zu garantieren, wird vereinbart, daß die Xosa das Gebiet zwischen Keifluß und Großem Fischfluß aufgeben. In dem gefährdeten Grenzgebiet wird die noch nördlicher als Grahamstown liegende Stadt King Williamstown gegründet, in der Oberst Smith als Militärgouverneur der neuen Provinz Adelaide residieren soll.

Die Xosa – »unverbesserliche Wilde«, wie sie Gouverneur d'Urban in seinem Bericht nennt – beginnen das Südufer des Keiflusses zu räumen. Es sieht so aus, als ob nun größere Sicherheit in die Grenzländer einkehren würde.

Nur die Londoner Missionsgesellschaft ist nicht zufrieden. Die jetzt getroffene Regelung widerspricht ihren Träumen von einem von Priestern geführten christlichen Großstaat der Bantu an der Ostküste. Eine Änderung des eingeschlagenen Kurses kann jedoch nur durch einen Einspruch der englischen Krone erwirkt werden. Um zu versuchen, sein Ziel auf Umwegen zu erreichen, reist Dr. Philip in Begleitung des Bantuunterhäuptlings Kama und des

Hottentotten Andries Waterboer eiligst nach London. Dort gelingt es ihm, den Kolonialsekretär Lord Glenelg von seiner Auffassung zu überzeugen.

Am 26. Dezember 1835 ergeht ein Erlaß der englischen Regierung, in dem ausdrücklich das Verhalten des Gouverneurs d'Urban, des Obersten Smith und des Bürgerkommandanten Jacobus Linde im Krieg und in den anschließenden Friedenshandlungen mißbilligt wird. Zugleich verfügt das Kolonialamt, daß die zwischen dem Großen Fischfluß und dem Keifluß okkupierten Gebiete nicht unter britische Souveränität fallen sollen. Sie bleiben Bantugebiet.

»Denn diese Länder sind durch einen Eroberungskrieg zu uns gekommen, zudem war das Recht von Anfang an auf Seite der Unterworfenen ... Die Bantuneger sind das Opfer fortgesetzter Ungerechtigkeiten, sie sind durch das Verhalten der Kapregierung und der weißen Siedler zur Verzweiflung getrieben worden und ganz unschuldig an den Ereignissen ...«

Oberst Smith wird seines Postens enthoben, und ein Mann aus dem Kreis der Missionsgesellschaft, ein Freund Dr. Philips, wird Vizegouverneur und Verwalter der strittigen Grenzgebiete.

Mit tiefster Bestürzung und zornigem Protest reagieren die Buren auf die ihnen unverständliche Haltung der Regierung in London.

Die Unzufriedenheit mit der englischen Verwaltung ist nicht erst in den Tagen des Grenzkrieges so gewaltig angestiegen. Schon im Frühjahr 1834, als man mit dem Angriff der Bantu rechnete, steigerte sich die Empörung über die burenfeindliche britische Politik zu einer solchen Siedehitze, daß die Einsichtigen einen gewaltsamen Ausbruch befürchteten.

Ein Aufstand des kleinen Burenstaates gegen das britische Weltreich aber war aussichtslos; was zu tun übrigbleibt, ist einzig der Versuch, dem englischen Herrschaftsbereich im Kapland zu entfliehen und sich in der Weite des menschenarmen Kontinents eine neue Heimat zu suchen.

Längst sind einzelne freiheitsliebende Viehburen über den Oranjefluß gegangen, der die Grenze zwischen der britischen Kolonie und dem Niemandsland im Nordosten bildet. Durch Missio-

nare, Händler, Elfenbein- und Felljäger weiß man, daß es jenseits des Oranje gute Weide gibt und daß das Land fast menschenleer ist.

Jetzt reiten auch größere Erkundungstrupps im Auftrag ganzer Dorf- und Kreisgemeinschaften aus, um geeignetes Siedlungsland zu suchen.

Unter der Führung von Pieter Lafras Uys verlassen einundzwanzig Reiter die Kaffraria-Küste und tasten sich an den Gebirgsrändern entlang bis zu dem Hafen Port Natal, in dem einige englische und portugiesische Händler mit den Negern Tauschhandel treiben. Eine andere Gruppe, geführt von dem deutschstämmigen Buren Scholtz, reitet über die Stromberge und überquert den Vaal-Fluß. Das Land jenseits des Vaal nennen sie »Transvaal«. Und ein dritter Erkundungstrupp unter einem der zahlreichen Mitglieder der Familie Pretorius schweift bis Damaraland, dem späteren Deutsch-Südwestafrika.

Als die »Kommissies« von ihren Erkundungsfahrten in die Kapkolonie zurückkehren, rufen überall in den Ostbezirken die Ältesten Gemeindeversammlungen ein, damit gemeinsam über das Für und Wider einer geschlossenen Auswanderung beraten werden kann. Übereinstimmend kommt man zu dem Ergebnis, daß nur die Gebiete in Natal, jenseits des Oranje, und in Transvaal für eine Besiedlung geeignet sind.

Aber diese Bauernpatriarchen und Viehkönige der weiten Täler und grenzenlosen Hochebenen sind es gewohnt, seit Generationen als eigene Herren und freie Beherrscher ihrer Sippen zu leben. Sie haben es verlernt, sich einer Gemeinschaft mit festen Gesetzen und einer Obrigkeit zu fügen. Jetzt, da Einigkeit und Unterordnung unter einen erwählten Anführer not tun, verharren die meisten in Trotz und Starrsinn. Jeder plant etwas anderes.

Ein auswanderlustiger Bure, Carl Trichardt, ruft in einer dieser Versammlungen seinen Nachbarn zu:

»Das ist das Unglück der Afrikaner, daß, wenn sie etwas beginnen wollen, jeder sein eigener Herr sein will; auf diese Weise geht alles verkehrt[33]!«

Mit Mühe und Not kommt es zu dem einzigen gemeinsamen Beschluß, daß der Ort Thabanchu Treffpunkt der Auswanderer sein

soll. Aber nicht einmal über den Zeitpunkt des Abmarsches vermögen sich die Buren zu einigen. Die ersten Ungeduldigen brechen bereits nach kurzer Wartezeit als Vorhut mit den geringen Kräften einiger befreundeter Familien auf, den Weg ins Unbekannte zu suchen.

Für den alten Luis Trichardt, den Abkömmling eines Schweden, gibt bereits der drohende Bantukrieg den Ausschlag zum Verlassen der alten Heimat. Tricharts Farm liegt nahe dem Keifluß und wäre dem erwarteten Angriff der Wilden in erster Linie ausgesetzt. Bevor die Gefahr akut wird, ruft er die Nachbarfamilien, die Bothas, Pretorius', Albrechts und Pfeffers zur Beratung zusammen. Die Buren beschließen einstimmig, die Auswanderung zu wagen und brechen mit Ochsenwagen und Viehherden auf. Sie ziehen mit fünfzig Personen, von denen nur neun ein Gewehr tragen, über den Oranjestrom ins Tal des Caledonflusses. Am Ufer des Caledon stoßen sie auf eine zweite, zehn Gewehre starke Gruppe von Auswanderern, die von Johannes van Rensburg geführt wird.

In dem langsamen Tempo, das die Rinderherden vorschreiben, kriecht der Zug der »Vortrecker« in Richtung des Vaalflusses, der Ende 1835 erreicht wird. Aber hier ist es schon wieder vorbei mit Einigkeit und Zusammenschluß. Die Gruppe des Patriarchen Johannes van Rensburg geht ihre eigenen Wege; vertrauend auf die Feuerkraft ihrer zehn Gewehre, will sie den Pfad durch Portugiesisch-Ostafrika zur Delagoa-Bai erzwingen. Doch am Limpopofluß werden die Auswanderer von Eingeborenen ermordet.

Inzwischen weidet die Gruppe Trichardts ihre Rinder und Schafe hoch oben im Norden von Transvaal, an den Hängen der Zoutpansberge. Sie wartet dort auf das Eintreffen weiteren Zuzugs.

Als nach langem Warten die Hoffnung auf Verstärkung schwindet, beschließt Trichardt, seine neun Gewehre und fünfzig Menschen in die größere Sicherheit des portugiesischen Hafens Laurenco Marquesas an der Delagoa-Bai zu bringen.

Geführt von Eingeborenen, nähern sich die Ochsenkarren den Ausläufern der Drakensberge, einem unwegsamen, wilden Gebirge, das Transvaal von der Küstenlandschaft trennt. Unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen bewältigen sie Meile um Meile des Weges. In den Schluchten und auf den Steilhängen der

Drakensberge fassen die Männer den schweren Entschluß; ihre wandernden Wohnhäuser, die Planwagen, zurückzulassen; aber die Frauen protestieren und fordern, daß man den Versuch machen solle, mit den schweren Karren die fast unpassierbaren Felspfade zu überwinden. Manchmal ist der abfallende Pad so steil, daß man die Schwänze der Hinterochsen an die Deichseln anbinden muß, damit die Tiere nicht vornüberstürzen. Bei besonders schwierigen Stellen werden die Hinterräder abmontiert und die Wagen geschleift. An langen Seilen sind zehn, zwölf Zugochsen an die Hinterachse geschirrt; sie halten die Spanntaue straff, während die Planwagen wie schlingernde Schiffe hangabwärts gleiten.

Zwei Monate brauchen die Vortrecker, um die Drakensberge zu bezwingen, dann lagern sie abgekämpft in der Küstenebene der Delagoa-Bai.

In dem feucht-heißen Klima überfällt sie das Fieber der Sümpfe. Von den fünfzig Teilnehmern des Trichardtschen Zuges bleiben nur sechsundzwanzig am Leben.

Während die Vorhut des eigentlichen Auswandererstromes sich einsam und verloren durch menschenleere Einöden und tödliche Gefahren kämpft, beraten die Buren in der Heimat noch über Ziel, Weg und Führerschaft des »Großen Trecks«.

Im März 1836 treffen sich die Männer aus dem Großen Fischflußtal zur Beratung in Tarkastad. Der riesige Andries Hendrik Potgieter, einer der angesehensten Männer der Provinz, erfolgreicher Vorkämpfer in den Tagen des Xosakrieges, hat die Versammlung einberufen. Jetzt soll es auch im Tarkabezirk Ernst mit dem Auszug in das neue gelobte Land werden.

Tarkastad ist ein Dorf mit einem Dutzend großer Gehöfte und einigen kleineren Häusern, in denen der Kramladen und ein paar Werkstätten untergebracht sind. Die Häuser reihen sich zu beiden Seiten einer staubigen, breiten Straße, die aus dem ehemaligen Ochsenpfad entstanden ist. Dort steht auch die winzige Kirche mit dem Satteltürmchen. Die Bauerngehöfte liegen rings verstreut im Weide- und Ackerland, das noch keine Grenzen kennt.

An dem mit großer Spannung erwarteten Ratstag stehen überall im Schatten der Höfe die Männer zusammen und besprechen

die kommenden Ereignisse. Nach dem Kirchgang versammelt sich alles auf dem großen, von hohen Bäumen beschatteten Dorfplatz.

Die Familienhäupter aus weiter entfernten Bezirken, wie Jan du Toit, Jan Botha oder Broekhuizen, sind meist nur in Begleitung einiger Männer ihrer Sippe gekommen. Vom Nordhang der Zuurberge sind die Vertreter der Familien Krüger, Liebenberg und Celliers herbeigeritten, auch Buren vom Oranjefluß haben den weiten Weg nach Tarkastad nicht gescheut. Die Bauern der näheren Nachbarschaft haben vielfach ihre Frauen, Kinder und ein oder zwei Hottentottenknechte zum Beaufsichtigen und Besorgen des Zugviehs mitgebracht. Sie sind mit den acht- und zehnspännigen Ochsenkarren stundenlang über den staubigen Pad gerasselt.

Mehr als hundert Männer in derben Tuch- oder Lederanzügen, die breitrandigen Filzhüte im Genick, manche mit der Büchse im Arm, stehen im Kreis. Man sieht diesen kraftvollen Patriarchengesichtern mit den langen eisgrauen Vollbärten an, daß sie bereit sind, mit einer Handvoll Männer einen halben Kontinent zu erobern. Die Frauen mit den bebänderten Schutenhüten, den gebauschten Röcken und rüschenbesetzten Festtagskleidern, die Kinder und die schwarzen oder gelben Hausdiener, Fuhrknechte und ehemalige Sklaven bilden am Rande des Platzes eine stumme, manchmal leise flüsternde, lebendige Kulisse von ehrfürchtigen Zuschauern.

»Der Riese mit dem weißgrauen Spitzbart«, flüstert Mutter Krüger ihrem elfjährigen Sohn Paul zu, »ist Piet Retief, der Anführer der Grenzburen vom Winterberg. Er war Feldkommandant gegen Hintsa im letzten Grenzkrieg.«

Voll Bewunderung betrachtet der Junge den Hauptmann; wie eine ferne Ahnung überkommt es ihn, daß auch er vielleicht einmal ein ruhmvoller Ältervater kommender Burengeschlechter sein wird. Wie die Jüngeren Retief achtungsvoll zuhören! Überall bildet sich sofort ein Kreis von Männern um ihn wie das Gefolge eines Königs.

»Drüben kommt Andries Hendrik Potgieter!« wispert Mutter Krüger, »der da ist es, kaum weniger groß wie Retief und sicher ebenso gescheit und tapfer. Doch still nun! Es geht los!«

Sarel Celliers, Abkömmling einer Hugenottenfamilie, ist auf das gestern schon errichtete Rednerpodium getreten und hebt

Ruhe gebietend die Hände. Vor ihm liegt eine jener schweinsledergebundenen Familienbibeln, die jeder Bur in der Vorderkiste seines Ochsenwagens mitführt. Potgieter reicht Celliers das Gesangbuch.

Ganz still wird es in der weiten Runde.

Nach altem Burenbrauch spricht Celliers ein Gebet. Alle hören es kniend und mit gezogenen Hüten; dann stimmt er ein Lied aus dem Gesangbuch an, in das die Versammlung mit kraftvollen Stimmen einfällt. Dieses Bauernvolk beginnt alle wichtigen Dinge mit Würde und tiefem religiösem Ernst. Als die letzten Verse des Kirchenliedes verklungen sind, verläßt Celliers wortlos die Kanzel, und Andies Hendrik Potgieter, der die Versammlung einberufen hat, springt mit einem Satz auf das Brettergerüst. Seine Stimme hallt laut und kräftig über den Platz.

[34] »Gott segne euch, Nachbarn, Gevattern und Freunde! Es ist die Zeit gekommen, daß wir darüber Rates pflegen, wohin wir aus diesem guten Lande ziehen sollen, das die Heimat unserer Väter und Älterväter und unsere eigene Heimat gewesen ist. Viele Familienhäupter sind übereingekommen, den Oranje zu überschreiten, zum Vaal-Fluß zu wandern und jenseits davon – weit genug entfernt von allem, was britisch ist – in Transvaal einen neuen Anfang zu nehmen. Wir verlassen hier ein gutes Land mit bestellten Äckern, wohlgebauten Gehöften, reichen Weiden und leidlicher Sicherheit – dort oben im wilden, menschenleeren Gras- und Buschland werden wir so anfangen müssen, wie unsere Vorfahren vor hundert Jahren und früher anfingen. Aber wir werden die Freiheit finden . . .«

Ein spürbares Seufzen geht durch die Zuhörerschaft. Jeder dieser Bauern und wohlhabenden Farmer, dieser Viehkönige und angesehenen Bürgersleute greift es ans Herz, wenn er daran denkt, was er alles zurücklassen muß.

Andries Hendrik Potgieter wiederholt in knappen Sätzen, was den Buren Südafrikas seit der englischen Okkupation von 1814 angetan worden ist. Er rüttelt all den Zorn in diesen Männern wach, die ihre Freiheit an ein fremdes Eroberervolk verloren haben.

Der Redner weckt die Erinnerung an die Schmach der Revisionsprozesse, als ein englisches Gericht durch die Distrikte zog, um weiße Männer und Frauen zu verhaften und anzuklagen,

weil Hottentotten, Bantu oder Kongosklaven erfundene Beschuldigungen ins Ohr der unerfahrenen Missionare und Richter geflüstert hatten.

Der Bur, der in Schweiß, Opfermut und harter Arbeit das Land kultiviert und zu dem gemacht hat, was es heute ist, war plötzlich in die Verteidigung gedrängt worden, und der Eingeborene, ein primitiver Steinzeitmensch mit unberechenbaren Launen, träge und gleichgültig, dem Erziehung und straffe Führung not tat, posierte in der Rolle des Anklägers, des Begünstigten und des Schützlings der Regierung.

Als Potgieter die noch längst nicht vernarbten Wunden aufreißt, antworten ihm dumpfes Murren und zornige Zurufe aus der Versammlung.

Mit leidenschaftlichen Worten klagt der Redner die britische Regierung an. Wo war die alte, garantierte Freiheit des Burenvolkes? In den neuen Ortschaften werden nur englische Pfarrer zugelassen, in den Schulen führt man die englische Sprache als Unterrichtssprache ein. England hat keinen Zweifel über die endgültigen Absichten gelassen: Durch die Sprachproklamation vom 5. Juli 1822 war verfügt worden, daß ab 1. Januar 1825 jeder Schrift- und Wortverkehr mit Ämtern und Regierung in englischer Sprache zu erfolgen hatte. Und das in einem Lande, dessen Bevölkerung zu fünf Sechsteln aus niederländisch-deutschen Buren bestand . . .!

Seit 1825 ist das englische Geld einziges gesetzliches Zahlungsmittel. Die Versuche, eine oppositionelle Buren-Presse zu schaffen, sind an der Haltung Lord Somersets gescheitert. Die Zeitungen sind verboten und unterdrückt worden. Der Politische Rat der Buren in Kapstadt und die Institution der »Heemraden« in den Landdrosteien sind zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Es gibt keine Freiheit in Südafrika! Das Land ist nicht mehr die Heimat der Buren, es ist zur britischen Kronkolonie herabgesunken . . .

Potgieter prangert die Haltung Londons nach dem letzten Grenzkrieg an. England habe es verstanden, die vernünftigen Maßnahmen des Gouverneurs d'Urban ins Gegenteil zu verkehren, die Niederlage des Häuptlings Hintsa in einen Sieg der Schwarzen zu verwandeln und aus den blutigen Opfern Schuldige,

aus den beraubten und ausgeplünderten Grenzbauern grausame Unterdrücker der armen Bantu zu machen.

»Das Maß ist voll!« ruft der Burenführer über die Menge. »Es gibt nur noch eine Antwort: Fort von den Briten und hinaus in die unbegrenzte Freiheit von Transvaal . . .!«

Prasselnd brandet der Beifall der Männer auf, als Potgieter das Rednerpodium verläßt. Nach ihm spricht ein Geistlicher der niederländisch-reformierten Kirche. Die Kirche hat durch Rundschreiben die Absicht der Buren mißbilligt. Sie fürchtet von einer Auswanderung die Auflösung der bestehenden Kirchengemeinden, die Zerstörung des religiösen und kulturellen Lebens und den Rückfall in die Barbarei der Wanderungszeit.

Der Geistliche warnt mit klugen Worten. Er versucht den Zorn gegen die Engländer zu dämpfen, indem er auf die zivilisatorischen Fortschritte hinweist, die Südafrika unter britischer Verwaltung genommen hat.

»Von wem haben wir denn die guten Pflüge bekommen, wenn nicht von England?« ruft er den Buren zu. »Ist nicht die Pferdezucht durch Einfuhr von Vollblütern gefördert worden, haben nicht englische Schiffe Maulesel aus Argentinien und Brasilien und Merinoschafe aus Spanien gebracht? Und habt ihr nicht euren Weinanbau auf dreißig Millionen Rebstöcke vermehrt, seit der englische Einfuhrzoll für Kapwein herabgesetzt wurde? Vergeßt nicht, was Macht und Größe eines Weltreiches für eine Kolonie bedeuten, Nachbarn! England hat uns vor elf Jahren den ersten Dampfer ans Kap gesandt, und seither dauert die früher Monate währende Seereise von Europa zu uns nur noch acht Wochen. In Kapstadt gibt es öffentliche Bibliotheken, eine Sternwarte und ein Museum, Zeitungen erscheinen, und Südafrika ist auf dem Weg, ein Staat nach europäischem Muster zu werden. Neue Distrikte werden gegründet und besiedelt und von der Regierung geplant und gefördert.«

Mit ruhigen Schritten betritt Piet Retief den freien Platz vor dem Podium und hebt den Arm.

»Ja«, sagt er, »Ehrwürden, Sie haben ganz recht! All das ist geschehen, aber es ist wertlos für uns, wenn die Sicherheit und die Freiheit nicht gewahrt bleiben. Sie wissen, wie die Londoner Regierung uns den Sieg im Bantukrieg in eine Niederlage verwandelt hat. Ich habe als Feldkommandant die verstümmelten Lei-

chen unserer Nachbarn in den zusammengeschwelten Trümmern der Gehöfte gesehen, auch die unserer englischen Nachbarn! Gerade da drüben, im Nordosten, wo der Schwarze Kei fließt, fand mein Kommando die fünf Kinder von Andy Smith und ihn selber. Ich habe gegen das Geschwätz der Regierung protestiert, das aus den Eindringlingen arme, verzweifelte Verfolgte machen wollte. Was war die Folge? Man hat mir in Kapstadt zu verstehen gegeben, daß ich auf der schwarzen Liste der Regierung stehe und bei nächster Gelegenheit abgeschoben werde. Ist das Achtung vor freiem Manneswort? Ist das Sicherung unseres Lebens und Sicherheit der Existenz? Und ist das Freiheit in einem freien Lande? Ich besitze eine schöne, große Farm am Winterberg, Freunde, aber ich will lieber ins Ungewisse ziehen als länger ein Untertan dieser Regierung bleiben!«

Als der Beifall sich legt, winkt Potgieter dem Buren Krüger, Pauls Vater, zu: »Krüger, hol einmal die Familienbibel aus der Vorkiste deines Wagens!«

Alle Blicke wenden sich dem aufgerufenen Buren zu, der von seiner Farm Vaalbank bei Colesberg mit dem Planwagen herübergekommen ist. In seinem Ochsenkarren liegt wie bei jedem Buren unter dem Fahrersitz stets das heilige Buch. Auf den zwischengehefteten weißen Blättern notieren die Hausväter nicht nur Geburten, Hochzeiten und Todesfälle, sondern auch manchmal besondere Vorfälle in der Familie.

Potgieter hat einmal in der Familienbibel der Krügers in Vaalbank geblättert und weiß daher, was dort zu lesen steht. »Wir wollen gar nicht lange über die Vorzüge der Briten reden«, sagt er mit unbewegtem Gesicht, »Nachbar Krüger soll uns nur ein ganz bestimmtes Stückchen aus seiner Bibel vorlesen!«

»Lauf zum Wagen, Paul!« ruft der Vater und winkt seinem aufspringenden Jungen.

Als Paul keuchend mit dem schweren Buch zurückkehrt, ist überall eine erregte Debatte im Gange. Auf ein Zeichen Potgieters tritt Stephanus Johannes Krüger auf das Podium, schlägt die Bibel auf und beginnt in der wieder eingetretenen Stille langsam und laut vorzulesen.

[35] »Dies ist die Geschichte von Willem Krüger, der als Bur am Pavianfluß nahe der Grenze saß und in den Aufstand von Slagtersnek verwickelt war . . .«

Als der Name Slagtersnek fällt, geht ein dumpfes Grollen durch die Volksversammlung. Jedes Kind rings in der Runde weiß von der Schmach, die mit diesem Namen verbunden ist. Krüger liest weiter.

»Es war im Jahre des Herrn 1815, als sich ein Hottentottenknecht, der von seinem Buren Frederik Bezuidenhout wegen Faulheit und Hühnerdiebstahls mit ein paar Maulschellen bestraft worden war, an den Landdrost Stockenström von Graaff-Reinet mit der Klage wandte, ihm sei Unrecht geschehen und man habe ihn schwer mißhandelt. Das tat der Hottentott im Vertrauen auf das Gericht, das die Briten ins Land gebracht hatten und das herumzog, die Klagen der Eingeborenen wider die Buren anzunehmen.

Ohne den Buren Frederik Bezuidenhout auch nur anzuhören, verurteilten die Richter diesen Mann zu einem Monat Gefängnis, und Landdrost Stockenström befahl dem Feldkornett Olivier, den Buren zu verhaften. Der brave Feldkornett lehnte den Auftrag ab. Nun wurde der englische Hauptmann Andrews ausgeschickt. Die Briten aber hatten sich ein Pandurenkorps aus Hottentotten geschaffen, die mit Gewehren ausgerüstet waren und die Uniformen von englischen Soldaten trugen. Bezuidenhout wollte sich nicht von Hottentotten festnehmen lassen. Er ging mit einem anderen Buren in die Felsklippen, nahm vier Steinschloßflinten mit und wehrte sich. Bei dem Gefecht wurde er von einem Panduren totgeschossen. In Slagtersnek ward der Bur Frederik beerdigt, und viele Nachbarn waren an seinem Grabe. Der Bruder des Getöteten, Johannes Bezuidenhout, schwur angesichts der offenen Grabstätte, er werde nicht ruhen, bis die Schande getilgt und das Pandurenkorps aus dem Bezirk gejagt sei.

Viele Nachbarn stimmten ihm zu und verbanden sich ihm. Das waren Cornelis Faber, Hendrik Prinsloo, Andries Meyer, Stefanus Botma und viele andere. Auch der Feldkornett Willem Krüger trat der Verschwörung bei. Bald bekamen die Engländer Wind von dem Vorhaben und ließen Hendrik Prinsloo verhaften. Da zogen mehr denn zwei Dutzend bewaffnete Buren nach der Militärstation und verlangten die Freigabe Prinsloos. Hauptmann Andrews lehnte die Freigabe ab, und die Buren im ganzen Bezirk rotteten sich zusammen.

Oberstleutnant Cuyler sandte eine Abteilung Soldaten und die

Bürgermiliz von Uitenhage zu Hilfe. Feldkornett Willem Krüger ergab sich mit siebzehn Buren, bald darauf streckten weitere fünfzehn die Waffen. Nur fünf Männer, geführt von Johannes Bezuidenhout, blieben starr und ritten in den Busch. Die Hottentottensoldaten der Engländer holten sie ein und nahmen alle gefangen, nur den Johannes Bezuidenhout nicht, der auf seine Farm entkam.

Im Dezember 1815 erschienen die Panduren auf dem Hof der Bezuidenhouts. Johannes wehrte sich tapfer, und sein zwölfjähriger Sohn kämpfte an seiner Seite, während Frau Martha, des Cornelis Fabers Schwester, die Gewehre lud. In diesem Gefecht mit der Überzahl der Panduren ward Johannes Bezuidenhout erschossen, seine Familie geriet in Gefangenschaft.

Das englische Gericht in Uitenhage verurteilte sechs von den neununddreißig Angeklagten zum Tode durch den Strang. Willem Krüger ward wegen seiner Verdienste im Grenzkrieg begnadigt. Hendrik Prinsloo, Cornelis Faber, Stefanus und Abraham Botma sowie Theunis van Kerk jedoch wurden am 9. März 1816 nach Van Aardtpost gebracht und gerichtet. Sie sangen zusammen mit ihren Nachbarn einen Choral, als sie zum Galgen schritten. Da man sie henkte, riß bei vieren von den fünf der Strick, und das Volk schrie: ›Ein Gotteszeichen! Sie sollen leben!‹ Kommandant Cuyler jedoch befahl, die Verurteilten an neuen Stricken zu hängen, und so geschah es.«

Als Krüger die Vorlesung beendet hat, liegt Totenstille über dem Dorfplatz. Finster blicken die Buren zu Boden, die Frauen wischen sich die Tränen aus den Augen. Nach langer Pause rollt die mächtige Stimme Potgieters über die Versammlung:

»Kein Leben unter Englands Herrschaft! Wir wollen frei sein, komme, was da wolle. Wir ziehen fort aus diesem Land!«

Im Frühjahr 1836 bricht der große Treck aus dem Tarkabezirk unter Führung Andries Hendrik Potgieters auf, er zählt mehr als siebzig bewaffnete Männer und an die hundertzwanzig Ochsenkarren. Je weiter die Auswanderer nach Norden kommen, um so mehr Buren schließen sich an. Die Familien von Sarel Celliers, Jan du Toit, von Botha, Liebenberg, Broekhuizen, van Rensburg und Krüger reihen sich in den Treck ein.

Über die melancholischen Hochflächen mit ihrem Gras- und Buschbewuchs ziehen die riesigen Rinderherden, die Pferdekoppeln, die auf und ab wogenden Massen der Wollschafe und Ziegen. Dazwischen rollen die mit fünf und sechs Ochsenpaaren bespannten Planwagen gleich schwankenden Schiffen ihren Kurs. Hunde umkreisen die Herden, Reiter traben hin und her; aus den Wagen blicken neugierig rotbäckige Kindergesichter und die Frauen mit ihren weißen Hauben. Bezopfte Mädchen führen die Leitseile der langgehörnten Ochsen.

Nahe Colesberg erreicht das wandernde Volk die Furt des Oranjestromes. Die Reiter bilden mit ihren Pferden ein lebendiges Wehr. Im Strömungsschatten ihrer Rosse gehen die Wagen über das Wasser. Da tönt aus den Wagen zuerst zaghaft, dann immer lauter und triumphierender der Vers eines Gesangbuchliedes:

»Komm, wir zieh'n ermutigt fort,
Vertrauend fest auf Gottes Wort.
So schwierig auch der Weg erschein',
Das End' wird sicher selig sein!«

Am Nordufer des Oranje ist freies Land, hier endet die Hoheit des englischen Weltreiches.

Wie es in der Tarkaversammlung vereinbart ist, nimmt der Treck Richtung auf Thabanchu, einen Ort etwa zweihundert Meilen nördlich des Oranje, wo das große Treffen aller auswandernden Burengruppen stattfinden soll. Hier gibt es nach Meldungen der Kundschafter genug Gras, um das Vieh zu weiden, und die zahlreichen Flüsse und Bäche liefern frisches Wasser zur Tränke. In Thabanchu will das ganze Burenvolk noch einmal zusammenkommen und beraten, bevor es das neue Land in Besitz nimmt und sich in alle Winde zerstreut.

Im langsamen Trott der ziehenden Viehherden nähert sich die Abteilung Potgieters dem Treffpunkt, während überall in den Nord- und Ostdistrikten von Kapland zum Aufbruch gerüstet wird oder die letzten Beratungen vor der großen Entscheidung stattfinden.

Piet Retief, der Feldkommandant, der sich auf der Versammlung in Tarka mit aller Deutlichkeit für die Auswanderung ausgesprochen hatte, zögert indes noch immer. Er besitzt eine der wertvollsten Farmen und hängt mit zäher Liebe an der Heimat. Retief entstammt einer Hugenottenfamilie aus dem Bezirk Stellenbosch. Den Traditionen seiner französischen Vorfahren ist er stets treu geblieben. Er hat sich immer ein wenig mehr um geistige Dinge und um Bildung bemüht, als das die Buren für gewöhnlich zu tun pflegten. Hin und her gerissen zwischen Heimatliebe und Zorn über die britischen Übergriffe, versucht er bis zuletzt, einen Ausgleich zu schaffen. Am schwersten hat es ihn getroffen, daß die vernünftige Regelung, die Gouverneur d'Urban nach dem Grenzkrieg im Jahre 1834/35 gefunden hat, durch das von Dr. Philip beeinflußte Kolonialministerium aufgehoben worden ist.

Damals ist Piet Retiefs Hoffnung auf Wiederherstellung des inneren Friedens von neuem erwacht, als er Kenntnis erhielt von dem Protestschreiben, das d'Urban nach London gerichtet hatte. In diesem Schreiben vom 9. Juni 1836 erklärte der Gouverneur, daß es die besonderen Verhältnisse Südafrikas nicht erlaubten,

»mit Negerhäuptlingen Staatsverträge wie mit fremden Souveränen zu schließen, und daß diese Verträge sich in der Zukunft ebenso wertlos erweisen werden wie Verträge zwischen erwachsenen Männern und zehnjährigen Kindern . . .«

D'Urban hatte auf die fortdauernden Überfälle an der Grenze hingewiesen, auf die Unverbesserlichkeit der diebischen Eingeborenen und hatte davor gewarnt, die Eingeborenen durch Schwäche und Nachgiebigkeit besänftigen zu wollen. Mit bewegten Worten war d'Urban für »Sr. Majestät schuldlose und schwer leidende Untertanen, die burischen und britischen Einwohner der Kapkolonie«, eingetreten. Er schrieb:

»Es ist bitter zu beklagen, daß ein großer Teil der Buren, die die Kolonie verlassen haben, zu den ältesten und gesittetsten Einwohnern ihrer Heimatbezirke gehören und daß die Auswanderung dieser tapferen, geduldigen, arbeitsamen, ordnungsliebenden und religiösen Leute einen unberechenbaren Verlust für die

Kolonie bedeutet – wie man auch die Leute ansehen mag: ob als Steuerzahler, Verteidiger der Kolonie oder als Bebauer des Bodens, und die selbstverständlich ihr Eigentum an beweglicher Habe, an Rindvieh, Schafen und Pferden mitgenommen haben. Der wertvollste Teil unserer Bevölkerung geht unwiderruflich verloren . . .«

Erinnerten sich die Bürokraten in London nicht mehr daran, wie es in den nordamerikanischen Kolonien begonnen hatte? Waren fünfzig Jahre schon ein unüberschaubarer Abschnitt für die Politiker, vermochten sie niemals aus der Geschichte, ja nicht einmal aus ihren eigenen Schmerzen und Katastrophen zu lernen?

Die Antwort, die das Kolonialministerium Gouverneur d'Urban erteilt hatte, war ein Brief Lord Glenelgs vom 1. Mai 1837, der die frostige Mitteilung enthielt, daß S. Majestät künftig auf die Dienste d'Urbans verzichte. Das war der Hinauswurf und der vollkommene Sieg der burenfeindlichen Partei der Kapkolonie.

Ja, auch Piet Retief erkennt, daß alle Hoffnung verloren ist.

Am 22. Januar 1837 erscheint aus seiner Feder im »Grahamstown Journal« eine Proklamation, die ein Gegenstück zur nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung sein könnte.

Retief versichert, die Auswanderer wollten niemanden angreifen, sondern lediglich die Gründe bekanntgeben, die sie veranlaßten, das heilige Band zu zerreißen, das den Menschen mit seinem Geburtslande verbindet.

»1. Wir verzweifeln daran, die Kolonie von den Übeln retten zu können, die sie durch das aufrührerische und unehrliche Verhalten von Landstreichern bedroht, denen erlaubt wird, das Land in allen seinen Teilen zu beunruhigen . . .
2. Wir klagen über die empfindlichen Verluste, die wir durch die Freierklärung unserer Sklaven erleiden mußten, sowie über das Ärgernis erregende Gesetz, das in Beziehung auf dieselben erlassen worden ist.
3. Wir klagen über die anhaltende und systematische Plünderung, die wir durch die Farbigen erleiden, besonders infolge des letzten Einfalls in die Kolonie . . .
4. Wir klagen über die ungerechten Beschuldigungen, die unter dem Deckmantel der Religion von eigennützigen und unehrlichen

Personen gegen uns erhoben werden, deren Zeugnis unter Ausschluß aller zu unseren Gunsten sprechenden Beweismittel in England Glauben finden ...
5. Wir sind entschlossen, wohin wir auch gehen, überall die Grundsätze wahrer Freiheit hochzuhalten; aber obwohl wir entschlossen sind, daß niemand im Zustand der Sklaverei gehalten werde, so wollen wir doch feste Gesetze zur Unterdrückung von Missetaten und zur Erhaltung eines gehörigen Verhältnisses zwischen Herren und Dienstboten ...
6. Wir erklären feierlich, daß wir die Kolonie mit dem Wunsch verlassen, ein ruhigeres Leben zu führen, als wir es bisher gehabt haben. Wir werden kein anderes Volk belästigen oder jemandem sein Eigentum wegnehmen ...
7. Wir geben bekannt, daß wir, wenn unsere zukünftige Regierung Gesetze erlassen wird, Abschriften davon zur Information ins Kapland senden wollen ...
8. Wenn wir in das Land, das wir bewohnen werden, kommen, wollen wir den dortigen Eingeborenenstämmen unsere Absicht kundtun, mit ihnen in Frieden und Freundschaft zu leben ...
9. Wir verlassen die Kolonie mit der deutlichen Versicherung, daß die englische Regierung nichts mehr von uns zu fordern hat und uns ohne weitere Einmischung gestatten wird, uns selbst zu regieren.
10. Wir verlassen jetzt unser fruchtbares Geburtsland, wo wir riesige Verluste erlitten und fortgesetzten Ärger erfahren haben, um uns in der Wildnis und in gefährlichen Gegenden niederzulassen. Aber wir gehen mit dem festen Vertrauen auf einen allwissenden, gerechten und gnädigen Gott, dem wir immer in Ehrfurcht und Demut zu gehorchen bestrebt sein werden [36].«

Im März 1837 überquert auch die Schar Piet Retiefs den Oranje. Am Nordufer des Stromes werden sie von einer vielköpfigen Reitertruppe erwartet und freudig begrüßt. Der Anführer dieser Berittenen ist Gerrit Maritz, ein siebenunddreißigjähriger Unternehmer aus Graaff-Reinet, der dort eine florierende Wagenfabrik aufgegeben hat, um an der Spitze von hundertzehn Ochsenwagen und einigen hundert Männern das Land zu verlassen.

Die beiden Auswanderergruppen schlagen die Richtung zu dem

großen Lager von Thabanchu ein, wo sich allmählich mehr als tausend Ochsenwagen, fünftausend Menschen mit tausendsechshundert Bewaffneten versammelt haben. Zwischen dem Caledonfluß und dem Vaal weiden unübersehbare Viehherden. Wie in längst vergangenen Germanenzeiten ist ein ganzes Volk aufgebrochen, eine neue Heimat zu suchen.

Den Weg nach Thabanchu legt Piet Retief an der Seite des kameradschaftlichen und klugen Gerrit Maritz zurück.

Der schwarze Nero

[37] »Ihr wißt ja, Gevatter Piet«, erzählt Gerrit Maritz im langsamen Vorwärtsreiten durch den Busch, »daß Andries Hendrik Potgieter der erste hier im Oranjeland gewesen ist. Er führte seine Leute noch über Thabanchu hinaus an einen schönen See. Der Platz heißt Winburg, und der Vetfluß strömt dort vorbei. Das Land ist dünn besiedelt, es gab ein paar weit verstreute Kaffernkrale, nichts sonst. Potgieter schloß Freundschaft mit dem Kaffernhäuptling Makwana, der ihm gegen eine Viehherde alles Land zwischen Vet- und Vaalfluß abtrat. Außerdem mußten sich die Potgieter-Leute verpflichten, die Kaffern gegen die Überfälle der Matabele zu schützen.«

Piet Retief pariert seinen Gaul durch, um sich eine Tabakspfeife anzustecken, als der blaue Rauch in die Luft steigt, sagt er interessiert: »Verzeiht meine Frage, Nachbar Gerrit, aber wir sind noch fremd im Oranjeland: Wer sind die Matabele? Gehören sie nicht zu dem Stamme der Zulu, von denen man in meinen jüngeren Jahren viel gehört hat?«

»Richtig, die Matabele sind Zulu, sie gehören ebenso wie die Xosa zu der großen Volksgruppe der Bantuneger. Ihr erinnert euch sicher noch, daß zu Anfang der zwanziger Jahre in der Kapkolonie große Aufregung herrschte über den Zuluhäuptling Caka, den Menschenschlächter, der Zehntausende umgebracht haben soll. Weil aber diese Metzeleien weit jenseits unserer Grenzen, oben an der Natalküste und zwischen der Elagoabai und der Sambesimündung, stattfanden, haben sie uns nicht näher berührt. Wir kannten die Geschehnisse nur aus den Erzählungen von

Negern, die vor der Blutherrschaft Cakas geflohen waren. Jetzt erfuhren wir von den Kaffern, daß damals einer der Zulufeldherren, ein Häuptling namens Umziligazi gegen den unberechenbaren und blutrünstigen Caka revoltierte und mit seiner Armee von zehntausend Speerträgern das Zulureich an der Küste verließ. Er marschierte sengend und brennend quer durch das Oranjeland und zeigte sich als gelehriger Schüler seines Königs, das heißt, er ließ alle Männer totschlagen und verteilte die Weiber, Mädchen und den sonstigen Besitz der ansässigen Kaffern als Beute und reihte die halbwüchsigen Knaben in seinen Heerhaufen ein. Die Krieger Umziligazis nannten sich Ndebele oder Matabele, die ›Unbesiegbaren‹; es sind eben jene Matabele, gegen die Potgieter seine Kaffernfreunde schützen sollte.«

»Und wo ist das Jagdgebiet dieser menschenfreundlichen Wilden? Werden wir sie gar zu Nachbarn bekommen?« fragt Retief.

»Diese Herren Nachbarn haben bereits ihren Antrittsbesuch gemacht!« sagt Maritz mit bitterer Ironie, »hört nur zu . . .«

Die Männer traben langsam eine Flußsenke herunter, unten verhalten sie ihre Pferde, damit die Ochsenkarren und die Herden wieder aufholen können. Weit hinter ihnen ziehen gewaltige Staubwolken unter dem graublauen Himmel, dort marschiert das Gros des Retief-Trecks.

In nüchternen Worten berichtet Gerrit Maritz von den schwerwiegenden Ereignissen im Oranjeland.

Nach Abschluß des Vertrages mit den Kaffern und nach dem ordnungsgemäßen Kauf des Gebietes zwischen Vet und Vaal war Potgieter mit einem berittenen Kommando, dem auch der fromme Sarel Celliers angehörte, weiter nach Norden gegangen, um Land und Leute zu erkunden.

Die anderen Buren aber hatte sich über die fruchtbaren Grasebenen zerstreut und zu siedeln begonnen.

Potgieter wollte die Vortrecker-Gruppe Trichardts am Zoutpansberg treffen, aber die Planwagen waren, als er dort eintraf, schon über die Drakensberge nach Natal weitergezogen. Immer nach neuem Siedlungsland Ausschau haltend, stieß Potgieter bis zum Limpopofluß und zu den Matoppobergen vor, begegnete dort portugiesischen Elfenbeinjägern und horchte auf, als die Fremden die günstige Lage des portugiesischen Hafens Lorenço Marques an der Elagoabai lobten. Die Schönheit und Fruchtbar-

keit des Landes jenseits des Vaal, die nähere Lage zum Meer und einem guten Verschiffungshafen, ließen in Potgieter den Gedanken reifen, hier auf der grünen Hochfläche von Transvaal zu bleiben. Er beschloß, die Buren aus Oranje nachzuholen, und machte sich auf den Rückweg.

»Potgieter«, fährt Maritz fort, »erlebte einen gewaltigen Schreck, als er ins Winburg-Lager zurückkehrte und erfuhr, was indessen geschehen war. Während er und seine Reiter im Norden Ausschau hielten, hatten die Matabele einen ihrer Raubzüge nach Oranje unternommen und auf ihrem Weg alles verwüstet und ausgemordet. Dabei waren sie auf eine Jagdgesellschaft unter dem Buren Stanus Erasmus gestoßen, hatten sie angegriffen und die meisten Weißen erschlagen. Nur wenige Jäger waren entkommen und hatten die Buren bei Winburg gewarnt. Die Familien sammelten sich, fuhren eine Wagenburg zusammen und konnten in ihrem Schutz einem sechsstündigen Angriff der Neger trotzen. Einige Familien, wie die Liebenberg und die Bronkhorst, wurden überrascht und umgebracht.«

»Gott strafe die schwarzen Bestien!« murmelt Piet Retief erschüttert.

»Das geschah im September. Potgieter und Sarel Celliers sammelten sofort alle Vortrecker mit ihren Familien und all ihrer Habe in einem festen Lager am Vechtkop. Dort kam es am 19. Oktober vergangenen Jahres zu einer erbitterten Schlacht. Gevatter, glaubt mir, das war ein Heldenstück, auf das wir alle stolz sein können. Elfjährige Jungen, wie der kleine Paul Krüger, standen dort ihren Mann und schossen mit ruhiger Hand in die Mauern der anstürmenden Matabele. Sarel Celliers hatte vorher eine Gebetsstunde abgehalten und gesagt: ›Liebe Frauen, wenn ihr eure Männer fallen seht, so will ich kein Geschrei von euch hören. Ihr habt die Büchsen zu laden, sonst nichts!‹ Das taten die Frauen auch, ohne zu klagen, und das Lager am Vechtkop hielt sich drei Tage lang mit vierzig Gewehren gegen eine Flut von sechstausend bewaffneten Matabele. Sie verloren zwei Mann. Nach der Schlacht sammelten sie mehr als elfhundert Speere in der Wagenburg auf. Die Neger trieben bei ihrem Rückzug ungehindert den Großteil der Viehherden fort. Jetzt sitzt die Potgieter-Gruppe fast ohne Munition, ohne Vieh, ohne Reit- und Zugtiere und mit knappen Vorräten bei Winburg. Hermann Potgieter, der Bruder

des Anführers, wagte den Ritt durch das unsichere Land nach Thabanchu, um Hilfe zu holen. Zum Glück war eben der Treck eingetroffen, den ich geführt habe. Wir rieten den Potgieter-Buren, sich zu uns nach Thabanchu durchzuschlagen, und sie kamen auch, nachdem wir ihnen Zugochsen geschickt hatten. Jetzt sind wir also alle in Thabanchu versammelt, und Ihr, Gevatter Piet, kommt mit Euren Leuten gerade zurecht, um mitzuberaten, wie wir diesen Großen Treck zu einer staatlichen Ordnung bringen.«

Die Hufe klappern im steinigen Flußbett, den südlichen Horizont entlang wolkt der braungraue Staub über den wandernden Herden, die einer neuen Heimat entgegenziehen.

Am 17. April 1837 tritt die große Versammlung der Buren in Winburg zusammen. Schon am ersten Tag zeigt sich, daß selbst unter dem Druck der gemeinsamen Aufgabe und Gefahren keine Einigkeit zwischen den einzelnen Lagern hergestellt werden kann. Hendrik Potgieter leitet aus der Tatsache, daß er als erster das Land erschlossen und besetzt hat, das Recht auf Führerschaft ab, und es gibt nicht wenige, die ihm anhängen. Im Gegensatz dazu wünscht eine starke Partei, daß der tüchtige Gerrit Maritz die Geschicke der Vortrecker-Buren bestimmen möge. Piet Retief versucht zu vermitteln und Frieden zwischen den Burenlagern zu stiften.

Die Gründe für den Zwiespalt sind kaum zu verstehen. Nach dem Überfall der Matabele ist Gerrit Maritz, dessen Treck als rettender Engel die abgekämpfte und halbverhungerte Potgieter-Gruppe aufgenommen hatte, zum Vorsitzenden eines Volksrates gewählt worden, während man Potgieter, als dem erfahrensten Kämpfer, die Leitung des Kriegsrates zuerkannte. Die beiden gleichberechtigten Oberhäupter gerieten bald in Streit über die zu treffenden Maßnahmen, und die Kluft erfaßte jetzt auch den »Gesetzgebenden Rat«, den man aus den angesehensten Häuptern der Großfamilien ausgewählt hatte, und verästelte sich durch das ganze große Lager bei Winburg.

Potgieters Ansehen, das durch die enormen Viehverluste etwas eingebüßt hatte, stieg wieder, als er mit einem Burenkommando von mehr als hundert Reitern und hundert bewaffneten Kaffern

den Vaalfluß überschritt, die Matabele-Hauptsiedlung Mosega angriff, viele der Wilden tötete und siebentausend Stück Großvieh zurückbrachte.

Nach langen Verhandlungen gelingt es dem persönlichen Ansehen Retiefs, die Differenzen zwischen Maritz und Potgieter zu bereinigen.

Die große Ratsversammlung wählt mit diplomatischem Geschick keinen der beiden Rivalen zum Burenführer, sondern betraut Piet Retief mit der vorläufigen Leitung des Großen Trecks; man beschließt ferner, die Ankunft weiterer Auswanderergruppen abzuwarten und dann eine Verfassung zu entwerfen.

Am 6. Juli 1837 sind die Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen. Mehr als sechzehnhundert bewaffnete Männer schließen den Kreis des Volksthings, die Frauen und Kinder und die zahlreichen schwarzen Knechte bilden den äußeren Ring. Durch Zuruf wird ein neuer Volksrat von sechs Mitgliedern gewählt. Man hört altbekannte, hochangesehene Namen von Familien, die seit Generationen im Kapland ansässig sind, wie die de Wets, die Malans, Jouberts, du Toits, Pretorius', Krügers, van Rendsburgs, Cronjes, Smuts und Bothas. Piet Retief wird zum Oberbefehlshaber der vereinigten Lager gewählt, Gerrit Maritz soll Vorsitzender des Volksrates sein. Potgieter und sein Anhang unterliegen bei den Wahlen und verlassen grollend die Versammlung.

Die Grundsätze, nach denen man eine künftige Verfassung gestalten will, werden mit großer Mehrheit angenommen:

»1. Die oberste gesetzgebende Gewalt hat der von allen volljährigen Männern gewählte Volksrat.
2. Das holländisch-römische Recht soll gelten.
3. Sklaverei wird nicht geduldet. Alles Land soll durch rechtmäßige Verträge, nicht durch Gewalt von den Eingeborenen erworben werden.
4. Es wird ein Gerichtshof, bestehend aus einem Landdrost und den Heemraden als Beisitzern gebildet, Berufungsinstanz ist der Volksrat.
5. Die ausführende Gewalt ruht in den Händen des Volkes, das sie einem vom Volk gewählten Gouverneur und Generalkommandanten übergibt.
6. Jedes Mitglied der Volksgemeinschaft verpflichtet sich eidlich,

keinerlei Beziehungen zur Londoner Missionsgesellschaft und zu den Leuten um Dr. Philip zu unterhalten.«

Unmittelbar nach der Versammlung bricht das Gebäude der Einigkeit abermals zusammen. Die Streitfrage, über die auch der Große Rat von Winburg keine Klärung gebracht hat, ist die Wahl der künftigen Wohnsitze. Ein Teil der Buren hat bereits angefangen, im Oranjeland zu siedeln, die Potgieter-Buren aber drängen zum Aufbruch nach Transvaal, das den Vorzug hat, durch Gebirge, Ströme und unendliche Marschstrecken vom britischen Machtbereich am Kap entfernt zu sein.

Retief und Maritz hingegen stimmen für Niederlassung in dem an Weide- und Ackerland gesegneten Natal, das, am Ostrand der Gebirge gelegen, nicht nur sehr wasserreich ist, sondern auch bessere Verschiffungsmöglichkeiten für künftige Ernten verspricht. Denn ein Bauernland kann nur dann zu Reichtum gelangen, wenn es Häfen und Verbindungen zu den Märkten der Welt besitzt.

Während sich die Köpfe der Verantwortlichen in langen Debatten erhitzen, trifft der letzte große Auswanderertreck unter dem Patriarchen Jacobis Uys aus Uitenhagen mit zweiundsiebzig Ochsenwagen, hundertfünfzig Männern und sechstausend Stück Großvieh im Lager ein. Der Sohn des Oberhauptes, Pieter Uys, der sich als tapferer Kommandant im letzten Kaffernkrieg einen Namen gemacht hat, hat als Kundschafter vor einem Jahr Natal durchritten und befürwortet dringend die Niederlassung in dem gesegneten Küstenland.

Er schlägt vor, mit Häuptling Dingaan, dem Nachfolger des entsetzlichen Caka, über Gebietsabtretungen zu verhandeln.

Retief beruft im September eine Volksversammlung an den Tafelkop und trägt seinen Plan vor, eine die Niederlassung vorbereitende Kommission nach Natal zu schicken. Es kommt zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen; die starren Bauernköpfe verharren allesamt bei ihren vorgefaßten Absichten. Als einer der Buren Pieter Uys nach der Versammlung fragt: »Wohin gehen wir nun?« – antwortet Uys achselzuckend: »Jeder geht seinen eigenen Weg!«

Anfangs Oktober brechen die Führer der Treckgruppen, die sich für Natal entschieden haben, als Vorkommando auf. Piet

Retief führt die Schar von etwa siebzig Reitern, zu denen Gerrit Maritz, Sarel Celliers, Conrad und Lucas Meyer, Barendt Liebenberg, Daniel Bezuidenhout und Rolof Dreyer gehören.

Das große Ratslager bei Winburg löst sich langsam auf. Die einen gehen auf die Siedlerstellen in Oranje zurück, andere trekken im langsamen Trott ihrer Herden nordostwärts zu den Blauen Bergen, die wie eine Mauer vor Natal stehen, und Andries Hendrik Potgieter führt seine Anhänger dem Vaal entgegen.

Diesmal reitet Potgieter mit einer entschlossenen Kämpferschar voraus und trägt den Matabele den Krieg, den sie so oft in schrecklichster Gestalt den Nachbarn gebracht haben, ins eigene Land. Im November 1837 schlägt er mit nur hundertfünfunddreißig Buren die Matabele neunmal hintereinander und verjagt sie aus ihrem Hauptkral Mosega.

Der Kriegshäuptling der Matabele gibt den Widerstand auf und wandert mit dem Rest seines Stammes über den Limpopo weit nach Norden. Die raubenden Scharen fallen über die Kaffern am Südufer des Sambesi her, geraten in langwierige Kämpfe mit den hier ansässigen Stämmen der Schona, Karanga und Nika, bis endlich all diese Bantustämme in einem neuen Matabelereich aufgehen, das nach Zuluart streng militärisch gegliedert und in Regimentsbezirke eingeteilt wird.

Das Land Transvaal aber, begrenzt von Vaalfluß und Limpopo, von der südlichen Kalahari-Wüste im Westen und den Küstengebirgen im Osten, wird unbestrittener Besitz der Potgieter-Buren.

Piet Retief reitet mit einem starken Erkundungstrupp nach Natal...

Hinauf zu den schroffen schwarzen Kuppen der Drakensberge klettern die schnaubenden Rosse. Sie folgen einem halbüberwucherten Elefantenpfad und erreichen die Paßhöhe. Vor ihnen liegt ein weites, bergiges Land mit tiefeingeschnittenen, wasserreichen Tälern. In drei Terrassen fällt das Gebirge nach Osten hin ab, wo ganz fern im Dunst der Küstenebene sich schon der Strand des Indischen Ozeans abzeichnet.

Es ist Oktober, der südafrikanische Winter ist vorüber. Hoch oben auf den Paßhöhen blühen noch die Kafirbäume mit ihrer

Flut scharlachroter Blüten, während auf der zweiten Terrasse des Gebirges die Urwälder in grellen Farben brennen und einen betäubenden Duft verströmen. Mimosen stehen wie zarte Wolken über den Hängen, Schirmakazien breiten ihre seltsamen Kronen über Grasflächen, die mit Sternblumen übersät sind. Wenn die Reiter an den haushohen Wänden des Dschungels vorübertraben, mustern sie die Bäume auf ihre Verwertbarkeit, freuen sich über das wertvolle Gelbholz und machen sich gegenseitig aufmerksam auf die gewaltigen Eichenholz-, Mahagoni- und Ebenholzstämme.

Im nächsten Tal stürzt der Fluß, dem sie folgen – es ist der Tugala –, siebenhundert Meter tief über Klippen und Stufen brausend und donnernd in eine wasserstauberfüllte Schlucht. An den Ufern wuchern meterhohe Natallilien und herrlich duftende Amaryllis. Ein dunkel gefleckter Leopard schreckt von der Tränke auf und verschwindet fauchend im dichten Wald. Die Reiter sehen Rudel von Antilopen und Gazellen auf den Wiesen; an den nächtlichen Lagerfeuern vernehmen sie das Trompeten der Elefanten und das ferne Rauschen der Wasserfälle.

Aber dieses Paradies hat auch seine Schattenseiten. Man kann kein Lager aufschlagen, ohne von weißen Ameisen, Termiten, Blutwanzen oder Zecken belästigt zu werden; es scheint unzählige Arten von Schlangen zu geben, darunter die gefährliche Mamba.

Die Pferde weiden auf einer Uferwiese, als sich plötzlich eine mächtige, fast drei Meter lange schwarze Schlange von einem der Bäume fallen läßt und wütend zischt. Die Buren sehen, wie die Rosse mit gesträubten Mähnen davonjagen, doch die Mamba hat sich gedankenschnell übermannshoch erhoben und ihre Giftzähne in den Hals eines der Pferde geschlagen, das wie vom Blitz getroffen zusammenstürzt.

Der Angriff der Schlange bleibt der einzige Zwischenfall auf der Reise zur Küste.

Das Bergland fällt weiter ab und öffnet endlich seine zahllosen, von Bächen durchströmten Täler zur Küstenebene. Am 19. Oktober 1837 reiten die siebzig Buren in die Hafenstadt Port Natal ein, die man später zu Ehren des ehemaligen burenfreundlichen Kapland-Gouverneurs in Durban umbenennt.

Der kleine Platz besteht aus etwa zwei Dutzend Blockhütten und einigen Lagerschuppen, die sich an der Meeresbucht und am

Ufer des Flusses aufreihen. Vor der offenen See liegt eine Felsenbarre, an der haushoch die Brandung hinaufschlägt.

Seit einem Dutzend Jahren hausen hier etwa dreißig englische Abenteurer, Jäger und Kaufleute. Kapitän Gardiner hat den Hafenplatz entdeckt und den Versuch gemacht, Port Natal zur Geburtszelle einer britischen Kolonie werden zu lassen, die Regierung in London hat jedoch wenig Interesse an dem Küstenstrich gezeigt.

Um den Hafen als Warenaustauschplatz zwischen Eingeborenen und Weißen in London im Kurs steigen zu lassen, hat Gardiner Beziehungen zu Dingaan, dem gefürchteten Nachfolger des Zulu-Königs Caka, aufgenommen, dessen Heerlager-Kral sich zu Umkungunlovo im Landesinnern befindet.

Mit dem von Schauergeschichten umwobenen Tyrannen des Natallandes hat der Kapitän am 6. Mai 1835 einen Vertrag geschlossen, in dem sich die weiße Kolonie von Port Natal unter anderem verpflichtete, die Neger, die der grausamen Willkür ihres Königs Dingaan entlaufen waren, in die Gerichtsbarkeit ihres Herrn zurückzuliefern. Denn bei den Zulu galt Flucht aus dem Herrschaftsbereich des Oberhäuptlings als todeswürdiges Verbrechen und wurde durch Foltern und Hinrichtung gesühnt.

Kapitän Gardiner war bereit, sich unter allen Umständen die Freundschaft Dingaans zu erhalten. Als deshalb kurz nach diesem Vertragsabschluß ein junger Zulukrieger mit seinem Mädchen nach Port Natal flüchtete, ließ er die Unglücklichen festnehmen und zu Dingaan zurückbringen. Beide Deserteure wurden, bis zum Halse eingegraben, dem Hungertode preisgegeben.

Dingaan, der bei den Weißen der »Schwarze Nero« hieß, ließ Kapitän Gardiner ausrichten: »Nun weiß ich, daß du zu den Zulu gehörst, weil du ihre Gesetze einhältst!«

Gestützt auf seine Erfolge in der Eingeborenenpolitik, reiste Gardiner nach London und wandte sich – da das Kolonialministerium ihn nicht empfing – an die Missionsgesellschaft, an die er Empfehlungen von Dr. Philip besaß. Er ließ sich kurzfristig als Missionar ausbilden und erhielt nun auch vom Kolonialministerium die Bestätigung als Regierungsagent und Magistrat von Port Natal.

Kurz vor dem Eintreffen der Burengesandtschaft war Gardiner aus London nach Port Natal zurückgekehrt.

Bei seinen Mitbürgern ist er wenig beliebt. Die ansässigen Engländer wollen von ihm und der eingeborenenfreundlichen Londoner Missionsgesellschaft nichts wissen. Alec Biggar, ein britischer Auswanderer aus dem südafrikanischen Distrikt Albany, macht sich zum Sprecher der Niederlassung, als er die Buren Piet Retiefs mit herzlicher Freude begrüßt. Er sagt, »daß die Weißen in Natal nun endlich ruhig leben könnten, weil das Eintreffen des Burentrecks sie von der unaufhörlichen Drohung Dingaans befreie . . .« Denn bisher haben die Europäer durch Gardiners Verträge nur von der wankelmütigen Gnade dieses schwarzen Despoten gelebt, der allein in Umkungunlovo zwanzigtausend Speerträger versammelt hält.

»Erzählen Sie uns möglichst viel über Ihre schwarzen Nachbarn«, bittet Piet Retief den freundlichen Briten. »Seit wir in Natal sind, spricht alles von Dingaan und den Zulu, aber niemand weiß genaue Einzelheiten zu sagen.«

Die Burenführer Gerrit Maritz und Sarel Celliers, der Vorbeter des Großen Trecks, sitzen neben Piet Retief und einigen Engländern in dem kleinen Verkaufsraum, den Alec Biggar nahe der Landungsbrücke eingerichtet hat, auf Fässern, Kisten und primitiven Hockern, Biggar hat eine Gallone Kapwein geöffnet und schenkt die Zinnbecher voll, die tönernen Holländerpfeifen qualmen. Der Gastgeber pafft ein paar kräftige Züge aus der Pfeife, daß der blaue Rauch dick aufwolkt.

»Die Zulu sind das Tages- und Nachtgespräch hier an der Grenze«, sagt er. »Die Portugiesen, die ja am längsten hier an der Küste Handel treiben, meinen, daß es die Zulu schon immer gegeben habe, sie seien ein Stamm der großen Bantufamilie. Sie hätten früher in Frieden mit ihren Nachbarn gelebt und erst Caka habe sie zu den gefürchteten Raubkriegern gemacht, dem Schrekken der schwarzen Völker.

Caka, der Schlächter, war einer aus der zahlreichen Nachkommenschaft, die ein Bantuhäuptling mit seinen Dutzenden von Nebenfrauen in die Welt zu setzen pflegt. Doch er unterschied sich von allen anderen durch seine riesige Körpergröße, seine Kraft und kriegerische Gewandtheit und vor allem durch sein verblüffendes militärisches Talent. Kein Wunder, daß der Kerl alle anderen Prinzen der Zulu überflügelte und sich auf den Häuptlingsstuhl schwang. Natürlich hat es dabei einige Opfer

gegeben. Caka war verschlagen, tückisch, blutgierig und herrschsüchtig – alles Eigenschaften, die hierzulande ein Negerfürst besitzen muß. Sein genialer Einfall war es, die Untertanen seines Reiches völlig neu nach militärischen Gesichtspunkten zu organisieren. Die Zulu wurden in Großsippen geteilt, die zugleich jeweils ein Regiment der Armee bildeten. Jedes Regiment hatte einen Unterhäuptling als Befehlshaber, es wurde gedrillt, exerziert und systematisch für die Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzuges abgehärtet. Caka erfand außerdem eine ganze neue Taktik. Bisher hatten alle Bantustämme mit dem langen Wurfspeer gekämpft. Er führte den kurzen Stoßspeer ein, mit dem man nahe an den Gegner herangehen muß. Seither rücken die Zulu, Schild an Schild, mit vorgestreckten Speeren bis an die feindlichen Linien heran und suchen den Nahkampf, in dem sie Meister sind. Jeder Krieger muß bei Todesstrafe seinen Speer wieder zurückbringen oder tot liegenbleiben – es gibt keine andere Wahl für ihn. Außerdem wird vor jedem Gefecht ein besonderer Stoßtrupp ausgewählt, der sich sofort auf die feindliche Führerschaft stürzt und sie unschädlich macht. Wenn die Zulu einen Stamm unterwerfen, bringen sie stets alle erwachsenen Männer um. Die Frauen und Mädchen werden Sklavinnen, die Knaben kommen als künftige Soldaten in die strenge Regimentserziehung, und die Habe der Besiegten wird aufgeteilt.«

»Ein ebenso gründliches wie barbarisches Verfahren!« meint Gerrit Maritz und klopft seine Pfeife zornig gegen die Tischplatte.

Alec Biggar zuckt die Achseln. »Das Verfahren Cakas war jedenfalls erfolgreich! Damals sollen die Zulu noch weiter im Norden gewohnt haben. Unter Caka marschierten sie aber durch die schönen Täler und Ebenen des Natalgebietes und darüber hinaus. Man weiß, daß mindestens achtundzwanzig Negerstämme seither vom Erdboden verschwunden sind; Hunderte von blühenden Negerkrals gingen in Flammen auf, und ungeheure Mengen von Vieh wurden geraubt. Die Macht der Zulu ist seit der Zeit ins Riesengroße gewachsen; die Xosa, Pondo oder Thembu zittern vor ihrem Namen, und den Weißen geht es nicht besser. Gottlob, daß unser Kapitän Gardiner mit Dingaan übereingekommen ist. Sonst lebten wir nicht mehr hier. Auch Sie, Retief, müssen sich mit Dingaan gutstellen. Am besten, Sie suchen ihn auf, bringen

ihm Geschenke und schließen einen Vertrag, bevor Sie Ihre Leute über die Gebirge kommen lassen.«

»Dingaan ist Cakas Nachfolger und Sohn?«

»Sein Nachfolger – er hat Caka, der wegen seiner Unberechenbarkeit, seinem Blutdurst und der Massenhinrichtungen allmählich auch bei den Zulu höchst unbeliebt war, umgebracht. Dingaan ist Cakas Halbbruder, einer aus dem großen Kinderstall des alten Häuptlings. Er ist um kein Haar besser als Caka, nur kein Militärgenie. Ihm fehlen die Feldherrntalente Cakas; seine Grausamkeit und seine teuflische Freude an Metzeleien teilt er durchaus. Vor einigen Jahren hat Dingaan seinen Feldherrn Umziligazi mit einem Heer gegen den Stamm der Swazi oben an der Delagoabai ausgeschickt. Die Swazi sind ebenfalls Zulu, aber ihr Häuptling Sobuza hatte es verstanden, sich aus dem großen Staatsverband herauszulösen; das sollte ihm heimgezahlt werden. Es gelang dem Exkursionsheer jedoch nicht, die Bergfestungen der Swazi zu erstürmen; Dingaan wurde auf die Nachricht von der Niederlage von solchem Zorn ergriffen, daß er ein zweites Heer ausschickte, das den Auftrag hatte, den Feldherrn Umziligazi mit seinen zehntausend erfolglosen Kriegern umzubringen.«

»Der Mann muß den Charakter einer schwarzen Mamba haben!« sagt Piet Retief bitter.

»Es bekam Dingaan übel, daß er sich gegen seine eigenen Leute wandte«, setzt Biggar seinen Bericht fort. »Das erfolglose Heer erfuhr von dem ihm zugedachten Schicksal, nahm den neuen Stammesnamen Matabele – die Unbesiegten – an und floh über den Oranje ins Transvaalland, wo es Ihnen begegnet ist.«

»Allerdings!« stimmt Gerrit Maritz zu, »die Potgieter-Leute können ein Lied von ihnen singen.«

»Und wie steht es mit Kapitän Gardiner?« forscht Retief, »wird er uns unterstützen, wenn wir zu Dingaan reiten? Oder wird er uns als lästige Konkurrenz für seine Kolonialpläne ansehen?«

»Sie müssen bei dem Mann sehr vorsichtig sein!« mahnt Biggar. »Gardiner steht in Diensten Dr. Philips, und soviel ich weiß, bestehen zwischen den Buren und der Philip-Partei nicht gerade die besten Beziehungen.«

»Ihr könnt recht haben«, meint Sarel Celliers trocken. »Hoffentlich haben die Londoner nicht auch bei Dingaan die Hand im Spiel, dann könnte es leicht Krakeel geben.«

Biggar zögert mit der Antwort. Er wisse nicht, sagt er abschließend, was im einzelnen gespielt werde. Gardiner habe bei seiner Rückkehr aus London den Missionar Francis Owen mit dessen Familie mitgebracht. Owen predige das Evangelium in Umkungunlovo – »dem Ort, an dem der Elefant trompetet« –, seine Missionsstation sei keinen Büchsenschuß vom großen Kriegskral Dingaans entfernt.

»Den Reim darauf, lieber Retief«, schließt Alec Biggar, »müssen Sie sich selber machen. Wir können Ihnen nur raten, so schnell wie möglich Dingaan auf Ihre Seite zu bringen.«

Piet Retief folgt dem gutgemeinten Rat des Engländers und schreibt einen freundlichen Brief an Dingaan, in dem er seinen Besuch anzeigt und um eine Unterredung bittet. Den Brief befördert Biggar durch einen Eingeborenen an die Missionsstation des Reverend Francis Owen mit der Bitte, ihn in Bantu-Übersetzung dem Häuptling zugänglich zu machen.

Schon am 27. Oktober, kaum eine Woche nach seinem Eintreffen in Port Natal, macht sich Retief auf den Weg nach »dem Ort, wo der Elefant trompetet«. Conrad und Lucas Meyer, Barendt Liebenberg, Daniel Bezuidenhout und Rolof Dreyer begleiten ihn. Alec Biggar und ein des Bantu mächtiger zweiter Brite schließen sich dem Zuge an. Gerrit Maritz, Sarel Celliers und einige andere Buren trauen dem Unternehmen nicht und warnen Piet Retief vor der Hinterhältigkeit Dingaans, aber der alte Recke antwortet gelassen: »Ich bin euer Führer, ich muß vorangehen! Auch darf ich nichts tun, was Dingaan veranlassen könnte, uns zu mißtrauen oder den Eindruck zu gewinnen, wir fürchteten uns.«

Früh am Morgen reiten sie flußauf ins Land.

Als sie sich dem Dickicht des Umvolosiflusses nähern, verengt sich der Pfad zu einer Art Tunnel zwischen doppeltmannshohen Schilfwänden. Es raschelt von flüchtendem Großwild, man hört das Platschen und Stampfen einer nahen Elefantenherde, das Trompeten und schwere Keuchen der Tiere, die sich langsam entfernen. Schwärme von Reihern und Ibissen flattern in weißgrauen Wolken auf. Der schmale Reitweg steigt wieder an und windet sich durch blühendes, stacheliges Gebüsch hangauf, wo die Buren endlich auf die Missionsstation treffen. Das einfache Haus ist aus Stangenholz erbaut. Wegen des großen und kleinen

Burentreck bei einer Rast auf dem Veldt

Ungeziefers ist das Häuschen auf hohe Pfähle gesetzt, als fürchte es auf der kahlen Hügelkuppe eine Überschwemmung. Daneben gibt es noch ein paar niedrige Hütten aus Rundholzgerüsten und

Matten. Der Bungalow hat eine umlaufende Veranda, auf der als einziges europäisches Requisit ein Schaukelstuhl steht.

Ein großes, roh behauenes Kreuz krönt den höchsten Punkt des Platzes.

Auf den Ruf der Reiter tritt Mister Owen, der Missionar, im schwarzen, hochgeschlossenen Rock auf die Veranda und begrüßt nicht gerade freundlich die Angekommenen. Piet Retief stellt sich und seine Begleiter vor und erläutert den Grund seines Besuches. Owen unterbricht den Sprecher, er wisse durch den Brief Biggars von ihrer Absicht, habe auch sofort das Schreiben an den Zuluhäuptling weiter besorgt. Dort drüben sei übrigens bereits der Königs-Kral.

Piet Retief sieht erstaunt in der Ferne eines Hochtals die riesigen Rundhütten von Umkungunlovo. Dort müssen ungeheure Menschenmassen wohnen, denn man erkennt deutlich, wie sich unter Trompetenbäumen und Schirmakazien Hütte neben Hütte buckelt.

»Sicherlich wird Sie Dingaan schon erwarten«, sagt der Engländer, »reiten Sie nur diesen Weg entlang, in weniger als einer halben Stunde werden Sie in Umkungunlovo sein.«

Der Missionar ruft weder seine Frau aus dem Bungalow, um ihr die fremden Weißen vorzustellen, noch bittet er die Besucher – wie es überall im menschenarmen Afrika üblich ist – zum Eintritt in das Haus.

Piet Retief versteht, daß er als Bur in der Missionsstation nicht willkommen ist, und er verabschiedet sich kurz. Owen hat den Buren nichts davon berichtet, daß Dingaan noch unschlüssig ist, ob er den Buren eine Unterredung gewähren soll und daß er in der Mission angefragt hat, wie er sich den Fremden gegenüber zu verhalten habe. Der Häuptling hat auch wissen wollen, wie viele Gewehre die Buren hätten, und er hat Owen schließlich den ratsuchenden Brief an den Kapitän Gardiner in Port Natal diktiert. Von alledem ahnen die Buren nichts, als sie den steinigen, mit Dornbusch bewachsenen Hügel hinaufreiten.

Ein dumpfes Rollen und Zittern läßt die Erde erbeben, ein Summen und rhythmisches Trommeln schwingt in der Luft. Als Retief die Anhöhe erreicht, verhält er sein Pferd.

So weit das Auge blickt, dehnt sich vor ihm Umkungunlovo. Überall lugen zwischen Wollbüschen, Bananenstauden, Dorn-

sträuchern und Akazien Kugelhütten hervor. Der Ort ist in das braungrüne Hochtal hineingebettet wie eine hingestreute Kette von riesigen Seifenblasen.

Eine künstlich geschichtete, durch lange, spitze Palisadenhölzer verstärkte Dornhecke umzieht den Wohnbezirk, man erkennt deutlich den weiten, im grellen Sonnenlicht liegenden Hauptplatz vor den hochgewölbten Hütten des Häuptlingskrals. Eine solche Hütte wird errichtet, indem die Neger lange Stangen im Kreis in die Erde stecken und darüber ein fertiges, kegelförmiges Dach aus kunstvoll geflochtenen Matten breiten; die an der Spitze gebündelten Stangen werden durch Zweige seitlich verflochten und das Geflecht mit Grasbüscheln behangen. Die fertige Unterkunft sieht wie ein übergroßer Bienenkorb aus.

Doch die Buren schenken der Anlage und dem Umfang des Zuludorfes nur einen einzigen umfassenden Blick, ihre Aufmerksamkeit wird von einem furchterregenden Schauspiel in Anspruch genommen. Das Rollen und Stampfen wird von einem Zuluregiment verursacht, das sich laufend hangauf bewegt.

Eine Masse von mehr als tausend Negern, in fünf oder sechs streng ausgerichtete Treffen gegliedert und dicht aufgeschlossen, wälzt sich heran. Die Krieger sind phantastisch mit Fellen, Krallen und langen Reiherfedern geschmückt, auf den Köpfen tragen sie bunte Federkronen oder perlengeschmückte Pelze; jeder Mann des Regiments hält seinen halbmondförmigen, mit Ornamenten bemalten Lederschild vor sich, während die Rechte den dünnen, gefiederten Stoßspeer in Schulterhöhe schwingt. Die Zulu bewegen sich in schnellem, stampfendem Lauf, die Knie werden hochgezogen und fliegen wie die Kolben einer Maschine, dröhnend fegt das Regiment über das Feld.

Piet Retief sieht entsetzt, wie einige seiner Begleiter die Gewehre heben und schreit ihnen zu, um Himmels willen keinen Schuß abzugeben, dann stürmt die Masse – von Staub und dem scharfen Geruch der Neger umwogt – die Anhöhe herauf und umringt die kleine Gesellschaft.

Die Buren werden wie Gefangene ins Lager Dingaans gebracht. Man führt sie in eine der Hütten und bringt ihnen zu essen – etwas Kassavebrei, ein paar unappetitliche Brocken halbgaren Fleisches und einige Früchte. Kein Mensch läßt sich sehen, kein Wort von Dingaan, dem Herrscher der Zulu.

Drei Tage harren Piet Retief und seine Leute in der Hütte des Dorfes in Ungewißheit und Furcht.

Groß-Inkosi Dingaan wartet auf die Antwort Kapitän Gardiners; als jedoch nach drei Tagen noch keine Botschaft eingetroffen ist, läßt er die Buren in seine große Rundhütte – das Palaverhaus – führen. Im Kreise kauern zwei Dutzend Zulukrieger, behangen mit barbarischem Schmuck, Dingaan selbst thront auf einem geschnitzten Sitz, der mit Leopardenfellen bedeckt ist. Er ist ein riesiger muskulöser Neger mit schwarzem Backen- und Kinnbart; die dicken Lippen, die platte Nase und die langen, fleischigen Ohren geben ihm ein brutales Aussehen. Um die breite Stirn ist ein Perlenband geschlungen, ein tellerförmiger Aufsatz liegt auf seinem Wuschelhaar, und über der Stirn hängt ein großer Ball aus seltsamen Federn. Um Hals, Arme und Waden klirren Perlenketten, Kupferringe und Amulette.

Dingaan betrachtet die Buren aus undurchdringlichen, halbgeschlossenen Augen. Auf eine Handbewegung des Häuptlings hin beginnen die Verhandlungen, die der englische Dolmetscher übersetzt.

Dingaan erklärt sich einverstanden mit dem vorgeschlagenen Landkauf durch die Buren, knüpft aber die Bedingung daran, daß ihm Piet Retief und seine Männer zu einer Viehherde verhelfen, die ihm angeblich ein Kaffernhäuptling Sikonyella gestohlen hat. Unter dieser Voraussetzung wollen die Zulu den Buren alles Land zwischen Tugala und dem Umzimvubufluß abtreten.

Die Dinge lassen sich besser an, als man zu hoffen gewagt hat.

Sehr befriedigt verlassen die Buren, nachdem sie Dingaan wertvolle Gastgeschenke überreicht haben, den »Ort, wo der Elefant trompetet« und kehren ohne Zwischenfall nach Port Natal zurück.

In den folgenden Wochen bemüht sich Piet Retief mit Erfolg um die Rückführung der gestohlenen Herde; er kann Häuptling Sikonyella mit diplomatischem Geschick dazu bewegen, das Vieh an Dingaan zurückzugeben. Aber die hoffnungsfrohe Stimmung wird gedämpft durch dringende Warnungen aus Kreisen der Port-Natal-Engländer. Es scheint so, als ob britische Agenten,

besonders aber Gardiner und die Mission, die Pläne der Buren zu durchkreuzen versuchten.

Eines Tages zeigt Alec Biggar dem Burenführer Retief das »Grahamstown-Journal« vom 16. Dezember 1837 und deutet auf einen rotangestrichenen Artikel.

»Wir Briten«, heißt es da, »laufen Gefahr, von den Massen holländischer Buren überschwemmt zu werden, die davon reden, von diesem schönen Lande Besitz zu ergreifen. Aber wir hoffen, daß die britische Regierung dies nicht zulassen wird . . .«

Der Artikel ist von Gardiner gezeichnet. »Es gibt auffallend viel Botenverkehr zwischen Port Natal und Dingaans Lager!« sagt Biggar. »Sie müssen noch mehr als sonst auf der Hut sein, Retief.«

Piet Retief versucht, den britischen Intrigen zuvorzukommen. Er schreibt an Häuptling Dingaan:

»Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Sie vor meiner Rückkehr wegen meines Ersuchens und wegen Ihres mir gegebenen Versprechens belästigt werden und daß man Ihnen über mich und mein Volk mehr erzählen wird, als man zu beweisen in der Lage ist . . . Ich fürchte mich aber nicht, in Ihrer Gegenwart jedem gegenüberzutreten, der von mir und meinen Leuten übel redet . . .[38]«

In diesen Tagen weilen Kapitän Gardiner und Reverend Francis Owen im Kral Dingaans. Beide hegen tiefe Besorgnis über den Stand der Entwicklung. Gardiner fürchtet für seine Kolonialpläne. Wenn der Bur einmal dieses schöne Land Natal mit seinem natürlichen Ein- und Ausfuhrhafen Port Natal in Besitz genommen hat, ist es für die Krone Englands verloren – es sei denn, man zwinge die Buren mit Waffengewalt unter die britische Herrschaft zurück. Der Missionar ist – wie alle Angehörigen des Londoner Missionshauses – von Zorn gegen die Buren erfüllt, die ihre Abneigung gegen die Missionare deutlich und in aller Öffentlichkeit gezeigt haben; ihre angeblich starre Unterdrückungspolitik gegenüber den Schwarzen läßt zudem gefährliche Schwierigkeiten mit den Eingeborenen befürchten und könnte aller Missionsarbeit den Boden entziehen.

Häuptling Dingaan ist immer noch unschlüssig, wie er mit den Buren verfahren soll. Inzwischen sind die ersten Trecks mit Auswanderern an der Tugala, am Buschmannsfluß und am Blaukranzfluß eingetroffen und haben ihre über vierzig Meilen verstreuten Lager aufgeschlagen. Sie warten nur noch auf das Ende der Verhandlungen, um sich endgültig niederzulassen.

Kapitän Gardiner hat Dingaan gern gesehene Geschenke - eingelegte Messer aus Sheffield, bunten Birmingham-Kattun und Glasperlen aus Liverpool – mitgebracht.

»Sind die Buren gute Menschen?« fragt Dingaan. Gardiner zuckt die Schultern. »Du bist ein großer Inkosi«, sagt er, »was hältst du von Männern, die ihrem angestammten Häuptling davonlaufen und es wie Umzigilazi, der Matabele, machen?«

Ein böses Licht glimmt in den Augen Dingaans auf, als der verhaßte Name des Zulu-Deserteurs genannt wird. Ein altes Gesetz seines Stammes erklärt jede Flucht aus dem Machtbereich des Groß-Inkosi als schwerstes Staatsverbrechen. Deshalb mußten der Zulu und sein Mädchen damals nach der Auslieferung durch Gardiner so schrecklich sterben.

»Verräter sind nichts wert!« knurrt Dingaan wütend.

»Ich sage«, fährt Gardiner fort, »diese Buren sind ihrem Herrn, dem mächtigen König Georg von England, davongelaufen. Sie sind Landstreicher und taugen nichts. Heute werden sie mit dir einen Vertrag abschließen und nur wenig Land nehmen, morgen aber wird ihnen alles Land gehören. Wo wirst du deine Rinder weiden, o Dingaan?«

Die Adern an der Stirn des Häuptlings schwellen an. Seine Faust umklammert das Messer, das ihm Gardiner geschenkt hat. »Diese Buren werden nicht viel Land haben!« faucht er, »vielleicht nur soviel, wie sie essen können, wenn sie am Boden liegen und sterben!«

Am 3. Februar 1838 begibt sich Piet Retief, von siebzig seiner Buren begleitet, zum zweitenmal ins Lager Dingaans. Er hat alle Warnungen in den Wind geschlagen und drängt auf den Abschluß des Vertrages.

Der Zulu-Herrscher empfängt seine Gäste freundlich und ruft den Großen Rat der Unterhäuptlinge und der Alten zusammen.

Am 4. Februar unterzeichnen er, seine Häuptlinge und die Buren den Vertrag, der den Buren das gewünschte Land überträgt. Zur Feier des neuen Bündnisses sollen am 6. Februar große Kriegstänze der Zulu-Regimenter stattfinden.

Reverend Owen sitzt am Morgen des 6. Februar mit seiner Familie auf der Veranda, als ihn ein taktmäßiges Dröhnen aus dem Tale aufhorchen läßt. Ein federgeschmücktes Regiment Zulukrieger kommt im Eilschritt die Senke herauf. Wild schwingen die Krieger die Speere und schütteln die Schilde. Während sie, von Staub verhüllt, an der Missionsstation vorüberziehen, rufen sie in ihrer gutturalen Sprache unverständliche Worte zu den Europäern herüber. Ein anwesender Weißer, der Engländer Willy Wood, der der Zulusprache mächtig ist, wird plötzlich bleich und springt auf.

»Ehrwürden«, sagt er, »ich glaube, die Schwarzen wollen die Buren ermorden!«

Jane Williams, die Hausangestellte, beginnt zu weinen. Sie hat das Gefühl, daß etwas Schreckliches bevorsteht. Reverend Owen glaubt nicht an ein Unheil. Wenn Dingaan Verrat plante, hätte er oder Kapitän Gardiner längst Nachricht erhalten.

Am frühen Nachmittag reiten einige Buren vom Kral herüber und werden zu einer Tasse Tee eingeladen.

Conrad Meyer fragt Owen, was er von Dingaan halte. Der Missionar zuckt die Achseln.

»Er ist, wie alle Negerhäuptlinge, nicht zu durchschauen«, sagt er. Mehr zu sagen, wäre gefährlich. Dingaan, der ewig Mißtrauische, würde jedes Wort gegen ihn, jede Warnung vor einer vielleicht gar nicht vorhandenen Gefahr als tödliche Beleidigung empfinden. Dann wären nicht nur Owen und seine Familie der Rache des Häuptlings ausgesetzt, sondern das kaum begonnene Missionswerk würde zusammenbrechen.

Ungewarnt reiten die Buren in den großen Kral zurück.

Um diese Zeit stecken bereits alle Rundhütten rings um das Beratungshaus voller Speerträger. Keiner der Buren ahnt etwas von der Gefahr.

Am Abend, nach Eintritt der Dunkelheit, begibt sich der Zug der siebzig Weißen zum Festplatz. Häuptlinge kommen ihnen entgegen und bitten sie, ihre Gewehre und sonstigen Waffen außerhalb des Tanzplatzes niederzulegen, weil es der Brauch der Zulu

verbiete, daß bei den heiligen Tänzen bewaffnete Gäste zusehen. Auf einen Wink Piet Retiefs werden die Gewehre auf einen Haufen gelegt. Die Bauernpatriarchen gehen waffenlos ihrem unvermeidlichen Schicksal entgegen.

Dingaan und sein federgeschmücktes Gefolge nahen unter dem Jubel der Zulu, alles nimmt im weiten Umkreis Platz. Schon lodern an vielen Stellen der Siedlung hohe Feuerbrände, und die Baumtrommeln, die Fellpauken und Rasseln toben; mit ohrenbetäubendem Lärm nähern sich die Blöcke der speertragenden Regimenter. Aus allen vier Windrichtungen schieben sich die dunklen Massen zum Tanzplatz.

In diesem Augenblick geschieht das Furchtbare: Dingaan springt auf, deutet auf die sorglos auf ihren Matten kauernden Buren und ruft: »Tötet die Zauberer!«

Ein riesiger Tumult entsteht, in wenigen Sekunden sind die Leiber der Buren in einer rasenden scharzen Masse untergegangen. Sie werden im Handumdrehen überwältigt – alle siebzig.

Triumphierend zerren die Zulu die Verratenen unter tosendem Geschrei vor das Dorf auf einen freien Platz und schlagen sie mit Hartholz-Kiris tot.

Kaum eine Stunde später marschieren aus dem Lager Dingaans die »Impi« – die barbarisch geschmückten Zuluregimenter – in Eilmärschen an die Tulaga und zum Blaukranzfluß, wo sich die Buren in einzelnen Gruppen verstreut haben. Im Morgengrauen des 17. Februar fallen die Wilden über die ahnungslosen Männer, Frauen und Kinder her und metzeln nieder, was ihnen in den Weg kommt.

Einundvierzig Männer, sechsundfünfzig Frauen und hundertfünfundachtzig Kinder, dazu über zweihundert farbige Knechte finden den Tod unter den Speeren und Kiris. Eine Nichte Retiefs, Elisabeth Steenkamp, schreibt über die Katastrophe:

»Es war für einen Menschen unerträglich, das entsetzliche Schauspiel am nächsten Morgen zu betrachten. In einem Wagen wurden fünfzig Tote gefunden, und das Blut rann vom Zeltdach bis zum Boden. Der Anblick war derart, daß starke Männer weinten . . .[39]«

Dem Massaker am Blaukranzfluß sind einige junge Buren auf schnellen Pferden entronnen und haben die übrigen Lager rechtzeitig gewarnt. Zum Glück gehörte der geniale Führer der Natalbauern, Gerrit Maritz, nicht der Delegation in Dingaans Lager an. Er übernimmt sogleich das Kommando und läßt die Vortrecker ihre Wagen zu Wagenburgen zusammenfahren.

Mit kaum dreißig waffenfähigen Männern verteidigt Maritz diese Burg aus Dorngesträuch, Planwagen und Menschenleibern gegen den wütenden Ansturm von Tausenden von Zulu, die mit fanatischer Tapferkeit immer wieder in das massierte Gewehrfeuer laufen.

Die Herden der Buren, die am Blaukranzfluß und an der Tulaga gelagert haben, sind verloren, das Land ist erfüllt vom Kriegsruf der Wilden.

Nahe den Bergen versammelt Gerrit Maritz mehr als dreihundert Buren zum Rat. Viele wollen umkehren und den Weg Potgieters nach Transvaal ziehen, sie haben Furcht vor dem »Schwarzen Nero« und seinen Mörderscharen. Wieder sind es auch hier die tapferen Frauen der Buren, die den Ausschlag geben. Susanna Smit erklärt im Namen aller: »Weder Gott noch unsere Männer werden Dingaan ungestraft lassen!«

In der folgenden Abstimmung beschließt die Mehrheit der Versammlung, um die neue Heimat Natal zu kämpfen.

Aber immer noch gibt es Rückschläge. Zwar kommen Pieter Uys aus Oranje und Andries Hendrik Potgieter aus Transvaal mit Reiterscharen zu Hilfe, aber die Uneinigkeit der Kommandanten läßt alle größeren Aktionen im Keim ersticken.

Der neue Gouverneur von Kapland, Admiral Napier, fordert zudem die Auswanderer in einer strengen Proklamation zur Rückkehr auf und droht, Natal durch englische Truppen zu besetzen.

Die Buren bleiben hart und nehmen auch diesen Fehdehandschuh auf. Durch Nachzügler sind sie bis Mitte 1838 in Natal auf sechshundertvierzig Männer, dreitausendzweihundert Frauen und Kinder verstärkt worden. Mit diesem Stamm eines künftigen Volkes wollen sie gegen Dingaan und – wenn es sein muß – auch gegen England streiten.

Da trifft sie der letzte und schwerste Schlag: Am 23. September 1838 stirbt Gerrit Maritz, der Mann, der das Vertrauen aller besaß und der in jeder Lage einen Ausweg wußte.

Doch damit ist auch der Tiefpunkt des Unheils durchschritten. Aus der Menge erhebt sich ein neuer tatkräftiger Anführer in dem neununddreißigjährigen Andries Pretorius, der mit einem kleinen Treck am 2. November in Tugalalager eintrifft. Pretorius nimmt den Feldzug tatkräftig in Angriff. Bei Danskraal läßt er eine riesige Wagenburg formieren und hält einen Feldgottesdienst ab. Es ist Sonntag, der 9. Dezember 1838.

»Wenn wir dies hinter uns gebracht haben, Brüder«, ruft Pretorius den Buren zu, »wenn Gott uns den Sieg über Dingaan verliehen hat, so wollen wir das Gelübde tun, den Tag als Volksfeiertag für alle Zeiten zu halten und am Ort dieses Sieges eine Stadt und eine Kirche zu bauen, die nachfolgenden Geschlechtern von unserer Not und unserem Kampf Zeugnis geben mag!«

Das Gelübde wird von fünfhundert Buren in dem Gottesdienst, den Sarel Celliers abhält, feierlich abgelegt und später durch die Gründung der neuen Stadt Pietermaritzburg (benannt nach Pieter Retief und Gerrit Maritz) erfüllt. In der Vortrecker-Kirche zu Pietermaritzburg feiert seither Südafrika alljährlich seinen »Dingaanstag«.

Am Samstag, dem 15. Dezember, preschen Aufklärer ins Lager am Blutfluß und melden, daß sich ein riesiges Zuluheer rasch nähere.

Andries Pretorius hat für den kommenden Entscheidungskampf gut vorgesorgt. Das Feldlager breitet sich zwischen dem reißenden Blutfluß und einer unzugänglichen Schlucht. In zwei Doppelreihen stehen die festen Ochsenkarren; Räder und Deichseln sind mit Lederriemen, Ketten und Dorngeflecht zu einer undurchdringlichen Mauer zusammengefügt. An den beiden offenen Zugängen drohen zwei kleine, mit Hackblei geladene Kanonen.

In der Nacht herrscht lebhaftes Treiben im Lager. Überall werden Waffen geölt, Bleikugeln gegossen und Charpie gezupft.

Als der 16. Dezember – ein Sonntag – heraufdämmert, sehen die Burenjungen, die hoch auf den Verdecks der Planwagen kauern, in der nebelerfüllten Senke vor dem Lager Reihe um Reihe, unüberschaubar, Tausende von schild- und speertragenden Zulukriegern am Boden hocken. Ein seltsam zwielichtiges Morgenlicht bescheint das phantastische Bild aus gefleckten Schilden, aufgerichteten, befiederten Speeren und schwarzen Gestalten in Fellen und barbarischem Schmuck.

Donnernd rollt ein schrecklicher Ruf über die Erde heran.

Die zehntausend Zulus begrüßen Dingaan, den König und Feldherrn. »Bayete Ndjao!« brüllen sie, »heil dir, o Löwe!«

Auf ein Kommando springen die Krieger auf, schwingen die Speere und heben die Schilde. Man sieht deutlich die straffe Gliederung nach Regimentern und Treffen. Langsam, dann immer schneller werdend, laufen sie gegen die Umwallung der Wagenburg an.

Andries Pretorius steht auf einem Wagenverdeck, alle blicken erwartungsvoll zu ihm empor. Aber Pretorius gibt das Zeichen zum Feuern erst, als man das Weiße in den Augen des Feindes sieht. Von einer Sekunde zur andern speit die Burg Feuer und Rauch, die Kanonen reißen blutige Gassen durch die Zulu-Regimenter.

Stundenlang rennen die Todesentschlossenen an. Endlich erkennt Pretorius, wie sich eine Lücke in der unablässig anrollenden Schlachtfront bildet. Er rafft hundert Mann zusammen, wirft sie auf die Pferde und jagt aus der Wagenburg hervor.

Feuernd und stechend fallen sie in die Flanke der Zulu. Da endlich beginnen die Schwarzen zu weichen, geraten ins Laufen und wälzen sich in wilder Flucht über die zerstampfte Grasebene davon. Mehr als dreihundert tote Krieger bedecken das Feld.

Die Buren haben nur einige Verwundete, einer von ihnen ist Andries Pretorius.

Kurze Zeit später erreicht die Spitze der verfolgenden Burenreiter Umkungunlovo, den »Ort, wo der Elefant trompetet«. Aber die Residenz ist bereits verlassen, Dingaan hat das riesige Dorf mit seinen Mattenhütten angesteckt, es steht in hellen Flammen. Auf dem Mordplatz finden sie die halbverwesten Leichen Piet Retiefs und seiner Begleiter. Retief trägt noch die Tasche mit dem Abtretungsvertrag für Natal.

Mit Dingaans Gewaltherrschaft geht es schnell zu Ende. Eine Weile verteidigt sich der Groß-Inkosi noch in den Uferdikkungen des Umvolosiflusses, doch unter den fortgesetzten Angriffen der Buren zerbricht seine Tyrannei im eigenen Volk.

Es geschieht ihm, wie es Caka geschah. Aus den eigenen Reihen erhebt sich sein Halbbruder Panda, der im Oktober 1839 einen

Bündnisvertrag mit Pretorius eingeht und gemeinsam mit einem Teil der Zulu gegen Dingaan zu Felde zieht.

Bis hinauf ins Swaziland jagen die Zulu ihren Tyrannen. Aber gegen Swaziland hat Dingaan einst grausame Kriege geführt; hier hat er keine Gnade zu erwarten. Dort oben an einer Flußfurt erreicht ihn sein Schicksal. Als er mit wenigen Begleitern den Fluß überqueren will, erkennt ihn ein Swazi und wirft ihm den Speer in den Rücken.

Andries Pretorius aber läßt in der neuen Stadt Pietermaritzburg einundzwanzig Salutschüsse abfeuern und setzt feierlich Panda als neuen König der Zulu ein. Gleichzeitig unterzeichnet Panda einen Vertrag, der der neuen Burenrepublik Natal die rechtliche Grundlage gibt. Der Kampf der Vortrecker ist zu Ende, das Leben des jungen Staates kann seinen Anfang nehmen.

Wandernde Völker

Afrika ist groß . . .

In seinen Steppen und Wäldern, auf Hochflächen und in den Tälern der Flüsse leben Hunderte und Tausende verschiedener Stämme und Völker.

Der riesige Kontinent gleicht einem phantastischen, von der spielerischen Laune des Schicksals mit wirren Ornamenten bedeckten Teppich, an dessen Rändern der weiße Mann und der Araber begonnen haben, die überschaubaren Muster jener politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ordnung zu weben, die man als Geschichte bezeichnet.

Der Schwarze lebt geschichtslos. Nur Märchen und Legenden berichten aus längst entschwundener Vergangenheit. Eine dieser Sagas der Negerüberlieferung ist die Erzählung der Geschicke des Stammes Kokolo und seines Häuptlings Schitwane . . .

Die Kokolo sind eine Gruppe des Sohto-Stamms vom Hauptzweig des Fokeng-Volkes, Verwandte der Xosa, Swazi, Betschuanen, Zulu und Rolong. Sie alle gehören – neben hundert anderen schwarzen Völkern – zu den Bantu. Die Bantu bewohnen den Raum Zentral-, Ost- und Westafrika von der Kamerunbucht bis zu den großen Seen und bis an die Grenzen der Kapkolonie.

Seit die Bantu vor Jahrhunderten ihre Urheimat, die vielleicht an den großen Seen gelegen war verließen, haben sie in fortschreitenden Wanderwellen diesen gewaltigen Teil Afrikas in Besitz genommen. Mitte des 17. Jahrhunderts, fast gleichzeitig mit der Landung der ersten Burensiedler am Kap, sind sie, alle Völker unterjochend, in die Küstenebenen Natals, zum Oranjefluß und an den Rand der Kalahariwüste vorgedrungen. Sie treiben Feldbau primitiver Art, etwas Viehzucht, leben in geschlossenen Siedlungen und gründen Staatswesen mit fließenden Grenzen und ungeschriebenem Gewohnheitsrecht.

Das Land hält die dunkelhäutigen Völker wie Gefangene zwischen düsteren, waldbedeckten Gebirgen, endlosen, graubraunen Steppen, ungebändigten Strömen, Morasten und glühend heißem Veldt. Aus dampfendem Dschungel, brodelnden Sümpfen, staubigen Ebenen und aus den von überraschenden Regengüssen aufgepeitschten Strömen steigen gleich mordgierigen Gespenstern die gefürchteten Krankheiten auf: Pest, Cholera, Pilzkrankheiten, Malaria, Dysenterie und Typhus. Darmparasiten, Würmer, Mikroben aller Art peinigen die Menschen, und ringsum droht die Wildnis mit all ihren Schrecken, mit Schlangen und Skorpionen, todgefährlichen Büffeln, blutgierigen Leoparden und oft zornrasenden, felderzerstampfenden Elefanten.

Das Leben ist unter brennendem Steppenhimmel und im schwülen Dämmerlicht der Urwälder von vielfältiger Magie umfangen. Alles wird zur tieferen Bedeutung, zu Vorzeichen, Beschwörung, teuflischem Spuk und dämonischer Wirkung. Auf den Dorfplätzen, zwischen den mit Strohmatten gedeckten Kegelhütten, tanzen die Zauberpriester in grausigen Masken. Durch die Wälder rollt der dumpfe Ton der »Lokoli«, der Baumtrommeln; um flackernde Lagerfeuer schließt sich der Kreis zum endlosen Palaver. Tage- und nächtelang kauern die Männer schwatzend, trinkend, essend im Ring der Beratung und reden sich die Herzen heiß von allerhand Zauber, von Krieg, Raub, Mord und Tod.

Die zuhörenden Mütter vergessen ihre Säuglinge zu nähren, stopfen ihnen nur gelegentlich die schreienden Münder mit Hirsebrei, säuerlichem Brot oder angegorener Milch. Ist es ein Wunder, daß von hundert Kindern siebzig im ersten Jahr sterben?

Doch die Geburten sind in den Dörfern der Bantu häufig genug, dem allgewaltigen Tod die Waage zu halten. Seit Jahrhunderten

existieren die Bantuvölker trotz Krankheiten, endlosen Stammesfehden und Hungersnöten.

Von all den zahlreichen Feinden die furchtbarsten sind sich die schwarzen Menschen selber, denn sie glauben zutiefst an die unerschütterliche Majestät des gewaltsamen Todes, und für mächtig und groß gilt ihnen nur, wer viele Leben auszulöschen vermag.

Das ist die höchste Würde des Häuptlings – der Tod der Geringen!

»Der Häuptling ist mehr als nur der Kreisvorsteher; er ist in der von magischen Vorstellungen durchtränkten Welt des Heidentums der Stamm selber. Von seinem Wohlergehen hängt das Dasein des ganzen Stammes ab. Seine Entschlüsse sind auf magische Weise Entschlüsse des ganzen Stammes; ihnen zu widerstreben, heißt, sich gegen den eigenen Leib kehren . . .[40]«

Als Caka, der Schlächter, der Bruder Dingaans, seine Mutter verlor, strömten die Zulu aus allen Dörfern vor Cakas Kral zusammen, ihn auf ihre Weise zu trösten. Zehntausende hockten in riesigen Kreisen vor den Kugelhütten, wehklagten, wiegten die Oberkörper im Takt und beschmierten die Gesichter mit weißer Holzasche. Am dritten Tag begannen sie sich gegenseitig mit Keulen aus Hartholz totzuschlagen, bis an die achttausend tot am Boden lagen. Die Überlebenden aber rissen Hunderten von Kälbern bei lebendigem Leib die Bäuche auf, so daß die Mutterkühe mit ihrem Klageruf die Nächte erfüllten. Caka befahl, daß im Reich der Zulu ein Jahr lang alle Milch vergossen werden sollte, weil er die Mutter verloren hatte, die ihn gesäugt hatte, und Tausende von kleinen Kindern starben.

Schmerz der Menschen und Tiere sollte Caka dazu verhelfen, daß er nicht allein die Wunde fühlte, einen Menschen verloren zu haben, der seinem Herzen nahestand.

Caka war ein sehr großer Häuptling, die Länder zitterten ringsum vor seinem Namen, und zahlreiche Stämme beugten sich vor ihm, weil er es verstand, den Tod mit vollen Händen zu geben.

Damals zogen die Zuluregimenter in speerstarrenden Blöcken, mit weißen Federkronen, grell bemalt und mit fellbezogenen Schilden durch die Länder. Ihr donnernder Schlachtruf »Bayete Ndjao!« – »Heil, o Löwe!« – erschütterte Gebirge und Ebenen.

Sie mordeten, was ihnen in den Weg kam, Zehntausende starben unter ihren Speeren und Keulen. Sie fielen gleich Heuschreckenschwärmen über die Dörfer ihrer Nachbarn und Verwandten, fraßen sie leer und führten die Frauen und Knaben als Sklaven heim.

Auch die Unterführer Cakas, die Kommandeure der »Impis« und die Feldherrn ausgesandter Heerhaufen, bekamen die schauerliche Größe des Königs zu spüren. Eine Niederlage, der Anschein des Schwankens im unbedingten Gehorsam genügten, daß Unterhäuptlinge und ganze Regimenter dem Tode verfielen.

Der Tod ist groß in Afrika . . .

Wenn einer dem Bereich des Sterbens entfloh wie der Feldherr Umziligazi, der mit seinem Heer von Zulukriegern über die Drakensberge hinüberzog in das Land, das jetzt Transvaal genannt wird, wurde auch er ein grausamer Todbringer. Umziligazi mordete das riesenweite Land der Weiden, sanften Höhen und grünen Flußufer aus, bis er auf die weißen Männer, die Buren, stieß, die Donner und Blitz aus eisernen Rohren verschickten und ihn bei seiner Hauptstadt Mosega schlugen.

Umziligazi führte seinen abermals entwurzelten Stamm gen Norden und gründete zwischen dem Sambesistrom und dem Limpopostrom ein mächtiges Reich, nachdem er die Ureinwohner, die Schona, Karanga, Nika und andere Stämme, unterworfen hatte.

Auch die Swazi flohen vor Cakas Mordgier in die Gebirge nördlich von Natal, bauten dort steinerne Ringburgen zum Schutz gegen die Rache der Zulu und lebten unter dem Häuptling Sobuza als fester, militärisch organisierter Staat.

Westlich von Natal, jenseits der Drakensberge, lagen die Wohnsitze der Sotho-Leute, welche auch Betschuanen hießen. Als die Zulu unter Caka und unter Dingaan auch die Gebirgspässe berannten, als von Norden her die Horden Umziligazis ins Land fielen, entstand unter den Sotho Unruhe, und einige besonders gefährdete Unterstämme begannen die Dörfer zu verlassen, ihr Vieh zusammenzutreiben und mit Weibern und Kindern westwärts zu fliehen.

Einer dieser Stämme waren die Kwena unter ihrem Häuptling Secele. Die Kwenas wiederum gehörten zu dem Hauptstamm der Rolong. Ein Teil der Rolong wanderte quer durch das heiße Veldt bis zum Ngami-See und gründete dort einen neuen Staat;

denn das Land war menschenleer, wenn man von den nomadisierenden Buschmännern absah.

Häuptling Secele blieb mit den Kwena in den Kuruman-Bergen, die nördlich vom Oranjestrom wie gewaltige Schiffsbüge in die Steppe ragen, und ließ seinen Stamm in der herrenlosen Weite siedeln. Das Land mit seinen wasserreichen Tälern war fruchtbar, Herden von Impalas, Onyx-Antilopen, Gnus und Zebras zogen durch die Savannenlandschaft. In den Wäldern lebte der Kudu mit seinem gewellten Gehörn, draußen im heißen, von mannshohem, hartem Steppengras bedeckten Veldt standen die Giraffen unter den Schirmakazien und brüllte in den Nächten der Löwe.

Die Kwena begannen nach Zuluart runde Steinmauern von Mannshöhe zu errichten und auf ihnen das kuppelförmige Geflecht der Gerüstzweige zu wölben, das mit Hartgras zu dichten Dächern verwoben wurde. Kleine Äcker mit Hirse, Hafer und Hülsenfrüchten entstanden hinter den Dornhecken, die sie vor dem Wüten der Elefanten schützen sollten, und auf dem weiten Veldt weideten die mageren Rinder und Schafe, die Ziegen und Hühner der Kwena.

Eines Tages wurde der alte Häuptling Secele von seinen Ratgebern ermordet; denn Leben und Tod stehen nahe beieinander in diesem heißen Land. Irgendein altes Weib hatte schwere Träume gehabt, einem grauhaarigen Dorfältesten waren nachts sehr große Ju-Jus, Dämonen, erschienen, der Mond hatte einen bösen Ring, und eine Rinderherde war von der Pest befallen worden. Die Zeichen verlangten eindeutig, daß der Häuptling sterben sollte, und so starb er, während die Ratgeber ihre Speere in sein Blut tauchten.

Der Stamm der Kwena spaltete sich nach diesem Ereignis in zwei Lager. Die einen hielten zum ältesten Häuptlingssohn, der ebenfalls Secele hieß, weil nur ein Mann aus dem magischen Blut der Häuptlinge in der Lage sein konnte, die bösen Geister in Schach zu halten und die geheimnisvollen Mächte des Himmels und der Erde zu besänftigen. Andere wieder meinten, auch sie besäßen sehr große Zauberkraft. Da rief der junge Secele einen Verwandten ins Land von Kuruman, damit er Schiedsrichter sei. Dieser Verwandte hieß Sebitwane, er war der Anführer der Kololo, von denen die überlieferte Negerlegende berichtet.

Sebitwane war ein geborener Volksführer. Schon im Alter von zwanzig Jahren hatte er es zum Befehlshaber eines Impi, eines der furchtbaren Zuluregimenter unter Caka, gebracht, war aber ähnlich wie Umziligazi und andere Feldherrn mitsamt seiner Gruppe von dreißigtausend Kriegern aus dem Sotho-Stamme, der sich nun Kololo nannte, dem Machtbereich des großen Schlächters entkommen und über die Drakensberge gewandert. Auch die Kololo suchten eine neue Heimat. Doch wohin sie sich auch wandten, fanden sie nur Gefahren, Kriege und neue Schrecken.

Eine Weile flohen sie vor den wütenden Scharen Umziligazis, die damals die Länder Transvaals unsicher machten; dann kamen sie im Südwesten in den Bereich der Griqua-Hottentotten, die von dem christlichen Häuptling Andries Waterboer geführt wurden. Die Griqua waren im Besitz von Gewehren und deshalb sehr gefürchtet. Sie drängten die Kololo wieder nordwärts ab.

Schon zeigten sich bedenklich Anzeichen der beginnenden Stammesauflösung. Kleine Gruppen – Clans verwandter Familien – spalteten sich ab, verließen bei Nacht und Nebel das Volk und wanderten auf eigene Faust weiter. Was aber ist ein Mensch, eine Familie oder Sippe ohne die Geborgenheit des Stammes? Ein verlorenes Nichts inmitten des Unheimlichen!

Späher der Kololo waren ins Oranjeland und nach Transvaal gekommen. Was sie von dort an Nachrichten mitbrachten, war verwirrend und bedrohlich. Jene weißen Männer, die aus der Kapkolonie fortgezogen waren, weil sie nicht länger ihrem Häuptling in England dienen wollten, und mit riesigen Viehherden, Ochsenkarren und all ihren Weibern, Kindern und Besitztümern nordwärts wanderten, hätten die schrecklichen Matabele des Umziligazi besiegt und aus dem Lande Transvaal verjagt. Andere seien ins Zululand Natal hinübergezogen. Dort sei es zu Mord und Kampf mit Dingaan, dem Nachfolger Cakas, gekommen, doch am Ende hätten die Gewehre gesiegt. Dingaan sei tot, und die Buren besäßen das Land, gründeten Städte und Farmen und breiteten sich weiter aus.

Wohin die Späher der Kololo auch gekommen waren, überall fanden sie die geschälten Pflöcke des weißen Mannes ins Veldt getrieben, und ein Bur mit geladenem Gewehr kam geritten und sagte: »Zieht weiter, denn dies alles, das Land von Horizont zu Horizont, gehört mir und meinen Söhnen.«

Wohin sollten die Kololo nun gehen?

Da kam der Hilferuf aus den Bergen von Kuruman, die Aufforderung des jungen Häuptlings Secele, das Schiedsrichteramt im Kampf um den Häuptlingssitz zu übernehmen. Unverweilt rückten die Kololo mit zehntausend Kriegern, eine enggeschlossene, speerstarrende Masse, singend von den Griquabergen zu Tal. Die Erde bebte unter ihrem Gestampf, die Affenfelltrommeln dröhnten, die Federbüsche wehten im heißen Wind der Savannen.

Als die Empörer in Kuruman das Nahen der Kololo erfuhren, besannen sie sich und sprachen: Wir haben uns getäuscht! Der Zauber unseres Häuptlings Secele ist doch der stärkere; die Ju-Jus, die mächtigen Geister, wünschen, daß wir Secele gehorchen und die nach unseren Äckern hungrigen Kololo bald wieder aus unserem Lande bringen.

So ward Friede im Lande Kuruman, die Kololo und ihr Häuptling Sebitwane empfingen viele Geschenke. Ochsen wurden geschlachtet, die Palaverfeuer flammten in den Nächten, man hörte wunderbare und sehr geheimnisvolle Reden, auch tanzten die jungen Mädchen, die alten Weiber brauten Gerstenbier, und die jungen Krieger führten den großen Kriegstanz auf.

Mit zahlreichen Geschenken an Rindern, Schafen und neuen Speerblättern vermochten die Kwena die Kololo endlich zu überreden, daß sie wieder aufbrachen und über das Veldt nordwärts wanderten.

Das Volk strömte wieder langsam und lustlos über die dürre Grassteppe. Manchmal verharrte es irgendwo längere Zeit, jagte Gazellen und Antilopen, weidete seine Herden und brach eines Tages, wenn ein Zauber es befahl, zu neuer Wanderung auf. Nirgendwo gab es den Frieden einer Heimat . . .

Auf Flößen überquerten die Kololo den Oberlauf des Molopoflusses, überwanden mühsam und unter Verlust vieler Rinder die Durststrecke der östlichen Kalahari-Wüste, kämpften mit zahlreichen Stämmen, die diese Gegend besiedelten und die Furcht hatten, ihre spärlichen Weidegründe zu verlieren. Endlich, nach mehr als einem Jahr, standen die Kololo nahe dem Limpopostrom, wo das Land fruchtbar wird. Doch gehörten die Wälder und Steppen am Strom bereits zum Bereich der von den Buren aus Transvaal geflohenen Matabele. Der große Umziligazi kam auch so-

gleich mit einem schlachtgeübten Heer heranmarschiert. Es kam zu gewaltigen Kämpfen inmitten der schweigenden Grassteppen und Uferwälder. Tausende fanden den Tod unter Keulen, Speeren und Pfeilen, die Geier und Hyänen hatten fette Tage, und viele Frauen weinten um ihre gefallenen Männer.

Als die Reihen der Matabele bereits anfingen zu wanken, geschah es, daß ein Zauberer im Lager des Häuptlings Sebitwane einen Traum hatte, der ihm befahl, das Volk sofort nach Nordosten zu führen.

Wieder trieb der Staub über die wandernden Viehherden der Kololo, unendlich weit war der Pfad, der sie durch Savannen, Steppen, Wälder und Salzwüsten führte.

In langen Kämpfen unterwarfen sie das im Mittellauf des Sambesi gelegene Reich der Lozi – eines von Osthamiten überwanderten Bantustammes.

Die verfolgenden Matabele schüttelte Sebitwane noch vor der zwanzig Tagereisen währenden Durchquerung der Salzpfanne ab. Er ließ einen Teil der Ochsen schlachten, sie füllten die Häute mit Wasser und luden sie auf die Rücken der übriggebliebenen Rinder. So ausgerüstet, wagten sich die Kololo in die wasserlose Wüstenzone und überwanden sie.

Am Sambesi besiegte Sebitwane die ansässigen Stämme, erhob seine Unterhäuptlinge zu Herren der Dörfer und gründete ein mächtiges Reich. Lingyanti am Cobefluß wurde der Hauptkral des neuen Königs – das Volk hatte endlich eine Heimat gefunden.

Dieser sagenhafte Bericht über eine Wirrnis von Wanderungen, Morden, Kämpfen und Staatsgründungen des Stammes der Kololo und ihres Häuptlings Sebitwane ist nur eine von tausend ähnlichen Geschichten, die zusammen das über Jahrhunderte und Jahrtausende hinziehende Geflecht afrikanischer Völkerschicksale ausmachen. Historie im weltgeschichtlichen Sinne gibt es in Afrika nicht.

Die Geschichte ist von außen an Afrika herangetreten, durch Berührung mit der Welt der Weißen. Denn um diese Zeit hat Europa bereits den Ruf seiner dunklen Schwester Afrika vernommen und ist bereit, ihm zu folgen.

ANHANG *Anmerkungen*
Begriffserklärungen · Zeittafel · Historische Karten
Quellen und Literatur · Quellenangabe der Bilder
Personen- und Sachregister

Anmerkungen

Zu Ferner Strand Afrika

1 Aus einem Papyrus um 2700 v. Chr. – 2 Bericht des phönikischen Priesters Sanchunathon – 3 Aus dem Alten Testament, »Buch der Könige« – 4 Nach Erzählungen des Hofsängers von Kaffa berichtet von O. Bieber, »Geheimnisvolles Kaffa« (Wien 1948) – 5, 6, 7, 8 und 9 Aus Bieber (vgl. Anm. 4) – 10 Aus den Berichten des Malfante vom Jahre 1450 (Staatsarchiv Genua) – 11, 12, 13 Aus Jean Gabus, »Die drei Gesichter Afrikas« (Olten 1949) – 14 Aus Ibn Batuta, »Reisen des I. B.« (hrsg. von Defrémery u. Sanguinetti, Paris 1854) – 15 Urkunde aus dem Jahre 1485 (zit. nach der Übertragung von Norbert Jacques) – 16 Aus Antonio Galvano (Lissabon 1563) – 17 Aus Egharevba, »A short history of Benin« (Langros 1936) – 18a Le Hérisse, »L'ancien Royaume de Dahomey« (Paris 1911) – 18b Zit. n. Fred Schmidt, »Sklavenfahrer und Kuliklipper« (Berlin 1938) – 19 Aus dem Bericht des Covilhão (Lissabon 1493, Zit. n. Wallengren, Kopenhagen 1928) – 20 Aus dem Bericht des Covilhão – 21 Aus der Chronik des Sousa (zit. b. Theal, »The beginning of Southafrican history«, London 1902) – 22 Abgedruckt bei Godée-Molsbergen, »Zuid-Africas Geskiedenis in Beeld« (Amsterdam 1913) – 23 Das Folgende nach »Dagverhaal v. Riebeeck 1652 bis 1662« (Utrecht 1884/93 u. auszugsweise München 1936) – 24 Das Folgende nach E. Moritz, »Die Deutschen am Kap« (Freiburg 1936) – 25 Zit. n. O. Hintrager, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – 26 Zit. n. Godée-Molsbergen, »De Stichter van Hollands Zuid-Africa Jan van Riebeeck« – 27 Zit. b. O. Hintrager, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – 28 Aus der Veröffentlichung der Riebeeck Society (Kapstadt 1918) – 29 Zit. b. O. Hintrager, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – 30 Zit. b. Dr. Gie, »Geskiedenis van Suidafrika« (Stellenbosch 1928) – 31 u. 32 Zit. b. O. Hintrager (s. Anm. 29) – 33 Zit. n. G. Preller, »Voortrekkermense« (Kapstadt 1938) – 34 Das Folgende nach Potgieter an Theunissen »Kommandant General Potgieter« (Stellenbosch 1936) – 35 Das Folgende nach O. Hintrager u. James Bryce, »Bilder aus Südafrika«, ferner nach Leibbrandt, »The rebellion of 1815« (Kapstadt 1902) – 36 Zit. n. O. Hintrager – 37 Das Folgende nach O. Hintrager – 38 Nach G. Preller, »Andries Pretorius« (Pretoria 1937) – 39 Zit. n. O. Hintrager – 40 Aus A. E. Johann, »Groß ist Afrika«.

Begriffserklärungen

Zu Ferner Strand Afrika

Africa Society, wurde 1788 in London als Institut zur Erforschung Afrikas gegründet; ihr vollständiger Name lautet »Association for promsting the discovery of the interior of Africa«. 1830 ging aus ihr die berühmte Londoner »Geographische Gesellschaft« hervor. 1873 wurde die »Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas« in Berlin gegründet.

Afrikaans oder Kapholländisch, neben Englisch Amtssprache der Südafrikanischen Union, Sprache der Buren, gebildet aus einem altertümlichen Holländisch und englischen, niederdeutschen und französischen Sprachelementen; mit reicher Literatur.

Aghal (arab.), Kopfschleier mit buntem Stirnband, den die Araber zum Schutz gegen die Sonnenbestrahlung tragen.

Bantu, Negerbevölkerung im Süden des afrikanischen Kontinents mit gemeinsamer Sprachgrundlage, aber rassisch und kulturell unterschieden; Ackerbauer und Viehzüchter.

Berber (arab.), bedeutet soviel wie »Weideleute«. Die B. nennen sich selbst »Schilah« oder »Tamazigt«. Die Griechen und Römer nannten sie »Nomades« oder »Numidies«; unser Begriff »Nomaden« ist von dem römischen Wort abgeleitet. Die B. sind Hamiten, doch haben sie sich seit der Antike mit zahlreichen fremden Völkern vermischt.

Buren (niederländisch Boers, Boeren = Bauern); ursprünglich Bezeichnung für die Kolonisten niederländischer Abkunft, heute die niederländisch-deutsch-französische Bevölkerung Südafrikas mit ausgeprägter niederdeutscher Eigenart.

Charpie (franz.), zerzupftes Leinen oder watteartig gebauschte Wollfäden, die als blutstillende Auflage für Wunden verwendet wurden.

Delta (griech.), der griechische Buchstabe D wird in Form eines Dreiecks geschrieben; deshalb nennt man das dreiecksförmige Mündungsgebiet eines Stromes, in dem sich die Mündungsarme gabeln, ein Delta.

Demotisch (griech.-ägypt.), seit dem 8. Jh. v. Chr. jüngste Form der altägyptischen Hieroglyphenschrift, flüssiger, mit vielen Kürzungen, Urkunden- und Literaturschrift, jedoch selten auf Stein. Vorläufer ist die (s.) hieratische Form.

Dhau (arab.), bis zu 200 Tonnen große arabische Fluß- und Hochseeboote mit Rahtakelung.

Dschinn oder Djinn (arab.), Dämon, böser Geist.

Fetisch (vom portug. »feitiço«), alle zu Zauberei verwendeten und für heilig gehaltenen Gegenstände primitiver Religionen in Afrika.

Hadschi, Hadji (arab.), Pilger; als H. darf sich jeder Mohammedaner bezeichnen, der einmal als Wallfahrer die heiligen Stätten Mekkas besucht hat. Im Sudan trägt der H. als Kennzeichen meist ein grünes Band am Turban, Fez oder Tarbusch; in Ostafrika einen roten Wulst um den Tarbusch.

Heemrade (ndld.), Heimrat oder Bezirksrat, ein politisches Amt, das 1682 durch den Politischen Rat der Kapkolonie eingeführt und zuerst an vier Bürger von Stellenbosch vergeben wurde. Unter den vier ersten Heemraden Südafrikas waren drei Deutsche (Henning Hüsing, Hans Jürgen Grimp und Hendrik Elberts).

Heeren Seventien (ndld.), die »Herren Siebzehn«, das aus siebzehn Personen bestehende und zu Amsterdam residierende Direktorium der Niederländisch-Ostindischen Kompanie.

Hieratisch (griech.-ägypt.), Bezeichnung für eine besondere Schreibweise der ägyptischen Hieroglyphen, wie sie durch Holz und Papyrus bedingt ist, kursiver, flüchtiger, unter Verwischung der ursprünglichen Bilderformen (Buchschrift gegenüber der Denkmalschrift, bis etwa ins 7. Jh. n. Chr., später noch für religiöse Texte [s. Demotisch]).

Hottentotten (ndld.), »Stotterer«, so wurden wegen der Schnalzlaute ihrer Sprache von den Holländern die Ureinwohner des Kaplandes genannt. Sie und die Buschmänner bilden eine streng von den Negern zu unterscheidende Urrasse. Von ihrer Herkunft ist wenig bekannt, sicher scheint lediglich, daß die H. früher weit im Norden gesessen, aber durch die wandernden (s.) Bantu nach Süden abgedrängt wurden. Sie selber bezeichnen sich als »Khoi-Khoin«, was soviel wie »Menschen der Menschen« bedeutet.

Ju-ju (Dahomey-Dialekt), Zauberdinge, magische Instrumente, auch in der Bedeutung von kleinen Geistern oder Dämonen.

Kaffern (v. arab. Kafir, Ungläubiger), zur großen Bantugruppe gehörendes Negervolk im Südosten Afrikas; Ackerbauer und Viehzüchter, sehr kriegerisch.

Karavelle, Schiffstyp, der im 15. bis 16. Jahrhundert von den seefahrenden europäischen Nationen viel benutzt wurde; Kolumbus und Vasco da Gama fuhren auf K.; meist Dreimaster mit Klinkerbeplankung, hohem Bug und Hinterkastellaufbauten.

Kaurimuscheln (Schlangenköpfchen), 1 bis 2,5 cm große, gelblich-weiße Porzellanschneckenmuscheln, die bei den primitiven Völkern Afrikas und eines Teiles von Indien als Münzen verwendet wurden.

Kiri (Bantusprache), Hartholzkeule, Waffe der Bantuvölker Südafrikas.

Kopten (griech., aus Ägypt.), Bezeichnung für die z. T. heute noch lebenden christlichen Nachkommen der Alt-Ägypter mit reich ausgebildeter religiöser Literatur (seit dem 3. Jh. n. Chr.), und eigener, vom Ägyptischen abweichender, griechisch beeinflußter Schrift und Sprache.

Landdrost (ndld.), Bezirksamtmann eines südafrikanischen Distrikts.

Monophysiten (griech.), die Anhänger des Eutyches, der im 4. Jh. die Lehre von der »einen Natur Christi« aufstellte; die (s.) Kopten sind M.

Negus Negesti (altäthiopisch), König der Könige, Titel des abessinischen Herrschers.

Nomaden, s. Berber.

Pad (ndld.), Bezeichnung für den Pfad, Trampelweg bzw. Fahrweg, der bei der Kolonisierung Südafrikas meist aus alten Tierwechseln entstand.

Palaver (aus portug. palavra, Sprache), Bezeichnung für die wortreichen Ratsversammlungen der Neger Afrikas, besonders in Gegenwart von Weißen; auch »Gefasel«, »Geschwätz«.

Philanthropen (griech.), Menschenfreunde; die Ph. bildeten vor allem im 18. Jh. zahlreiche Gesellschaften zum Zwecke der Aufklärung oder der Verbreitung humanitären Fortschritts, besonders aber der verbesserten Jugenderziehung; pilanthropische Gesellschaften widmeten sich auch der Bekämpfung des Sklavenhandels.

Puritaner, Anhänger der streng calvinistischen Glaubensrichtung in England im 17. Jh., im Gegensatz zur anglikanischen Staatskirche.

Pygmäen (griech., »Fäustlinge«), bei Homer ein sagenhaftes Zwergengeschlecht an den Ufern des Okeanos; Zwergvölker in Afrika, auf den Philippinen und in Neuguinea. Wahrscheinlich gemeinsame Urheimat, primitiv als Sammler und Jäger lebend; Größe rd. 1,25 bis 1,50 m.

Ras (arab. Spitze); der abessinische Fürst; auch Vorgebirge, Kap.

Sklaverei; sie bestand in den verschiedensten Formen in allen zivilisierten Ländern. Negersklaven gab es bereits im Altertum; sie galten als besondere Attraktionen

der Sklavenmärkte in Griechenland, Rom und im Vorderen Orient und standen wegen ihrer Seltenheit hoch im Kurs. Seit der Zeit der arabischen Eroberung (7./8. Jh.) bis ins 19. Jh. wurden der Sudan und Zentralafrika die Jagddomänen der arabischen S.-Händler. 1434 sollen bereits in Lissabon Neger als Sklaven verkauft worden sein. Nach dem Protest des Bischofs Las Casas (s. »Geschichte Amerikas« v. O. Zierer, Bd. I) gegen die Ausrottung und Ausbeutung der schweren Arbeiten nicht gewachsenen Indios gab Karl V. 1517 ein Privilegium für die jährliche Einfuhr von viertausend Negersklaven nach Amerika. Dieser »Assiento-Handel« wurde in Form von Einfuhr-Lizenzen an verschiedene Nationen vergeben. Stimmen gegen die Negersklaverei erhoben sich von kirchlicher Seite, von seiten der Quäker und seit 1788 besonders durch William Wilberforce. Überall entstanden »Abolitions-Gesellschaften«. 1807 wurde durch Parlamentsbeschluß der Negerhandel im englischen Bereich verboten. Im gleichen Jahr verboten auch die USA den Überseehandel mit Negern. 1814 bis 1816 folgten Frankreich, Spanien und Portugal dem Beispiel der angloamerikanischen Staaten. 1830 gab die englische Regierung die Kronsklaven frei, 1833 wurde die völlige Emanzipation der Sklaven im englischen Empire verkündet. 1848 wurde in allen französischen Kolonien die Sklaverei abgeschafft. 1863 erzwang der Sezessionskrieg die Aufhebung der S. in den USA. Bis 1890 war die S. auf dem amerikanischen Kontinent (Brasilien, Haiti, Kuba) beseitigt. In Afrika selbst waren die deutschen, englischen und französischen Bestrebungen, die S. zu unterbinden, von Erfolg begleitet. Reste des Sklavenhandels gibt es, besonders in arabischen Ländern, noch heute.

Zeittafel

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
um 3000 v. Chr. unter Pharao Sahure (5. Dynastie) vermutlich Beginn der Puntfahrt	Jungsteinzeitkultur. Frühminoische Zeit Kretas
um 2300 Grab des Knemhotep, der in Punt war	um 2500–1900 Große Indogermanische Wanderung. Kulturstufe der Bandkeramik
um 1650 Beginn der Unterwanderung Ägyptens durch die Hyksos-Beduinen	
1479–1457 Pharaonin Hatschepsut 1471–1468 Puntfahrt des Tehuti	
1157 Ramses III. †	um 1200 Mykenische Griechen ziehen gegen Troja
ab 1112 Tiglat-Pileser I. von Assyrien errichtet Großreich	8. Jh. Homer und Hesiod
etwa 963–925 König Salomon v. Israel. Fahrt nach Ophir	
um 900 sagenhafter erster König von Abessinien Menelik I.	
740–710 König Pianchi von Nubien; herrscht seit 725 in Ägypten	
671 Assurhaddon von Assyrien in Ägypten	
668 Tanut Amon, König in Nubien. Wanderung der Kaffitschos nach Äthiopien (sagenhaft)	um 660 Gründung von Byzanz
609–594 Pharao Necho II. Kanal Nil–Rotes Meer; befiehlt Afrika-Umseglung	594 Solons Gesetzgebung in Athen
um 460 Karthager unter Hanno segeln nach Kamerun	um 500 Demokratie in Athen und Republik in Rom – um 499–29 Perikleisches Zeitalter
um 450 Herodot weilt in Ägypten	
332 Alexander d. Gr. in Ägypten; Gründung von Alexandria	
um 240 Eratosthenes in Alexandrien und Assuan (Syene)	241 Ende des 1. Punischen Krieges
bis 47 Cäsars ägypt. Expedition; vorwiegend griechischer Einfluß in Ägypten	44 Cäsars Ermordung

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
25 Augustus Octavian schickt Aelius Gallus in den Ostsudan	30 v. bis 14. n. Chr. Kaiser Augustus-Octavian
19 Cornelius Balbus in der Sahara	
41/42 n. Chr. Suetonius Paulus im Atlasgebirge	Julisch-Claudische Kaiser
60 Zwei Centurionen in Ostafrika	
193–211 Septimius Severus, »der Afrikaner«, Cäsar Roms	Zeit der Soldatenkaiser
429 Geiserich führt die Vandalen nach Nordafrika	
um 525 König Kaleb in Aksum Abessinien; Einführung des monophysitischen Christentums	375 Beginn der Völkerwanderung
	476 Ende des Weströmischen Reiches
534–535 Belisar besiegt die Vandalen	527–65 Kaiser Justinian I.
570 Krieg der Elefanten in Arabien	ab 568 Langobardenreich in Italien
ab 640 Eroberung Ägyptens durch die Araber	
646 Präfekt Gregorius unterliegt den Arabern bei Tripolis	650 Ende des Großbulgarischen Reiches
652 Nubiens Hauptstadt Dongola von Arabern erobert	
bis 712 ganz Nordafrika vom Islam erobert – Beginn der Durchdringung des Sudan	
um 770 Reich Ghana durch Berber gegründet (Westsudan)	800 Karl der Große wird Kaiser
953 Araber in Sofala; sie setzen sich in Ostafrika fest	962 Kaiserkrönung Ottos I. des Großen
1130–1166 Edrisis Reisen in Nord- und Ostafrika	
1123 Gesandtschaft Papst Calixtus' II. in Abessinien	1091–1153 Bernhard von Clairvaux
um 1290 Hauptstadt Aksum in Abessinien wird aufgegeben; zweite Wanderung der Kaffitschos	1291 Ende der Kreuzzüge
14./15. Jahrhundert Beginn der Südwanderung der Bantuvölker	1338 Kurverein zu Rhense

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1312–1337 Blüte des Reiches Mali unter Musa-Mali	
1333 Timbuktu wird von den Mosi erobert	1348–1352 Schwarzer Tod in Europa
1352 Ibn Batuta in Mali (West-Sudan)	1414–18 Konzil von Konstanz
1418 Heinrich d. Seefahrer gründet Schule von Sagres	1431 Jungfrau von Orleans †
1434 Gil Eannes bei Kap Blanco und Kap Bojador	
1445 Tristão bei Kap Verde	
1446 Entdeckung des Senegal	
1450 Malfante aus Genua in Timbuktu	um 1450 Buchdruck erfunden. Blüte des Humanismus
1456 Cadamosto am Gambia	
1457 Usodimare in Cantor	
1460 Heinrich der Seefahrer †	
1468 Beginn der Angriffe der Songhais gegen Mali (West-Sudan)	1469–92 Zeitalter des Lorenzo von Medici
1484 Diego Cao erbaut Fort Elmina; Kongomündung entdeckt	ab 1481 Beendigung der arabischen Herrschaft auf der Pyrenäen-Halbinsel
1485 Diego Cao und Martin Behaim an der Walfischbai	
1488 Bartholomëu Diaz am Kap der Guten Hoffnung	
1487 Affonso d'Aveira in Benin	
1489 Gesandtschaft des Königs von Kongo in Lissabon	
1490 Pedro da Covilhao in Ostafrika	
1490 Missionsgesellschaft am Kongo; Gründung von San Salvador	1492 Kolumbus entdeckt Amerika
1496 Covilhao in Gondar	1493–1503 Krieg Venedig–Türkei
1498 Vasco da Gama fährt über Ostafrika nach Indien	
1503 Antonia da Saldanha entdeckt Tafelbai	
1505 Niederlassung der Portugiesen in Sofala	

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1510 Francisco d'Almeida von Hottentotten am Tafelberg getötet	
1520 portugiesische Gesandtschaft in Gondar festgehalten	1519–22 Magellan umsegelt die Erde
	1519–56 Karl V.
1524 Aden und Ormuz portugiesisch	1520–66 Sultan Soliman der Prächtige
1524–42 Mohammed Granye in Harrar; Kämpfe der Gallas in Abessinien	1524–25 Deutscher Bauernkrieg
1525–43 Kaiser Lebna Dengel in Abessinien im Kampf mit Islam und Gallas. Portugiesen landen	
1540 Christoph de Gama in Abessinien	
1541 Sebastian da Gama in Suez	
1541 Kongokönig Alfonso I. †	1541 Feldzug Karls V. gegen Algier
1552 Die »St. Johannes« scheitert an der Küste von Kaffraria	1556–1598 Philipp II. von Spanien
1562 John Hawkins in Sierra Leone	
1581 Francis Drake umschifft das Kap	1603 Elisabeth von England †
1642 Brandenburgische Faktorei an der Guineaküste (bis 1720)	1642 Kardinal Richelieu †
1651 Englische »Company of Royal Adventures« in Sierra Leone	1648 Westfälischer Friede
1652 van Riebeeck gründet Kapkolonie	
1657 Erste Freibürger am Kap	
1658 Erste Sklaveneinfuhr	
1660–70 Xosa-Bantu kommen nach Kaffraria	1665–1715 Ludwig XIV.
1679 Stellenbosch gegründet	
1688 Ankunft der Hugenotten	1688 Großer Kurfürst †
1697 Franzosen am Senegal	
1679–1699 Gouverneur Simon van der Stel	
1713 Erste Pockenepidemie	1701–1714 Spanischer Erbfolgekrieg
1742 Hafen Simonsbai gegründet	
1755 Zweite Pockenepidemie am Kap	

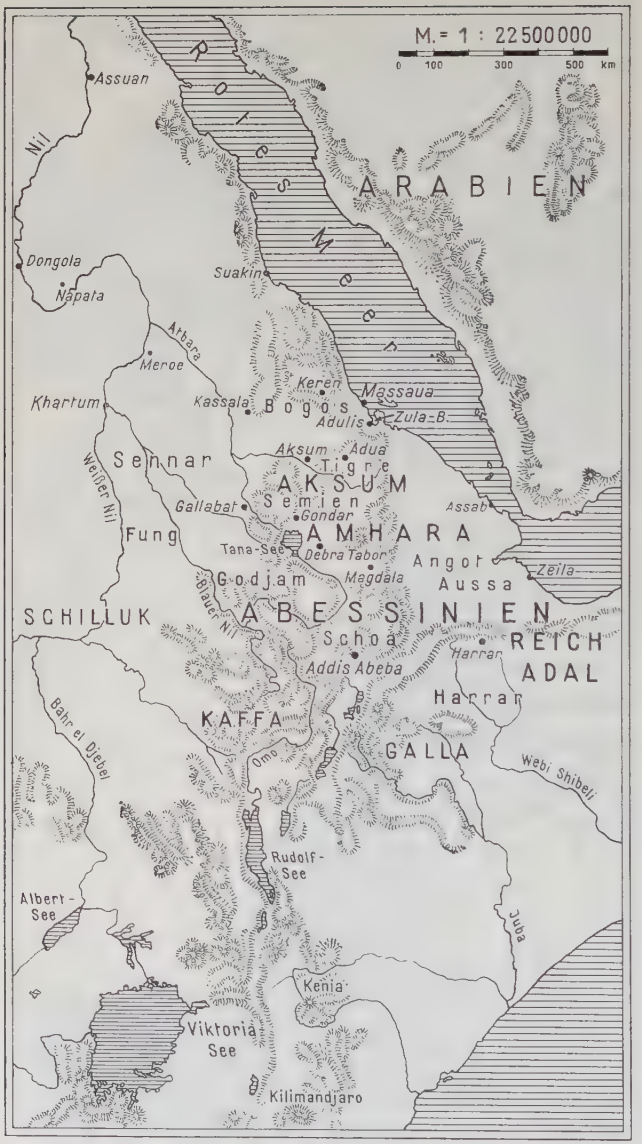
Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1767 Dritte Pockenepidemie am Kap	1763 Pariser Friede. Frankreich verliert den Kampf in Indien
1779–81 Erster Kaffernkrieg	
1781 Landung der Franzosen am Kap	
1786 Gründung von Graaff-Reinet	
1787 Sklavenbefreiung in Freetown	
1789–93 Zweiter Kaffernkrieg	1788 Gründung der »African Society« in London
1791 Versuche zur Lösung des Niger-problems	
1795–97 Mungo Park am Niger	
1795 Erste Eroberung der Kapkolonie durch England	
1798–99 Hornemann in Ägypten und in der Sahara	1798/99 Napoleon in Ägypten
1799–1803 Dritter Kaffernkrieg	
1803–1806 Kap wieder holländisch	
1806 Zweite Eroberung durch England	1807 Verbot des Sklavenhandels durch England
1812 Vierter Kaffernkrieg; Revisions-prozesse	
1814 Abtretung der Kapkolonie an England	1815 Ende der Herrschaft Napoleons
1816 Cailliés erste Afrikareise	
1816–28 Zulu-Tyrann Caka	
1818–19 Fünfter Kaffernkrieg	
1818–20 Ankunft von 4 500 englischen Siedlern	
1820 Expedition Clappertons und Denhams	
1828–40 Zulu-Tyrann Dingaan	1823–30 Verbot des Sklavenhandels in Spanien und Portugal
1828 Aufhebung der Hottentotten-gesetze	
1827–28 Caillié in der Sahara	
1830–1831 Richard und John Lander in Benin und an der Nigermündung	1833 Allgemeines Verbot der Sklaverei im Britischen Reich. Gründung des deutschen Zollvereins
1835 Sechster Kaffernkrieg	

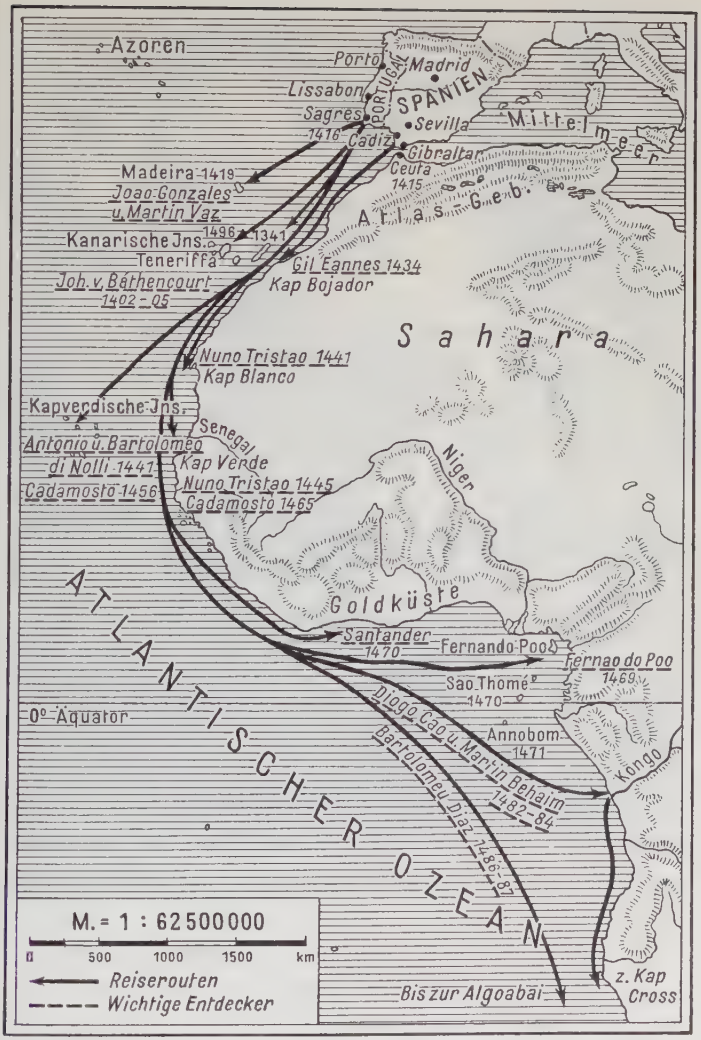
Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1835–36 Beginn der Burenauswanderung	
1837 Matabele ziehen sich an den Limpopo zurück	1837–1901 Königin Victoria von England
1838 Großer Treck. Ermordung von Piet Retief	
1838 Andries Pretorius besiegt Dingaan	
1839 Gründung von Pietermaritzburg	
1840 Vortrecker unterwerfen die Zulu	
1840 Tod Dingaans, Zulureich von Buren abhängig	

Historische Karten

Ägypten und Vorderer Orient

Donau
Don
Wolga
Schwarzes Meer
REICH DER HETHITER
Mittelmeer
Byblos
Tyrus
Sidon
Joppe
Gaza
Libyen
Gizeh
Sakkara
Nil
Tell el Amarna
Sinai
ÄGYPTEN
Theben
Koseir
Jns. Elephantine
Syene
1. Katarakt
Südgrenze d. Alten Reiches
2. Katarakt
Südgrenze d. Mittl. Reiches
Kusch
3. Katarakt
Südgrenze des Neuen Reiches
Napata
4. Katarakt
Nubien
Meroe
Atbara
Blauer Nil
Weißer Nil
Aksum
Rotes Meer
PUNT
Mesopotamien
Euphrat
Tigris
Ninive
Assur
Babylon
Nippur
Ur
ARABIEN
Bab-el-Mandeb
Golf v. Aden
Kap Guardafui
M. = 1 : 30 000 000
0 100 300 500 700 km

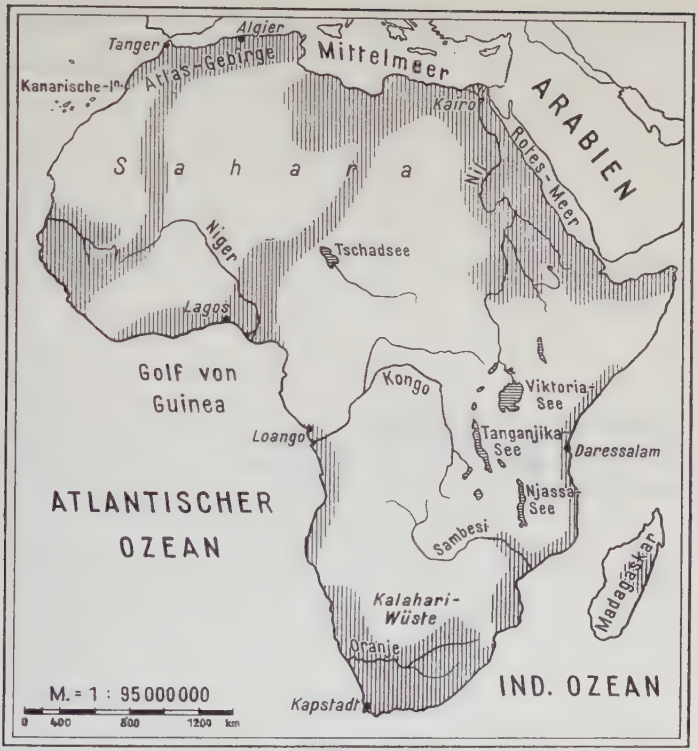

M.= 1 : 22500000
0 100 300 500 km
Assuan
Nil
ROTES MEER
ARABIEN
Dongola
Napata
Suakin
Atbara
Meroe
Khartum
Kassala
Keren
Massaua
Bogos
Adulis
Zula-B.
Sennar
Aksum
Adua
Tigre
AKSUM
Semien
Assab
Weißer Nil
Gallabat
Gondar
Fung
AMHARA
Tana-See
Debra Tabor
Angot
Zeila
Godjam
Magdala
Aussa
Blauer Nil
SCHILLUK
ABESSINIEN
Schoa
REICH
Harrar
ADAL
Addis Abeba
Harrar
Bahr el Djebel
KAFFA
GALLA
Omo
Webi Shibeli
Rudolf-See
Albert-See
Juba
Kenia
Viktoria See
Kilimandjaro



Erste Entdeckungsreisen der Portugiesen

Linke Seite: Herrschaftsbereiche in Nordostafrika

Die Vortreckerzüge in Südafrika; links oben: Kapstadt und Umgebung



Die weißen Flecken (um 1850); nur der auf der Karte schraffierte Teil Afrikas ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Europäern bekannt

Quellenangabe der Bilder

Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin: 5
Historisches Bildarchiv, Bad Berneck: 1
Paul Popper, London: 5
Ullstein-Bilderdienst, Berlin: 8

Quellen und Literatur

Zu Ferner Strand Afrika

Adametz, L., »Herkunft und Wanderungen der Hamiten« (Wien 1920). – *Andrée, J.*, »Bergbau in der Vorzeit« (Leipzig 1922) – *Barthel, K.*, »Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrikanischen Kontinents« (Zeitschrift f. d. Gesellschaft für Erdkunde, Leipzig 1893) – *Baumann, H.*, »Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythus der afrikanischen Menschen« (Berlin 1936) *Behn, F.*, »Kultur der Urzeit« (Berlin 1950) – *Bieber, F. J.*, »Das Hochland von Südäthiopien« (Gotha 1908); »Kaffa, ein altkuschitisches Volkstum in Innerafrika« (I. Bd. Münster 1920, II. Bd. Wien 1923); »Das staatliche Leben der Kaffitscho« (in Nr. 11 des »Globus«, Braunschweig 1908) – *Bieber, O.*, »Geheimnisvolles Kaffa« (Wien 1948) – *Breasted, J.*, »Geschichte Ägyptens« (Bertelsmann) – *Breusing, A.*, »Die Nautik der Alten« (Bremen 1886) – *Bry, D. de*, »Beschreibung des Königreiches Kongo in Afrika« (Frankfurt 1697) – *Buschan, G.*, »Die Sitten der Völker« (Stuttgart, Berlin, Leipzig, 4 Bde.) – *Buschick, R.*, »Die Eroberung der Erde« (Leipzig 1934) – *Butcher, E. L.*, »The story of the church of Egypt« (London 1897) – *Dammann, E.*, »Beiträge aus arabischen Quellen zur Kenntnis des negerischen Afrika« (Kiel 1929) – *Defremery-Sanguinetti*, »Voyages d'Ibn Batoutah« (Paris 1854) – *Dietzel, K. H.*, »Die Südafrikanische Union« (Berlin 1934) – *Dillmann*, »Über die Anfänge des axumitischen Reiches« (Akadem. d. Wissenschaft, Berlin 1878) – *Edrisi*, »Africa« (hrsg. v. Hartmann, Göttingen 1796) – *El Bekri*, »Description de l'Afrique Septentrionale« (Algier 1913) – *Erdmann, K.*, »Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens« (Stuttgart 1935) – *Eydoux, H. P.*, »Die Erforschung der Sahara« (Freudenstadt 1949) – *Frobenius, L.*, »Dämonen des Sudan« (Jena 1924); »Kulturgeschichte Afrikas« (Bertelsmann); »Und Afrika sprach« (Berlin 1912/13) – *Gagler, A.*, »Van Riebeeck gründet die Kapstadt« (München 1936) – *Gie, D.*, »Geskiedenis van Suidafrika« (Stellenbosch 1928) – *Godée-Molsbergen*, »Zuid-Africas Geskiedenis in Beeld« (Amsterdam 1913) – *Hartmann, R.*, »Die Völker Afrikas« (Leipzig 1879) – *Hennig, R.*, »Das Christentum im mittelalterlichen Asien und sein Einfluß auf die Sage von Priester Johannes« (in Hist. Vierteljahresschrift, XXIX Jhgg. Dresden 1934) – *Hintrager, O.*, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – *Hirschberg, W.*, »Wanderungen und Herkunft milotischer Völker« (Forschg. u. Fortschritte 1932) – *Ibn Batuta*, »Travels in Asia and Africa« (London 1929) – *Ibn Khaldou*, »Histoire des Berbères« (Paris 1925) – *Iselin*, »Das einstige christliche Mohrenreich Sudan« (»Pionier«

1916) – *Jacques, N.*, »Martin Behaim« (Berlin 1942) – *Kestell*, »Die Voortrekkers« (Kapstadt 1930) – *Kiepert, H.*, »Lehrbuch der alten Geographie« (Berlin 1878) – *Kolb, P.*, »Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der Guten Hoffnung« (Nürnberg 1719) – *Kropf, A.*, »Das Volk der Xosa-Kaffern« (Berlin 1889) – *Lebzelter, V.*, »Die Vorgeschichte von Süd- und Südwestafrika« (Leipzig 1930) – *Leipoldt*, »Die Groote Trek« (Kapstadt 1938) – *Leo Africanus*, »The history and description of Africa« (hrsg. v. R. Braun, London 1896) – *Littmann, E.*, »Abessinien« (Hamburg 1935); »Heldentaten des Dom Christoph da Gama in Abessinien« (Berlin 1907) – *Luschan, F. v.*, »Die Eisentechnik in Afrika« (Zeitschr. f. Ethnologie 1909) – *Mac Leod*, »Chiefs and cities of Central Africa« (Edinburgh 1912) – *Mekay, G. R.*, »The antiquity of men in Southafrica« (in Belangryke Historische Documenten Nr. 2, Kapstadt 1896) – *Moritz, E.*, »Die Deutschen am Kap« (Leipzig 1935) – *Olschki, L.*, »Der Brief des Presbyters Johannes« (Hist. Zeitschrift Bd. 144, München 1931) – *Oppert, G.*, »Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte« (Berlin 1864) – *Orr, C. W. J.*, »The making of Northern Nigeria« (London 1911) – *Östrup, J.*, »Die Mauren und Marokko« (Kopenhagen-Berlin 1928) – *Park, M.*, »Reisen im Innern von Afrika« (Berlin 1799); »Tagebücher« (Hamburg 1815) – *Passarge, O.*, »Geographische Völkerkunde« (Berlin 1915) – *Preller, G.*, »Andries Pretorius« (Pretoria 1937); »Dagboek van Lous Trichardt« (Kapstadt 1938); »Voortrekker-mense« (Kapstadt 1934/38); »Voortrekker Wetgewing 1839 tot 1845« (Kapstadt 1924) – *Rathjens, C.*, »Die Juden in Abessinien« (Hamburg 1921) – *Richter, J.*, »Geschichte der evangelischen Mission in Afrika« (Gütersloh 1922) – *Riebeeck, J. v.*, »Dagverhaal« (hrsg. v. Hist. Genootschap te Utrecht 1884, 1892/93) – *Ringwald, W.*, »Häuptlingswesen und indirekte Verwaltung auf der Goldküste« (Archiv f. Anthropologie XXVIII.) – *Römer, L. F.*, »Nachrichten von der Küste Guineas« (Kopenhagen 1769) – *Schleicher, A. W.*, »Geschichte der Galla« (Berlin 1936) – *Schoof, W. H.*, »Periplous maris Erythraei« (Stuttgart 1912) – *Schooter, J.*, »The Kafirs of Natal and the Zulu-Country« (London 1857) – *Sievers-Hahn* »Afrika« (Allgem. Länderkde., Leipzig 1901) – *Söderbergh, T.*, »Ägypten und Nubien« (Lund 1941) – *Soga, J. H.*, »The south-eastern Bantu« (Johannesburg 1930) – *Storbeck, F.*, »Die Berichte der arabischen Geographen des Mittelalters über Ostafrika« (MSOS 1914, Ostafr. Abtlg.) – *Theal*, »Belangryke Historische Dokumenten« (Kapstadt 1896); »The beginning of Southafrican history« (London 1902) – *Thungerg, C. P.*, »Reisen in Afrika und Asien« (Berlin 1792) – *Walker, J.*, »Der Große Treck« (Leipzig 1938); »History of Southafrica« (London 1935) – *Wallengreen, H.*, »Die großen Entdeckungsreisen« (Kopenhagen–Berlin 1928) – *Walt*, »Die Ausdehnung der Kolonie am Kap der Guten Hoffnung 1700–1779« (Berlin 1928) – *Werder, P. v.*, »Staatsgefüge in Westafrika [Yoruba, Nupe, Aschanti, Mosi, Mandingo]« (Stuttgart 1938) – *Westermann, D.*, »Geschichte Afrikas« (Köln 1952) – *Weule, K.*, »Völkerwanderungen in Afrika« (Verhdlg. d. XIX. Deutschen Geographen-Tages Straßburg, Berlin 1915) – *Wiese, C.*, »Beiträge zur Geschichte der Zulu im Norden des Zambesi etc.« (Zeitschr. f. Ethnologie 32. 7, 1900) – *Winterbottom, Th.*, »Nachrichten von der Sierra Leone-Küste« (Weimar 1805) – *Wölfel, D. J.*, »Die Hauptprobleme Weiß-Afrikas« (Archiv für Anthropologie N. F. XXVII., 1941, 3–4) *Wolff, K.*, »Die Entstehung der frühen Ful-Staaten in Senegambien« (Beitrag z. Gesellg. u. Völkerwissenschaft, Berlin 1950) – *Zechlin, E.*, »Maritime Weltgeschichte« (Hamburg 1947) – *Zierer O.*, »Geschichte Indiens und des Islam« (Murnau 1955) – *Zylars, E.*, »Das Land Punt« (in »Zeitschr. für Eingeborenensprachen«, Leipzig 1941/42).

Personen- und Sachregister

Aelius Gallus 40
Affonso I. vom Kongo 107, 125
Ahmose 9
Alexander VI., Papst 113
Amon-Re 9, 12, 14, 26, 27, 30
Aristoteles 199
Assarhaddon von Assyrien 35
Augustus Octavian, röm. Kaiser 40
Aveiro, Alfonso d' 100, 101, 102

Balbus, Cornelius 40
Banks, Sir Joseph 196, 197, 198, 200
Barreto, Francisco 130
Behaim, Martin 90, 91, 92, 93, 104
Belisar, Feldherr 43
Brun, Ambrosius 133

Cabral, Pedro Alvarez 116, 117
Cadamosto, Alvise 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 88
Caka, Zulukönig 268, 269, 270, 271, 283, 286, 287, 289
Camões, Luis de 94
Cão, Diego 89, 90, 91, 92, 93, 94, 104
Chnum, ägypt. Gott 9
Covilhão, Pedro de 108, 109, 110, 111, 112, 113

David, König Israels 33
Diaz, Bartholomëu 94, 95, 113, 117, 118
Dingaan, Zuluhäuptling 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 286, 287, 289

Eannes, Gil 73
Elisabeth I. von England 132
Eratosthenes von Alexandria 39

Ferdinand von Aragon 116
Friedrich Wilhelm I. von Preußen 133

Gabus, Jean 7
Gama, Estevaos da 118
Gama, Vasco da 113, 114, 115, 116, 118, 120, 121
Gardiner, Kapitän 268, 269, 271, 272, 274, 276, 277, 278, 279
Geiserich, König der Vandalen 43
Goens, Ryklof van 147 ff., 154
Gomes, Diego 83
Graaffs, van den 180, 183

Hannibal, karthag. Feldherr 39, 42
Hanno, karthag. Flottenführer 37, 38
Hapis, ägypt. Gott 11
Hatschepsut, Makaré, Königin von Ägypten 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 20, 26, 27, 30, 31, 32, 134
Hawkins John 130, 131
Heinrich der Seefahrer 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 88

Hekko, nubischer Gott 48, 69
Herodot 20, 36, 37, 39, 199
Hiram von Tyrus 33, 34
Hornemann, Friedrich 222, 224, 225
Houghton, Major 200, 215

Ibn Batuta 55, 56, 87
Ibn Chaldun 84
Imhoff, Gustav Willem van 170, 171
Isabella von Kastilien 116

Johann I. vom Kongo 104, 107
Johann II. von Portugal 89, 92, 94, 95, 96, 98, 99
Justinian I., Kaiser 43, 112

Kambyses von Persien 41
Kaschta, König 34, 35
Kolumbus, Christ. 88, 107
Krüger, Paul 249, 253

Las Casas 194

Malfante, Antonio 76, 77, 78
Manuel, König von Portugal 116
Maritz, Gerrit 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 269, 270, 271, 272, 281
Melo, Christoffero de 76, 78, 89
Mentuhotep, Pharao 13
Mohammed 47, 52

Napoleon I. von Frankreich 223, 224
Necho II., Pharao 35, 36
Nero, Kaiser 40, 41

Osiris, ägypt. Gott 10

Panda, Zulukönig 283, 284
Park, Mungo 196, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 211 f., 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 227, 228
Philip, Dr. John 229, 230, 231, 233, 234, 235, 236, 239, 244, 245, 257, 265, 268, 271
Plettenberg, Gouverneur 172, 173
Plinius 39, 95
Polybios 39
Potgieter, Andries H. 248, 249, 250, 251, 253, 255, 256, 257, 260, 261, 262, 263, 264, 266, 271, 281
Pretorius, Andries 282, 283, 284
Psammetich I., Pharao 35, 47
Ptolemäos von Alexandria 20, 41, 94

Ramses I. von Ägypten 32
Ramses III. von Ägypten 33
Regiomontanus 89
Retief, Piet 249, 252, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 269, 270, 271, 272, 274, 275, 276, 277, 278, 280
Riebeeck, Johann van 134 ff.

Saba, Königin von 130
Sahureh, Pharao 12
Sallust 42
Salomo, König 33, 34, 130, 134
Schoschenk 33
Schubart, Christian Friedrich Daniel 182
Seneca 41
Senmuth, Günstling der Königin Hatschepsut 8, 10, 11, 12, 15, 16, 17, 18, 27, 28, 29, 30, 32
Septimius Severus, röm. Kaiser 42
Sindbad der Seefahrer 54
Stel, Willem Adriaan van der 158, 159, 161, 162, 164, 165, 166
Strabo, griech. Gelehrter 39, 95
Suetonius Paulinus 40

Tanit, afrik. Göttin 42
Tanut Amon, Pharao 35
Thutmosis I. von Ägypten 20, 26, 31
Thutmosis III. von Ägypten 7, 8, 9, 10, 11, 13, 16, 17, 20, 26, 31, 32, 34, 41
Tiglat-Pileser I. von Assyrien 33
Tiglat-Pileser III. von Assyrien 34
Tippu (Bab es Dharan) 57, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 65, 66
Tristão, Nuno 73, 76, 77, 78, 79, 80, 82, 83
Tulbagh, Ryk 171
Typhon, ägypt. Gott 10

Usodimare, Antonio 88

Wagenaar, Zacharias 157, 163
Waterboer, Andries 230, 235, 236, 245
Wynen, Jan 133

Inhalt

GESCHICHTE AFRIKAS I

Gold, Weihrauch und Myrrhen	7
Die Legende vom Süden	32
Kampf um Abessinien	46
Die Portugiesen	70
Erster Blick hinter den Schleier	93
Weiße Punkte im Schwarzen Erdteil	116
Neue Heimat am Kap	134
Unter dem Kreuz des Südens	157
Ins heiße Afrika	167
Die Barbaresken Nordafrikas	184
Abenteuer am Niger	195
Der große Treck	228
Der schwarze Nero	260
Wandernde Völker	284

ANHANG

Anmerkungen	295
Begriffserklärungen	296
Zeittafel	300
Historische Karten	306
Quellenangabe der Bilder	312
Quellen und Literatur	313
Personen- und Sachregister	315